

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Landeskunde der Provinz Brandenburg

in 5 Bänden

Die Kultur

Mielke, Robert

Berlin, 1916

Bildung, Wissenschaft und Erziehung (Dr. Richard Galle)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-5373

Vorbemerkung.

Eine Landeskunde soll offenbar das für das betreffende Gebiet Charakteristische und Eigentümliche von allen Seiten derart beleuchten, daß ein territoriales Individuum klar zu erkennen ist. Am wenigsten Anteil an einer solchen Individualität hat in unserem Falle gerade das hier behandelte geistige Leben. Die Mark Brandenburg ist nur verhältnismäßig kurze Zeit vereinzelt und selbständig geblieben, ihre Verbindung mit dem Gesamtstaat Preußen und weiter mit dem alten und neuen Deutschland mußte alle Eigenart verwischen. Zudem liegt es im Wesen des geistigen Lebens überhaupt, daß es über die engen Grenzen seiner Geburt hinausstrebt und tausendfältigen Einflüssen seine Tore öffnet. Die Wissenschaft im besonderen ist immer international gewesen, um so mehr war sie stets gesamtdeutsch. Es hat kaum jemals eine sächsische, schwäbische, brandenburgische Wissenschaft gegeben. Aber diese Wissenschaft ist doch auch wieder gebunden an äußere Veranstaltungen, an kirchliche und staatliche Institute, und dadurch nimmt sie in gewissem Sinne auch den Charakter des sie umschließenden Staatswesens an. Jedem Staatswesen kann man somit auch ein besonderes Bildungswesen und zum Teil selbst eine besondere Wissenschaft zugestehen.

Indes die Mark Brandenburg ist längst kein Staat mehr für sich, und so hat sie auch in dieser Hinsicht nur noch Reste einer Selbständigkeit als Provinz aufzuweisen.

Für die Darstellung des Bildungswesens der Mark Brandenburg innerhalb einer allgemeinen „Landeskunde“ der Provinz mußte es sich unter den dargelegten Umständen darum handeln, alle territorialen Besonderheiten, die man zu erkennen vermag, hervorzuheben und sie im Gange der Ereignisse aufzuspüren; ferner aber auch dem Gesamtstaate in seinem Geistesleben so viel Beachtung zu schenken, als davon das provinzielle und das des hauptstädtischen Brennpunktes in sich verkörpert.

Wer diese Aufgabe überschaut, wird zugestehen, daß sie große Schwierigkeiten bietet, und daß sie erklärlicherweise noch niemals in Angriff genommen worden ist. Der hier vorliegende Versuch der Art bedarf demnach ganz besonders der Nachsicht einer sachverständigen Lesewelt.

Erste Periode.

Vorreformatorsche Zeit.

Mit dem Beginne der großartigen Kolonisationslätigkeit der Deutschen im Osten ihres Reiches (seit dem 11. Jahrhundert) wurde zunächst das Landgebiet, welches die jetzige Mark Brandenburg umfaßt, ihr Besitz. In hartnäckigen, blutigen und grausam geführten Kämpfen verdrängten allmählich die Deutschen ihre östlichen Nachbarn oder

nahmen diese schließlich fast restlos in sich auf. Aber diese Germanisierung war nicht zugleich eine Kultivierung. Dem man kann kaum sagen, daß die niederdeutschen Eroberer einen höheren Stand der Gesittung schon erreicht hatten als die überwundenen Slawen. Jene standen an Primitivität der Kenntnisse und Fertigkeiten und an Tiefstand der ethischen Anschauungen diesen gewiß nicht nach, wie die erste Zeit der Kolonisationskriege ziemlich deutlich macht. Was die erobernden Sachsenstämme vor den Slawen zu jenen Zeiten voraus hatten und ihnen das Übergewicht gab, war einesteils vielleicht die größere, rohe körperliche Kraft, anderenteils der Zusammenhang mit kulturell höher stehenden Volksverwandten und Reichsgenossen, mit den Franken und Alemannen im westlichen und südlichen Deutschland und dem alten Kulturland der römischen Provincia Germanica. Und ein solcher geistiger Zusammenhang ist für die Mark Brandenburg, wie wir sehen werden, im Laufe der Entwicklung noch des öfteren von Einfluß gewesen, bevor sie sich zu einem eigenartigen und teilweise selbständigen Kulturgebiete innerhalb des deutschen Lebens entporgeschwungen hatte.

Im Westen des Deutschen Reiches war schon zu Anfang dieser Kolonisationskriege längst die christliche Religion herrschend geworden, deren Kirche mit großer Propagandakraft die tiefsten kulturellen Tendenzen verknüpfte.

Als der gewaltige Askaner, Markgraf Albrecht der Bär, in der Mitte des 12. Jahrhunderts die Grenzgebiete des Deutschen Reiches erweiterte und sie mit streitbewährten Kolonisten aus den Territorien der Sachsen und aus den Niederlanden besetzte, da zogen sich die angefessenen Slawen, dem Stärkeren weichend, in die Sümpfe und dichten Wälder der Havelniederungen zurück. Die Flucht des Besiegten war aber nicht der Erfolg, den die Streiter unter dem Kreuzesbanner erwünschten: Sie wollten völlige Unterwerfung unter weltliche und kirchliche Herrschaft; das religiöse Interesse war mit dem politischen untrennbar verbunden.

Schon im 10. Jahrhundert war das Bistum Havelberg (946) gegründet worden, bald darauf auch das Bistum Brandenburg, die dann beide zusammen mit noch anderen Bistümern dem Erzbistum Magdeburg unterstellt wurden (968). Die wackeren streitbaren Bauern allein konnten jedoch die Kolonisierung der neugewonnenen Gebiete in dem gewünschten Sinne nicht durchführen, und so wurden die geistigen Pioniere des damaligen Christentums, Mönche, ins Land gerufen. Zuerst war es der Prämonstratenserorden, der christliche Mittelpunkte in den neuen Gebieten schuf, vor allem Kloster Jerichow in der Uckermark. Bald aber treten an seine Stelle mit weit größerem Erfolg und nachhaltigerer Kraft die Zisterzienser, welche kaum ein halbes Jahrhundert vorher in Frankreich als Orden gestiftet, erst vierzig Jahre vorher in Deutschland ihre ersten Niederlassungen begründet hatten.¹⁾ Walkenried im Harz war das erste Zisterzienserkloster im Sachsenlande, gegründet 1229, und wurde die Stammutter der meisten mönchischen Niederlassungen in den Gebieten der Mark. Dem mit Albrecht dem Bären verbündeten Erzbischof Wichmann von Magdeburg ist die Einführung der Zisterzienser in das Herz des Kolonisationsgebietes zu danken. Innerhalb der späteren Mark Brandenburg erhebt sich 1170, als eine Stiftung des Erzbischofs selbst, Kloster Zinna bei Jüterbog, 1180, vom Markgrafen Otto I. gegründet, Lehnin, südlich der Stadt Brandenburg, bald darauf Arendsee in

¹⁾ Fr. Winter, Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands . . . Gotha 1868.

der Altmark, 1266 Chorin bei Eberswalde. Es lag in der Eigenheit dieses Mönchsordens, daß immer das Tochterkloster in einem gewissen, strengen und dauernden Abhängigkeitsverhältnis zum Mutterkloster blieb, einer so zwingenden Abhängigkeit, daß man von einer Art streng militärischer Gliederung unter diesen Klöstern gesprochen hat. Und dieser feste Zusammenhang des Neuen mit dem Alten hatte offenbar das Gute, daß auch die äußersten Vorposten der mönchischen Zeitkultur mit ihren weltlicher gelegenen älteren Zentren in dauernder Fühlung blieben.

So wäre der Zisterzienserorden ganz geeignet gewesen, als Bildungspionier für die östlichen Provinzen des Deutschlands zu wirken. Er hat diese Aufgabe in nur sehr bescheidenem Maße erfüllt. Und auch das lag in seiner ursprünglichen Idee begründet. War seine Gründung und seine Weiterbildung durch den gewaltigen Bernhard v. Clairvaux eine Opposition gegen das verwellichte und verweichlichte Mönchtum der Benediktiner, wie es z. B. der berühmte Bischof Anselm von Havelberg (zirka 1250) uns beschreibt, so mußte der Orden das klösterliche Ideal auf ganz anderen Wegen zu erreichen suchen, als es bisher geschehen war, und er näherte sich somit, gleichwie seiner Zeit die Klunienser, dem wissenschaftsfeindlichen Extrem der Askese. Ja, man suchte es jenen an streng asketischer Auffassung der Mönchspflichten noch zuvor zu tun, wie aus einer in der Kirchengeschichte bekannten Schrift, dem Dialog zwischen Vertretern der beiden Reformklöster Clugny und Cîteaux hervorgeht.

Die Mönche selbst durften — nach den ursprünglichen Regeln ihres Ordens — nur so weit nach Kenntnissen und Wissenschaft trachten, wie dies unumgänglich zur Ausübung des geistlichen Berufes erachtet wurde. Selbst das Studium des kanonischen Rechtes war ihnen anfangs untersagt, das doch andere geistliche Orden als obligatorisches Fach betrachteten. Den „Konversen“ dagegen, die keinerlei geistliche Verpflichtungen hatten, war wissenschaftliche Beschäftigung überhaupt verboten. Ihnen war nur gestattet, das „Vaterunser“, den „Glauben“, das „Miserere“, das „Ave Maria“ und ähnliche Katechismusstücke zu lernen, niemals aber aus einem Buche, sondern nur durch mündliche Unterweisung. Ebenso enge Schranken fanden die Frauen: In den Nonnenklöstern war es direkt verboten, Mädchen, die mit weltlicher Kleidung angetan waren, zu unterrichten. Die Stärke des Zisterzienserordens lag also nicht in seinem geistigen Leben, sondern in der prinzipiellen Beförderung der Bodenkultur. Und hierin ist von diesen Mönchen schon im 12. und 13. Jahrhundert Großes geschaffen worden, und nur dieser Tätigkeit (vgl. die entsprechende Abteilung dieser Landeskunde) wegen ist ihr Orden, trotz der späteren Konkurrenz, recht eigentlich der geistliche Orden der Mark Brandenburg zu nennen; er ist nur in schwächerem Sinne ihr erster Lehrmeister gewesen.

Freilich liegt es in der dem Geiste innewohnenden Macht, daß auch unabsichtlich die einfachen, vielfach nur dem werktätigen Leben hingeebenen frommen und schweigsamen Männer der Klöster den Segen einer höheren Bildung, den Wert größeren Wissens wortlos predigten und unbewußt lehrten. Sie, die Bewohner des stillen, einsam gelegenen Klosters, waren es, die die Gläubigen und Wissbegierigen versammelten, um ihnen von Glauben und Kirche zu reden; unter ihnen allein fanden sich Männer, die es verstanden, in jenen Büchern zu lesen, aus denen die heilverkündenden Botschaften geschöpft wurden, oder Schriftstücke aufzusetzen, die Besitz oder Recht auch für die Zu-

kunst vertrieben. Die Ehrfurcht des naiven Naturmenschen vor gesteigerter Intelligenz ließen sie zuerst in dem alten Wendenland erwachsen. So waren unstreitig die Zisterzienserklöster Pflanzstätten des geistigen Lebens, milderer Sitten und Schulen für einfache Kenntnisse.

In der That hatten bald auch die Zisterzienser in ihren Klöstern gleich den Benediktinern Schreibstuben (scriptoria) und Bibliotheken (armaria); bestimmte Stunden wurden den Mönchen zum Bücherstudium vorgeschrieben. Aber ängstlich wurde vor jedem vermeintlichen Übermaß gewarnt. Bücher zu verfassen und gar Verse zu machen, das als weltliches Vergnügen galt, war verboten und wurde mit Verweisung in ein fremdes Kloster bestraft. Nur wenige weltliche Werke sind in ihren Klöstern abgeschrieben worden, z. B. einige Geschichtswerke des Mittelalters. Erst durch das Beispiel und die gefährliche Konkurrenz der nach 1200 neu entstandenen Bettelorden wurden auch die Zisterzienser mehr auf die Wichtigkeit der Studien für jegliche Einflußnahme auf das Volk hingewiesen, und sie begannen sich etwa seit 1240 an dem Leben an der Universität Paris sowie an Gründungen von Teil-Hochschulen („Studien“) zu beteiligen, und seit dem 14. Jahrhundert schärften Generalkapitel und Ordensobere wiederholt das ernsthafte Betreiben der Studien ein. Der Besuch der Universität Paris wird für gewisse Prozentsätze der Mönche vorgeschrieben, und der Magistergrad als ein Schmuck jedes Ordensmannes, besonders aber der Abte, empfohlen. Nach der Pariser Universität erlangte die Prager dann die Bedeutung einer Art Ordensuniversität für die Zisterzienser der märkischen Gegenden.

Nun entstanden auch in den Klöstern unserer Heimat ansehnliche Bibliotheken. Lehnin besaß um 1514 einen Bücherkatalog, der 600 Nummern umfaßte: Neben der natürlich überwiegenden Theologie auch die klassischen Autoritäten des Mittelalters, wie den lateinischen Aristoteles, Seneca, Macrobius, Boethius, Isidor, Donat, und selbst Lehrbücher der Medizin, Geometrie und Astronomie fehlten nicht. Die Altzeller Büchersammlung kam später nach Leipzig. Dem Zuge der Zeit nach höherer Bildung konnten sich also auch diese asketischen Mönche nicht ganz verschließen. Doch hat man die klassischen Dichter und Rhetoren des Altertums bei ihnen innerhalb der Klostermauern anscheinend kaum geduldet. Auch der Buchdruckerkunst öffneten sich einige Jahrzehnte nach deren Erfindung die märkischen Klosterpforten. Schon 1493 druckte Abt Nicolaus von Zinna einen mit Holzschnitten geschmückten Marienpsalter.

Zu dem bemerkenswerten Umschwung zugunsten des Bildungswesens innerhalb des Ordens hatte auch die Einsicht geführt, daß die stark gesunkene Klosterzucht durch nichts so gehoben werden könnte, als durch den sittlichen Einfluß ernster geistiger Arbeit bei männlichen und weiblichen Klosterinsassen.

Es kam jedoch bei dem Charakter dieses in der Mark Brandenburg maßgebenden geistlichen Ordens nicht wundernehmen, wenn verhältnismäßig wenig Männer überhaupt sich in Wissenschaften hervorgetan haben; und die wenigsten von diesen haben das Ordenskleid der Zisterzienser getragen.

Bischof Anselm von Havelberg war für seine Zeit innerhalb der östlichen Marken eine ganz vereinzelt Erscheinung. Er war wahrscheinlich eine Adliger aus Niedersachsen, — man vermutet in ihm einen Graf von Stade, — und man weiß nicht, wo

er sich seine ganz außergewöhnliche Bildung erworben hat. Da sein Bistum meist noch von den heidnischen Slawen besetzt gehalten wurde, so mußte er außerhalb wohnen. Bei seinem Freunde, dem Erzbischof Norbert von Magdeburg, dem Stifter der Prämonstratenser, pflegte er sich aufzuhalten. Seiner Gelehrsamkeit wegen wurde er mit zu den im 12. Jahrhundert neu aufgenommenen Verhandlungen zwischen der Pappkirche in Rom und der griechischen Kirche in Konstantinopel herangezogen. An einer Gesandtschaft dorthin nahm er teil und disputierte dabei gegen die Gelehrten der gegnerischen Kirche in lateinischer und in griechischer Sprache, womit er die größte Bewunderung erregte. Er war von einem fast humanistischen Bildungseifer befeelt, und, wie Jahrhunderte später die italienischen Humanisten, so besuchte er in der Metropole der Byzantiner alle Klöster und Bibliotheken. Das von ihm in seiner Diözese gestiftete Kloster Jerichow sollte eine Bildungsstätte für Geistliche werden, und vielleicht hätte Anselm auch für die Mark Brandenburg einen bedeutenderen Einfluß auf die Bildung der Geistlichkeit gewonnen, wenn ihn seine politischen Geschäfte nicht allzu häufig außer Landes geführt hätten, und er nicht schließlich gar als Erzbischof von Ravenna der Heimat ganz verloren ging.¹⁾

Eigentümlicher noch war Leben und Schicksal des seltsamen Mannes, den Kaiser Karl IV. der höchsten Ehren würdig hielt: Dietrich Kugelwit aus Stendal, wenn man ihm auch noch kein Denkmal in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ gesetzt hat. Eines Tuchmachers Sohn, hatte er nur die Schule seiner Vaterstadt besucht und war später in Lehnin ins Kloster getreten. Aber als Autodidakt muß er sich eine weitergehende Bildung angeeignet haben. Er besaß vor allem ein ungewöhnliches ökonomisches Talent. Damit hatte er schon in seinem Kloster großen Nutzen gestiftet und die Aufmerksamkeit des Kaisers bei einem Klosterbesuche erregt. Als dessen ausgesprochener Günstling stieg er dann von Stufe zu Stufe und starb 1367 als Erzbischof von Magdeburg. Sein Wirken war jedoch rein praktisch, also ohne literarische Hinterlassenschaft.

Anderer berühmt gewordene Geistliche (denn diese waren bekanntlich zunächst überhaupt die einzigen Gelehrten) gehören schon einer späteren Zeit an. In den Handschriftenbeständen der Berliner Bibliothek sowie der Dombibliothek zu Brandenburg befinden sich noch einige Werke brandenburgischer Bischöfe. Der Bischof von Ebus, Christoff von Rotenhan, Stephan Bodecker, der als der „gelehrteste Bischof von Brandenburg“ gerühmt wird, sowie Dietrich von Stechow, Nicol. Kletzke, Gerh. Fabri u. a. haben geistliche Schriften scholastischer Art hinterlassen, — sämtlich dem letzten Jahrhundert des Mittelalters angehörig. Aus diesen Schriften erkennen wir, daß eine größere Anzahl brandenburgischer Geistlicher einstmals ihre juristisch-kanonistischen Studien, die seit zirka 1400 allgemeiner gefordert wurden, in Prag, Leipzig, auch Rostock, absolvierten; selbst in Bologna finden wir in den Studentenverzeichnissen der „Deutschen Nation“ eine kleine Anzahl Brandenburger Landesfinder. Diese vereinzelten Beweise, daß auch in dem noch zu wenig kultivierten Boden der Mark wissenschaftliche Triebe gediehen, sind sparsam genug. Die Hauptwissenschaft des ausgehenden Mittelalters, die Scholastik, die theologisch-philosophische Spekulation, hat in unserer Mark keine Siege gefeiert.

Von den profanen Wissenschaften hatte die „keusche, objektiv blickende“ Historiographie im geistlichen Stande die meisten Anhänger, und in dessen Reihen hat man auch die

¹⁾ Vgl. Spieker, Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg. Berlin 1839.

Verfertiger der ersten aus der Mark Brandenburg stammenden geschichtlichen Aufzeichnungen zu suchen. Freilich sind uns die ältesten derselben nicht selbst erhalten geblieben, sondern nur Bruchstücke in späteren Überarbeitungen. Drei verschiedene solcher Aufzeichnungen hat man zu sichten gewußt.¹⁾ Das *Chronicon Marchiae* ist uns nur in der ziemlich wertvollen Kompilation des böhmischen Hofgeschichtschreibers Pulkawa erhalten, und vielleicht hat jene Chronik der Kaiser selbst für diesen aus der Mark mit nach Böhmen gebracht.

Die anderen beiden bekannt gewordenen originalen märkischen Geschichtswerke des Mittelalters, eine Bistumschronik von Brandenburg und eine Fürstencronik, sind nur in ganz spärlichen Resten bei späteren Geschichtschreibern zu erkennen.

Außerhalb der geistlichen Kreise war es wohl überall nur die Sorge um das irdische Leben, welche die Naturmenschen veranlaßte, nach Kenntnissen zu trachten, welche als Anfänge einer Wissenschaft angesehen werden können: Die Medizin, natürlich in ihrem ganzen mittelalterlichen Tiefstande, drang zuerst aus den Klosterschulen hinaus in die Laienwelt und suchte die Charlatanerie der Väter und anderer Kurpfuscher allmählich zu verdrängen. Die Laienärzte waren für ihren Unterhalt aber auf das Publikum angewiesen, und das wertvollste Publikum war ihnen natürlich der hohe und reiche Adel oder gar die Fürsten selbst. So finden wir auch am Hofe der brandenburgischen Fürsten frühzeitig (mindestens seit zirka 1400) Leibärzte aus dem Laienstande. Wo diese Männer ihre Wissenschaft gewonnen haben (die einzige medizinische Hochschule von Ansehen war bis ins 15. Jahrhundert das süditalienische Salerno), das wissen wir in den meisten Fällen nicht.

Aberhaupt war es in den Verhältnissen gegeben, daß die Anfänge einer rein weltlichen Bildung zuerst auf den Burgen der Vornehmen und zumal an den Höfen der Fürsten emporblühten, und so darf das geistige Leben der Fürsten in älteren Zeiten am allerwenigsten unbeachtet gelassen werden. Man weiß, daß die ritterliche Bildung auch gewisse Künste umfaßte, deren Pflege wir, entsprechend der reicheren altfranzösischen Literatur, unseren herrlichen deutschen Minnesang nebst dem höfischen Epos im 12. und 13. Jahrhundert verdanken. Diese ganze, nicht verächtliche Bildung, von Frankreich ihren Ausgang nehmend, konnte aber nicht im vollen Maße in die östlichen Kolonisationsgebiete der Deutschen dringen. Dort blieb das Schwert bis ins 14. Jahrhundert noch die einzige Lösung des Lebens. Ganz vereinzelt klingt von dort der Name des Markgrafen Ottos mit dem Pfeil als eines der späteren Minnesänger in den Chor der mittelhochdeutschen Dichtervelt. Im allgemeinen behielten die ostdeutschen Grenzwächter, die märkischen Ritter, die altgermanische, rauhe Art noch lange bei, und die kriegerischen Zeiten der Uskanier und Wittelsbacher waren nicht dazu angetan, die Segnungen einer höheren Bildung erstehen zu lassen.

Einen geistig höheren Zug in das Leben der oberen Gesellschaftskreise der Mark Brandenburg brachte zuerst der Deutsche Kaiser in Person.

Nachdem der diplomatisch gewandte und vor allem auf die Vergrößerung seiner Hausmacht bedachte Kaiser Karl IV. im Jahre 1371 die Mark an sich gebracht

¹⁾ O. Lorenz, *Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhunderts*. Berlin 3. Aufl. 1886/87.

hatte, übernahm er zunächst die Regierung selbst, obwohl er die neue Erwerbung seinen drei noch jungen Söhnen zu Lehen gegeben hatte. Wesentlich aus handelspolitischen Interessen, deren Wahrnehmung den staatsmännischen Blick des Kaisers auch hier erkennen läßt, — wenn seine Absicht einer engeren Verbindung mit dem Haupt der Hansa, Lübeck, auch nicht in Erfüllung ging —, wählte er Tangermünde an der Elbe zu seiner Residenzstadt. Hier hat er in den Jahren 1373—1377, freilich mit längeren Unterbrechungen, Hof gehalten. Der Hauch des weltgeschichtlichen Geschehens, der dadurch in die stille Stadt hineinwehte, mag in ihren Mauern anregend genug verspürt worden sein, und die Menge von fremden Künstlern, die Karl dahin zog, brachten gewiß auch neue Bildungselemente mit. Auch das größere gesellschaftliche Treiben, welches mit der Hofhaltung verbunden war, kann nicht ohne Einfluß auf die Bürgerschaft ringsum geblieben sein.¹⁾ Ja, es geht eine Erzählung, daß Karl ausdrücklich zur Herstellung einer feineren Geselligkeit eine Art Verein gestiftet habe, den einigermaßen rätselhaften „Rehagen“, von dem altmärkische Chronisten erzählen. Und der Bürgermeister Kaspar Helmreich berichtet von einem „Bacchusfeste“ 1377, wo der Kaiser ein festliches Gelage veranstaltet habe, an dem auch Frauen teilgenommen hätten. Dabei sei es einem Ehemanne gestattet gewesen, des anderen Frau zu küssen und sie in allen Ehren in sein Haus zu geleiten. Doch sei diese Sitte bei den folgenden Festen ausgeartet und deshalb von dem Räte der Stadt verboten worden. Wie für solche gesellschaftlichen Experimente, so war auch für die sonstigen neuen Bildungsquellen humanistischer Grundes der Märker noch nicht reif.

Und so war es nur ein aus der Fremde geliehenes Licht, das hier so ungewohnten Schein verbreitete; der Glanz war nach dem endgültigen Fernbleiben des Kaisers vorüber.

Allein — ebenfalls zur Zeit jenes Karls IV. wurde ein neues Herrschergeschlecht aus dem Süden im Lande Brandenburg heimisch, durch das die Verbindung mit fortgeschritteneren Gebieten des Reichs eine natürliche und dauernde wurde: Die Hohenzollern. Diese haben von Anfang an gezeigt, daß sie die Macht einer gewissen Geistesbildung zu schätzen wußten und deshalb sowohl in ihren Familien höherer Bildung Eingang zu verschaffen suchten, als auch — was nicht weniger wichtig — gern hervorragende Geister als Paladine um ihren Thron versammelten.

Schon der erste Hohenzollernsproß, der mit Brandenburg in Verbindung kam, Friedrich I., war — man erkennt es auch ohne besondere Nachrichten — von mehr als durchschnittlicher Bildung unter seinen fürstlichen Standesgenossen. Obgleich die Jugendgeschichte der älteren hohenzollernschen Kurfürsten in neuerer Zeit eine ausführliche und quellenmäßige Darlegung gefunden hat,²⁾ hat man erklärlicher Weise über deren Bildung und Heranbildung doch nur selten ausreichende Kenntnisse. Aber nur durch außergewöhnliche Geistesgaben und überragende Bildung läßt sich der erhebliche Einfluß erklären, den der Hohenzollernburggraf sehr bald an der Politik des Reiches und am Hofe des Kaisers Sigismund gewann.

¹⁾ Vgl. W. Jahn, Kaiser Karl IV. in Tangermünde. Festschrift 1900.

²⁾ G. Schuster u. Fr. Wagner, Die Jugend und Erziehung der Kurfürsten von Brandenburg (Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. 34). Berlin 1906. (Leider steht zu diesem Werke zurzeit noch die Fortsetzung aus.) Diesem Werke ist vieles des zunächst folgenden entnommen.

Für seine ganze Denkart waren sicherlich von erheblichem Einfluß die verwandtschaftlichen Beziehungen mit Italien geworden: Schon als Knabe war er mit einer mailändischen Fürstentochter aus dem Hause Visconti verlobt gewesen, und auch seine spätere Gemahlin war gleichfalls mit den Visconti verwandt. Dort in Italien hatte bereits jene glänzende Zeit begonnen, die von der allseitigen Wiederbelebung des klassischen Altertums den Namen der Renaissance davongetragen hat. Die literarische Seite führt in Deutschland zumeist den Namen Humanismus. Der erste bedeutende literarische Vertreter der neuen, humanistischen Richtung, Petrarqua, hatte soeben erst seinen Weltruhm begründet. Dessen Schriften soll auch Friedrich von Hohenzollern studiert haben, denn er war im Besitz einer ungewöhnlichen Sprachenkenntnis. Echt humanistisch war auch seine Liebe zu den Büchern, und der Besitz einer Bibliothek, wie sie der Markgraf sich angeeignet hatte, war an den Höfen der deutschen Fürsten damals eine Seltenheit. Aber auch das unter seinen Augen aufkeimende bürgerliche Leben der emporstrebenden Handelsstadt Nürnberg hat sicherlich schon dem Jüngling einen weiteren, freieren Blick verschafft. Ihm, dem angehenden Humanisten, war auch die mittelalterliche Unduldsamkeit fremd geworden, und er hat es nicht zu einem rechten Haß gegen die Hussiten bringen können, so daß er sich sehr lau an den Hussitenkriegen beteiligte. Der Kaiser, dessen Günstling er sonst war, hat ihm deshalb lange Zeit gegrollt. Seine vielfach erfolgreiche Politik zeichnete sich durch ungewöhnliche Ehrlichkeit aus, die im angenehmen Gegensatz zum Verhalten anderer Fürsten, zumal des Königs Sigismund selbst, stand; und sie macht seiner Erziehung, deren Einflüsse wir kaum kennen, alle Ehre. Sein fürstlicher Moralgrundsatz, nach dem er sich als „Gottes schlichten Amtmann am Fürstentum“ fühlte, bringt den Gründer der brandenburgisch-preussischen Dynastie sogleich in eine Reihe mit deren hervorragendsten späteren Gliedern und erinnert zumal an seinen großen Nachfahren und Namensvetter auf dem Throne, den Großen Friedrich.

Anders geartet waren die geistigen Neigungen seines Sohnes, des Markgrafen Johann von Bayreuth, der Bruder des zweiten Friedrich. Dieser war — in einseitiger Hinneigung — nur ein Schwärmer für geistige Interessen, der die Regierungsbürde bald ziemlich leicht von sich warf. Er hat als Anhänger der Alchemie, die damals in den märkischen Klöstern besonders eifrige Anhänger gefunden hatte, wie als Humanist sich einigermaßen einen Namen gemacht. Seine Tochter Barbara wurde die Gemahlin eines der Markgrafen zu Mantua aus dem berühmten Hause der Gonzaga, die an ihrem Hofe einen glänzenden humanistisch-gelehrten Kreis versammelten, und war dort die Schülerin des berühmten Vittorino. So begegnen uns die Beziehungen der hohenzollernschen Fürsten aus der fränkischen Linie mit dem italienischen Humanismus auf Schritt und Tritt. Aber die brandenburgische hat sie mittelbar wohl auch verspürt, wenn deren Sprößlinge auf den fränkischen Schlössern zum Teil ihre Erziehung genossen. Hier gerade soll ja — nach einer Entdeckung Wilhelm Wattenbachs — am frühesten der italienische Humanismus wirksam gewesen sein. Der Italiener Uginus hat seit 1456 die vielleicht erste humanistische Schule auf deutschem Boden geleitet und auf der hohenzollernschen Plassenburg bei Kulmbach Schüler um sich versammelt.

Nicht auf gleicher Höhe der Bildung standen Friedrichs I. Nachfolger auf dem Kurfürstenthron. Aber durchgehends beobachtet man an der Regentenreihe im

Hohenzollernhause jene kontinuierliche strenge Erziehungstradition, die die früheste Jugend erst zum Dienen und Arbeiten geschickt zu machen strebt, ehe der Reiz des Herrschens seine Macht ausüben kann. Dabei fällt meist die — allerdings oft durch den Zwang der Notwendigkeit veranlaßte — Erziehung zur Sparsamkeit und strengen Ökonomie auf. Aber in solcher Pädagogik lag ein Teil der späteren Größe Brandenburgs.

Friedrich II., wesentlich am polnischen Hofe aufgewachsen, hatte, durch schwere Jugenderfahrungen gestimmt, eine schwärmerische Religiosität eingesogen, die ihm politisch eine besonders wohlwollende Haltung gegenüber den kirchlichen Organen ausgab. Aber er kannte auch den heilsamen, sittenbessernden Einfluß religiöser Pflege und geistigen Strebens auf die Bewohner eines Landes. Er wünschte deshalb, daß mindestens die Domstifte und Kapitel Pflanzstätten kirchlicher und wissenschaftlicher Bildung werden sollten. In dieser Richtung lag auch die von diesem Kurfürsten ausgehende Gründung des „Schwanenordens“ (1440) kurz nach seinem Regierungsantritt: zugleich ein Reformversuch zur Besserung der Sitten in der Geistlichkeit und im verwilderten märkischen Adel. Des neuen Ordens auf die Reinheit des Herzens deutende Symbole offenbarten die mythische Sinnesweise des Kurfürsten.

Albrecht (Achilles) dagegen war anderen, weit mehr weltlichen Sinnes, und seine Pagenzeit am liebedlichen Hofe der Königin Barbara, zweiter Gemahlin des Kaisers Sigismund, zu Preußen war ganz dazu angetan, diesen Sinn in ihm großzuziehen. Nur in Hinsicht auf seine größere Vorurteilslosigkeit und sein vielseitiges Interesse jedoch kann man ihn als einen „echten Renaissancefürsten“ bezeichnen; seine Bildung blieb eine ziemlich beschränkte. Ofter betont er selbst in seinem ausgedehnten, uns erhaltenen Briefwechsel, daß er nicht studiert habe und spottet über seine schlechte Schrift und seinen ungelentken Stil. Latein zu schreiben, lehnt er immer ab und entschuldigt sich deswegen, wenn er „nymants gelerts“ gerade bei sich hatte. Im übrigen aber, trotz mangelnder Buchwissenschaft, zeigen seine Briefe wie seine gesamte Handlungsweise eine frische, elastische Auffassungsweise von der Welt und den Personen, die durchaus auf realpolitischem Boden steht. Und so besaß er in der Tat „von vornherein ein volles Verständnis für die neu auffommende Bildung, für ihre Verwertbarkeit für das Rechtsleben und den Staat“.¹⁾

Als ein wesentliches Bildungsmittel für fürstliche und adelige junge Leute wurde schon damals — wie die später, im 17. und 18. Jahrhundert allgemein üblich werdenden „Kavaliertouren“ — das Reisen betrachtet, aber nicht das Reisen zu rein weltlicher Erholung und Unterrichtung, sondern vor allem zu religiöser Erbauung und Stärkung im Glauben. Eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande erhöhte auch noch Jahrhunderte nach der Kreuzzugsbegeisterung des 12. Jahrhunderts in den Augen der Standesgenossen das Ansehen eines jungen Ritters oder Fürsten. Auch Glieder des Hohenzollernhauses haben solche nutzbringende Pilgerfahrten unternommen. Von dem Zuge des jungen Albrecht, den dieser noch zu Lebzeiten seines Vaters zusammen mit seinem Bruder nach Jerusalem unternahm, haben wir als seltenes Dokument eine ausführliche Beschreibung

¹⁾ Fr. Priebatsch, Politische Korrespondenz des Kurfürsten Albrecht Achilles, 3 Bde Leipzig 1893—1898.

durch den Leibarzt Meister Johann Kochner, die das lebende Geschlecht an die Orientreise des jetzigen Thronfolgers aus dem Hohenzollernhause im Jahre 1910/11 erinnert.¹⁾ Dem Reisebeschreiber des 15. Jahrhunderts fühlt man die Freude der Bekanntschaft mit soviel Neuem und Ungewohntem nach. Bedeutende Eindrücke werden aber besonders auf der Rückreise dem bereits im Mannesalter stehenden Prinzen zu Mantua, an dem ihm ja verwandtschaftlich verbundenen Hofe der Gonzaga, geworden sein. Die glückliche Heimkehr der Söhne — die Reise hatte nur 174 Tage gedauert — hat den Vater zur Gründung des Domstiftes auf dem Marienberge zu Brandenburg veranlaßt.

Im glücklichen Gegensatz zu der Umgebung seiner Jugend zeigte sich danach Albrecht als Kurfürst selbst als strenger, sparsamer Hausvater und gewissenhafter Erzieher, der zumal auf seinen ältesten Sohn und späteren Nachfolger Johann alle Sorgfalt verwendete. Streng wird der nachmalige Kurprinz jederzeit gehalten, und die Sparsamkeit des Vaters übt ihre erzieherische Wirkung auf den Sohn und dessen Umgebung oft in allzu starker, drückender Weise aus; es wird andauernd dafür gesorgt, daß der Prinz nicht zu früh selbständig werde oder sich nach eigenem Ermessen an den Regierungsgeschäften beteilige. Die Jugendgeschichte dieses Prinzen erinnert somit in mehrfacher Hinsicht an die schweren, berühmteren Lehrjahre seiner Nachkommen, des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen. Prinz Johann war der erste Brandenburger Fürst, der wenigstens einen Teil seiner Erziehung im Heimatlande selbst erfuhr: am Hofe seines Oheims, des Kurfürsten Friedrichs II. zu Tangermünde. Aber auch aus der Ferne, als Markgraf von Ansbach, leitete der Vater die Erziehung des Sohnes, wie der Briefwechsel sowie die Wahl und Instruierung der Lehrer und Hofmeister beweisen. In Ansbach wurde ein junger, tüchtiger Gelehrter aus Franken selbst, der Jurist R. Johannes Stocker, der in Leipzig und Bologna studiert hatte, zum Prinzenlehrer auserwählt. Er ist auch später noch der vertraute Diener des Kurfürsten Johann geblieben und zum Bürgermeister von Berlin aufgestiegen. Eigentümlich aber mutet uns die Nachricht an, daß diesen Mann nicht bloß seine wissenschaftliche Tüchtigkeit empfahl, sondern auch — seine günstige Vermögenslage, die ihm gestattete, auf jedes Gehalt zu verzichten. Über die Unterrichtsgegenstände und die Art der Unterweisung können wir uns nur Vermutungen hingeben. Da Prinz Johann seit dem Rücktritt seines Oheims Friedrichs II. bestimmt war, den Kurhut zu tragen, so wird die bildungsfreundliche Forderung der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. berücksichtigt worden sein, worin der Kaiser verfügt, „ut illustrium principum . . . electorum filii vel heredes et successores, cum verisimiliter Teuthonicum ydioma sibi naturaliter inditum scire presumatur et ab infancia didicisse, incipiendo a septimo etatis sue anno in gramatica Italica ac Selavica lingwis instruantur“.²⁾

Als Hofmeister des Prinzen fungierten die beiden ebenfalls fränkischen Adligen Lorenz von Schaumburg und Andreas von Seckendorf, genannt Rinhofen. Ihnen war vom Vater vor allem Anhaltung zu wirtschaftlicher Sparsamkeit und zum Haushalten zur Pflicht gemacht.

¹⁾ Vgl. Geisheim, Die Hohenzollern am Heiligen Grabe zu Jerusalem. Berlin 1858.

²⁾ O. Harnack, Das Kurfürstenkollegium bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Gießen 1885, S. 244.

Im Jahre 1470, als Johann 15 Jahre alt und sein Vater zur Kurwürde gelangt war, wurde er zum Regenten von Brandenburg eingesetzt, ihm aber eine Anzahl Statthalter zur Seite gegeben. Der bedeutendste Mann unter den zehn erwählten Statthaltern war unstreitig Dr. Friedrich Sesselmann, Bischof zu Lebus — Kanzler schon unter Friedrich II. — der gleichfalls aus Franken stammte. Dieser wurde einige Jahre darauf geradezu zum Mitregenten des Kurprinzen in der Mark erhoben. Aber die fast überstrenge Art der Erziehung des kurfürstlichen Vaters war nicht nach dem Sinne des humaner und freier denkenden Kirchenfürsten, und vor allem die allzu sparsame Budgetbescheidung und mißtrauische Kontrolle des prinziplichen Hofhaltes mochten ihm zuwider sein. Dabei darf man freilich nicht den Segen niedrig einschätzen, den der hervorragend streng-ökonomische Sinn des Kurfürsten Albrecht dem Lande gebracht hat, als er am Brandenburger Hofe durch die Spezialkommissare Georg von Absberg und Ludwig von Eyb eine geordnete Finanzwirtschaft einrichten ließ (1471).

Gewiß ist es auch die Rücksicht auf die Finanzen gewesen, die Albrecht veranlaßte, den Bitten seines Sohnes nicht nachzugeben, der, im Gefühl seiner Machtlosigkeit am heimlichen Hofe, den bildenden Einfluß von Reisen und des Aufenthaltes an fremden, vor allem dem maßgebenden, kaiserlichen Hofe, an sich erproben wollte. Als gehorsamer Sohn mußte sich der Prinz fügen, mußte — wie er selbst schrieb — „ein niederländischer Landesfürst und Jäger bleiben, der sein Lebtag nichts gesehen noch gehört und sich selbst, seinen Landen und Leuten wenig nützen kann“.¹⁾

Aber der prinzipliche Regent ward dennoch allmählich selbständiger, was wohl wesentlich das Verdienst seines treuen Ratgebers Sesselmann gewesen, der die geistigen Gaben des Kurprinzen dem Vater gegenüber hoch einschätzte und, als Protest gegen die unwürdige Stellung des Prinzen Johann schließlich von der Stellung eines Regenten trotz des Widerstrebens Kurfürst Albrechts zurücktrat. Wenn auch Johann nach neueren Forschungen nicht geradezu den Beinamen Cicero verdient hat, so war seine Bildung doch eine damals ungewöhnliche geworden.

Auch Johanns ältester Sohn, Joachim (geb. 1484), wurde nach den Regeln der „ritterlichen Erziehung“ gehalten: Mit dem siebenten Lebensjahre wurde er an einen fürstlichen Hof gebracht, um dort Lebensart, Sitte zu lernen und sich die nötigsten Kenntnisse anzueignen, und zwar an den Hof seiner Großmutter, Kurfürstin-Witwe Anna, in Neustadt a. d. Aisch, der von der lebenskräftigen und lebenslustigen alten Dame zum Mittelpunkt anregender Geselligkeit und ritterlicher Sitte gemacht war. Und so hatte auch für diesen Kurprinzen, der ein Sohn der Mark war, die Verbindung mit Franken ihre Bedeutung.

Am kleinen Hofe zu Neustadt erhielt Joachim einen tüchtigen Humanisten zum Lehrer, besonders in der lateinischen Sprache. Leider ist sein Name nicht überliefert. Er war ein Vertrauter der alten Fürstin und galt als ein besonderer Kenner des Latein. Die Anfangsgründe aber des Schulwissens hatte sich Joachim schon vorher in der Mark aneignen können, also schon vor Vollendung des siebenten Lebensjahres, und ein eigenhändig geschriebener Brief des Knaben vom Jahre 1491 läßt schon eine außerordentlich schöne und feste Schrift erkennen. Indes ist es eine irriige Nachricht alter

¹⁾ Schuster a. a. O. S. 212 ff.

Chronisten, daß der berühmte Kirchenfürst Dietrich von Bülow, Bischof von Lebus, schon anfangs sein Lehrer gewesen wäre. Die lateinische Grammatik, welche nach wahrscheinlicher Vermutung am fränkischen Hofe damals als Elementarlehrbuch verwendet wurde, war die neuerdings erst bekannt gewordene von Johannes Greußer aus Rosthenburg a. d. T., die also weder aus Brandenburg noch aus Franken stammte. Dagegen ist ein interessanter Sammelkodex, von Prinzenlehrern auf der Hadolzburg bei Nürnberg (etwa 1474—1494) zusammengetragen, vorhanden, der die Lehr- und Lesestoffe für die Schüler in bunter Reihe aneinandergesetzt und einen Schluß gestattet, worin die hohenzollernschen Prinzen damals unterwiesen worden sind, natürlich nach Maßgabe der damaligen Gepflogenheiten auf den Lateinschulen. Jene Grammatik gibt sich als eine moderne, humanistische aus, zeigt aber noch die ganze Schwerfälligkeit der mittelalterlichen Lehrbücher. Unter der lateinischen Lektüre finden wir Terenz, Sallust und andere alte Schriftsteller; ferner aber auch Belehrungen über Geschichte, Geographie, Jurisprudenz, Moral und Religion von neueren unbekanntem Verfassern. Joachims Begierde nach tieferer Bildung, die sich noch in späteren Jahren in dem Verkehr mit dem berühmten Humanisten Crotthelm und dem gelehrten Bischof Dietrich von Lebus offenbarte, seine aus seinen Briefen hervorgehende Beherrschung des lateinischen Stiles, seine Bekanntschaft mit der römischen Literatur — sie sind in jenen stillen Jugendjahren in Franken in seinem Geiste gepflanzt. Auch mit Mathematik und Astronomie, in der damals üblichen Gestalt der Astrologie, hat sich der Kurfürst Joachim I. schon frühzeitig beschäftigt: er berief 1522 den zur Zeit berühmten süddeutschen Mathematiker und Historiker Carion, dessen Weltchronik von Melanchthon seinen Vorlesungen an der Universität zugrunde gelegt wurde, als „Hofmechanikus“ nach Berlin, wo er als Lehrer wirkte. So eröffnet Joachim I. die Reihe der Hohenzollernfürsten, die es verstanden, von außen her geistiges Leben nach der Mark zu verpflanzen.

Den größten Ruhm aber in der Bildungsgeschichte der Mark Brandenburg erwarb sich dieser Fürst durch die Vollendung der Gründung einer Landesuniversität zu Frankfurt a. d. O., über deren Geschichte und Bedeutung wir sogleich noch zu berichten haben werden.

Die Nähe einer Hochschule mit einer Anzahl namhafter Vertreter damaliger Wissenschaft machte sich schon bei der Erziehung des Sohnes Joachims I. vorteilhaft bemerkbar.

Es war in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts endlich auch in die Mark Brandenburg ein neuer Wind des Geistes, der Humanismus, eingeweht. Mit Eins beleuchtet die gegen früher veränderte Sachlage der Umstand, daß der Sohn Joachims I. nicht mehr an einem fremden Hofe, außerhalb des Erblandes, erzogen wurde, sondern daheim, in der väterlichen Residenz. Von dem echt ritterlichen Wesen am kurfürstlichen Hofe, das an verfeinerter Sitte und höfischer Vornehmheit den westlichen Ländern Deutschlands kaum noch nachgab, gibt das große Turnier in Neu-Ruppin vom Jahre 1512, als Kurprinz Joachim sieben Jahre alt war, einen Begriff, da wir davon eine schwungvolle Schilderung eines humanistischen Professors der Universität Frankfurt, in den *Bellicae progymnasmata* des Publius Vigilantius Arbilla, besitzen. Eben dieser Frankfurter Philologe wurde auch zum Prinzenlehrer am kurfürstlichen Hofe erkoren, ohne jedoch diese Stellung antreten zu können. Wir werden ihm noch bei der

Gründung der Universität bezeugen. Dagegen hat ein anderer Frankfurter Professor, der Theologe Johann Regellein, die Funktionen eines prinziplichen Pädagogen tatsächlich längere Zeit ausgeübt. Auch von dessen Unterricht nach Stoff und Methode ist nichts überliefert; sicherlich aber konnte dieser Theologe nicht mit dem zu früh verstorbenen Dichter und Humanisten an Eleganz der Sprache und Fertigkeit im Latein wetteifern. Außerdem hatte man noch für die Prinzenunterweisung einen Juristen herangezogen wegen der schon damals am Hofe erkannten Wichtigkeit juristischer Kenntnisse für den Regierenden. Mit großer Wahrscheinlichkeit hat man diesen Lehrerjuristen in dem ersten Sekretär der Frankfurter Universität Dr. Fabian Funk ermittelt, der zugleich ein ausgezeichnete Sprachkenner war. In der Folge einer der ersten brandenburgischen Kanzleibeamten, ist er zu vielen politischen Geschäften als Vertrauter des Kurfürsten und Kurprinzen herangezogen worden. Wir werden noch öfter die hervorragende Stellung zu beobachten haben, welche die Prinzenenerzieher im Hohenzollernhause zu erringen Gelegenheit hatten, indem sie als Lehrer am Hofe durch Kenntnisse und Taktgefühl das volle Vertrauen der Fürsten gewannen.

Wir hatten soeben Andeutungen erhalten von der schüchtern auflebenden weltlichen Wissenschaft. Nicht weniger wie diese lag auch das gesamte Bildungswesen gänzlich in den Fesseln der Kirche, und bis in das 13. Jahrhundert lag im besonderen alles öffentliche Erziehungs- und Unterrichtswesen nur in den Händen der Geistlichkeit, vor allem aber der geistlichen Orden. Wie wir sahen, waren die auf dem Boden der Mark herrschenden Zisterzienser, wie auch selbst die Dominikaner und Franziskaner, die ihnen folgten, wenig geeignet, geistige Regsamkeit zu wecken, und der geistesbildende Einfluß der Klöster, den man etwa von Orten wie St. Gallen, Fulda, Hersfeld u. a. her kennt, ist hier nur in geringem Maße zu spüren. Die Kirchschulen an den drei märkischen Bischofssitzen zu Havelberg, Brandenburg und Lebus aber haben keine größere Bedeutung erlangt.

Die erste Konkurrenz im Unterrichtswesen entstand der Geistlichkeit hier wie in ganz Deutschland seit dem 13. Jahrhundert in den Städten. Dort entstanden die Anfänge eines weltlichen Bildungswesens, die lateinischen Stadtschulen.

Zunächst waren diese, ganz ähnlich den Kloster- und Domschulen, rein geistliche Anstalten, eng verbunden mit einer Kirche des Ortes, von Geistlichen geleitet und betrieben, und beherrscht wesentlich von Interessen des Kirchendienstes.¹⁾ Der eigentliche Unterschied von den Kloster- und Stiftschulen lag in der Verwaltung und Unterhaltung dieser Anstalten, welche hier der weltlichen, d. h. städtischen Obrigkeit zufiel, die gleichzeitig meist auch deren Stifterin war. Denn die Bedürfnisse der städtischen Bevölkerung hatten neben den religiösen Interessen zur Entstehung solcher Schulen geführt: Handel, Handwerk, Verwaltung und städtisches Recht hatten den Trieb nach weltlichen Kenntnissen gezeitigt. Diesen neuen Gründungen begegnete die frühere alleinige Inhaberin aller Schulrechte, die Geistlichkeit, nicht ohne Widerspruch, und mannigfache Kämpfe zwischen der städtischen Geistlichkeit und den Magistraten sind um das Recht der Verfügung über die Schulen ausgefochten worden, „Schulkämpfe“, die zum Teil eine gewisse Berühmtheit erlangt haben. In unserem Gebiet war es vornehmlich Stendal,

¹⁾ Vgl. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. 2. Aufl., Leipzig 1896, S. 17 ff.

woher solche Streitigkeiten gemeldet werden. Auf Betreiben der dortigen Geistlichen hatte der Bischof von Halberstadt, dem die Stadt unterstand, einem Wunsche des eine ältere Schule besitzenden Domstiftes St. Nicolai nachgegeben, und die Auflösung der schon 1338 gestifteten Stadtschule bei St. Marien von der Stadtoberkeit verlangt. Diese aber trotzte der geistlichen Autorität und wurde schließlich deshalb exkommuniziert; ja die ganze Stadt wurde mit dem Interdikt, der einschneidendsten der kirchlichen Strafen, belegt. Erst nach langem Streite wurde 1342 durch Vermittlung des Landesherrn eine Einigung erzielt.

Die Gründung und die älteste Geschichte der in der Mark Brandenburg gegründeten Stadtschulen ist zumeist in Dunkel gehüllt, aber um das Jahr 1400 kennen wir doch schon eine ganze Anzahl von lange Zeit bestehenden städtischen Lateinschulen. Es sind die folgenden bekannt (in alphabetischer Reihenfolge der Orte aufgeführt): Brandenburg a. d. H.: Je eine Lateinschule in der Altstadt, und in der Neustadt (schon seit dem 13. Jahrhundert), Cölln a. d. Spree: Lateinschule bei St. Petri, Cottbus, Crossen, Guben, Königsberg i. d. Neumark, Luckau i. d. Nieder-Lausitz, Lübben, Neu-Ruppin (gegründet 1360), Perleberg, Prenzlau, Sorau, Spandau (die sogenannte „Große Schule“). Noch viel weniger ist uns von den niederen Schulen, den sogenannten deutschen Schulen bekannt, die auch z. T. als städtische Anstalten aufstauhen.

Nicht vergessen aber werden darf, wenn man das Schulwesen dieser Zeit zu übersehen sich bemüht, daß es jederzeit außer den sozusagen offiziellen kirchlichen oder städtischen Schulanstalten noch eine nicht geringe Zahl von Privatschulen gegeben hat, die als „Winkelschulen“, „Schreibschulen“, „Klippeschulen“ oder unter ähnlichen Namen, oft angefeindet und verfolgt von den privilegierten Schulhaltern, den Geistlichen, in den niederen Schichten des Volkes eine bescheidene Bildung verbreiteten. Auch die Mark entbehrte solcher primitiver Anstalten schon im Mittelalter nicht.¹⁾ Und ihre Existenz schon bezeugt das vorhandene Bedürfnis nach den notwendigsten Kenntnissen für das praktische Leben und zugleich für Unterhaltung und Erbauung: Lesen, Schreiben, Rechnen.

So war das mittelalterliche Schulwesen in allen seinen Zweigen im Bezirke der Mark Brandenburg vertreten, und nicht allzusehr stand wenigstens das städtische hinter den westlichen deutschen Provinzen zurück. Nur die Spitze des gesamten Bildungswesens, die Universität, war in Brandenburg noch nicht entstanden, als das Jahrhundert der neuen Zeit über die Schwelle ging. Aber die ersten Jahre desselben sahen auch diese geistige Blüte im Herzen der Mark ausbrechen.

Schon seit anderthalb Jahrhundert waren in ziemlich rascher Folge nach dem Muster des Auslandes in Deutschland Universitäten entstanden, Prag an deren Spitze, zuletzt noch im 15. Jahrhundert Tübingen und Mainz, endlich 1502 die Geburtsstätte des Luthertums, Wittenberg; und damit hatte an der Wende des Jahrhunderts fast jede deutsche Landschaft und jedes größere deutsche Staatswesen eine eigene Hohe Schule, mit Ausnahme der Mark. Verständlich durchaus ist da der Wunsch, der um diese Zeit herrschenden brandenburgischen Kurfürsten, auch in ihren Landen einen Mittel-

¹⁾ Fr. Wienecke, Die Begründung der evangel. Volksschule in der Kurmark . . . 1540—1715. (Z. f. Gesch. der Erziehung und des Unterrichts 1913.)

punkt höherer Bildung und Wissenschaft einzusetzen. Waren doch die damaligen Hohenzollern, wie wir sahen, bildungsfreundliche Männer, so Albrecht Achilles und Johann Cicero, wenn auch fest steht, daß der letztere seinen Beinamen zu Unrecht führt, — so auch Joachim I. Freilich war Brandenburg mit seiner noch unentwickelten Kultur ein armes Land, und die öffentlichen Mittel waren noch nicht ausreichend zentralisiert. So machten die Finanzfragen, welche die beabsichtigte Gründung einer Universität auslöste, erhebliche Schwierigkeiten. Allmählich aber wurden sie überwunden. Nachdem der Plan verlautbart war, die Universität in Frankfurt a. d. O. zu errichten, geschah auch seitens dieser damals noch immer regen alten Handelsstadt alles, um den Plan zu fördern, wobei sie durch jenen gelehrten Bischof von Lebus, Dietrich von Bülow, und dem Meister des Johanniterordens unterstützt wurde, und sie hat dafür nicht geringe Opfer gebracht. Johann Cicero hatte bereits das Errichtungsprivileg des Papstes (vom 18. Mai 1498) eingeholt, als er 1499 starb. Er hatte auch schon den Bau eines Kollegiengebäudes (Kollegium majus) beginnen lassen und einen Finanzfonds für die künftige Universität aufgespeichert. Die Aufgabe selbst hinterließ er aber als ein feierliches Vermächtnis seinem Nachfolger. Am 26. April 1506 vollzog Kurfürst Joachim I., der mit glänzendem Gefolge in die Stadt gekommen, die Weihe des Gebäudes. Der gelehrte „Poet“ Arungia hielt die kirchliche Festpredigt, und um den Kurfürsten befanden sich Männer von wissenschaftlichem Rufe, wie der humanistische Edelmann Eitelwolf vom Stein, Abt Erithemius von Sponheim u. a. Der Fürst hatte schon die größten Anstrengungen gemacht, um Männer von Bedeutung an die neue Wissenschaftsstätte zu fetten; bekannt sind in der Geschichte der Wissenschaften damaliger Zeit der Jurist Molitor (Mollner) aus Frankfurt selbst, der Theologe Wimpina (Koch) aus Leipzig, aus der Gegend um Wimpfen stammend, der Aristoteliker Lindholtz, der Mathematiker Lacher. Auch Humanisten, „Poeten“, zogen sogleich mit in die neue Universität ein: Erster Inhaber der Professur der „Poesie und Eloquenz“ war jener soeben genannte Publius Vigilantius Bacillarius Arungia (Schmerlin), und die berühmten Wanderpoeten Joh. Rhagius Asticampianus aus Sommerfeld und Joh. Buschius, ja sogar ein Ulrich von Hutten gehörte später kurze Zeit dem Kollegium der „Diadrina“ an (s. S. 432 ff.). Wimpina wurde der neuen Hochschule erster Rektor, Bischof Dietrich von Bülow ihr Kanzler. So war der Hohenzollern wissenschaftlicher Ehrgeiz fürs erste gestillt, und es lag nicht an ihnen, daß die Diadrina niemals den älteren Universitäten ganz ebenbürtig werden konnte und sich später von neueren vielfach überflügeln ließ. Von Vigilantius, dem ersten der Frankfurter „Poeten“, war schon oben die Rede. Erst 27 Jahre alt, wurde der begabte Mann 1512 auf einer Reise nach Italien in Süddeutschland das Opfer eines Raubüberfalls, bei dem er sein Leben ließ. In demselben Jahre, dem letzten seines Lebens, hatte er noch eine lateinische Uebersetzung einer deutschen Beschreibung des in diesem Jahre stattgefundenen großen Turniers zu Neu-Ruppin geliefert, die unter dem Titel *Bellica progymnasmata* noch heute zu den Geschichtsquellen der Mark in der Zeit Joachims I. gezählt wird, in der auch das Lob der Hohenzollern in hohen Tönen gesungen wird. Die ausgesprochenen Humanisten unter den Hochschullehrern der neuen Universität hielten es jedoch daselbst nicht lange aus; es war noch kein Boden für sie. Hatte man schon von Wittenberg gesagt, es

liege an der Grenze der Kultur, so galt dies noch erheblich mehr von Frankfurt a. d. O. Der Elbuniversität verlieh ein Luther auf einige Jahrzehnte eine überragende Bedeutung, der Universität an der Oder, unter der Konkurrenz von Wittenberg leidend, erstand kein Herold ihres Ruhmes. Obgleich der Rektor Wimpina selbst zu den Humanisten gezählt werden muß, blieb an der Viadrina doch zunächst noch die alte scholastische Partei am Ruder. Die etwas oberflächliche, stürmische Art der dorthin verschlagenen, neuerungsfüchtigen „Poeten“ machte ihnen unter der konservativ gesinnten Mehrheit der Professoren keine Freunde. Ein Tritheimius ließ sich auch durch die vielversprechende Gründung der Universität in den Marken nicht verlocken, länger in Berlin zu verweilen; Eitelwolf von Stein, der nachmalige Gehilfe des hohenzollerschen Erzbischofs Albrecht von Mainz, Humanist und Beschützer Hutten's, soll es bedauert haben, an der Gründung der Frankfurter Hochschule mitgewirkt zu haben: man empfand die hochherzige Stiftung als eine etwas gewaltsame, mindestens verfrühte Gründung. —

Zugleich mit der ersten Zeit der Universitätsgründungen in Deutschland waren die ersten Anfänge des „Humanismus“ und das begeisterungsvolle allseitige Streben nach einer Wiederbelebung des klassischen Altertums im Rahmen der christlichen Anschauungen, aus Italien gekommen. Am Schlusse des 15. Jahrhunderts war der Humanismus im allgemeinen auch in Deutschland, trotz fortgesetzter Kämpfe mit der Scholastik, bereits zur Herrschaft gelangt. Aber die Mark lag außerhalb der geistigen Kämpfe der Zeit, und es sind vereinzelt Sterne dieser Richtung, die wir an dem Hofe der brandenburgischen Herrscher damals erblicken. Bekannt ist Paulsens Ausspruch:

„Unter allen deutschen Ländern waren die Marken vielleicht am wenigsten von der neuen Bildung berührt. Sie waren wirtschaftlich am wenigsten entwickelt und von den damaligen Brennpunkten des deutschen Lebens am weitesten entfernt, oder, gegenüber den Ostseeküstenländern, am schwersten zugänglich. Sie sparten ihre Kräfte für die Zukunft.“ Im Gefolge der mangelnden Geistesbildung herrschte hier noch ein überaus urwüchsiges Wesen, rohe Sitten. Bei dem Adel wie bei den Bürgern der Städte war aber trotz aller Roheit auch Appigkeit und Putsucht eingegriffen, und bekannt ist die Sparsamkeitsordnung Joachims I. (1502) an den Rat von Frankfurt a. d. O. Diesen Zustand erkannten die Zeitgenossen sehr wohl. Kurfürst Johann Cicero schrieb an seinen Sohn: „Es ist kein deutsches Land, in welchem mehr Sauf, Mord und Grausamkeit im Schwange gehen, als in unserer Mark,“ und der Kurfürst Joachim I. sagte in seinem Ausschreiben zur Gründung der Universität Frankfurt im Jahre 1503, ein in den Wissenschaften hervorragender Mann sei in seinem Lande so selten wie ein weißer Rabe. Dem feingebildeten Abt Tritheim wird man sicherlich nicht der Unge rechtigkeit zeihen können, wenn er von Berlin aus schreibt: „Selten findet man hier einen Mann, der die Bücher liebt,“ und wenn er erzählt, die Bevölkerung sei noch fromm, aber Ausschweifung im Trinken gelte bei diesen Leuten für kein Laster; die Bauern seien faul, der Adel sei roh und unwissend. Erst die nächste Periode brachte allmählich eine Änderung.

Zweite Periode.

Die Reformation und die Zeit der kirchlichen Kämpfe.

Die beiden großen Geistesbewegungen, welche, vielfach miteinander verknüpft, den Anfang des 16. Jahrhunderts kennzeichnen, Humanismus und Reformation, sind beide an der Mark Brandenburg nicht ohne Wirkungen vorübergegangen. Ihr Einfluß war aber von ganz verschiedenem Gewicht. Während der vorreformatorische Humanismus, trotz der jungen, aber im alten Geleise wandelnden Universität an Oder und Spree, kaum eine erfreuliche Blüte hervorgebracht hat, wurde die tiefer eingreifende religiöse Bewegung, obgleich erst spät zur Macht gelangend, von nachhaltigstem Einfluß auf das Geistesleben des märkischen Volkes.

Wir können somit um so weniger die religiösen Strömungen hier außer acht lassen, als in dieser Landeskunde der eigentlichen Kirchengeschichte kein besonderer Raum angewiesen ist.

Der Schöpfer selbst des gewaltigen, geistigen Befreiungskampfes innerhalb der Kirche, Luther, hatte außerhalb Kursachsens mit keinem anderen deutschen Herrschaftsgebiete so reiche Beziehungen als mit Brandenburg. Aber diese Beziehungen waren zunächst nichts weniger als freundlicher Art. Denn an der Spitze des brandenburgischen Kurfürstentums standen gerade zur Zeit der ersten religiösen Kämpfe Herrscher, die nicht von der alten Kirche lassen wollten, mit der sie und ihre Vorfahren noch immer, trotz mancher Zwistigkeiten, so gut gefahren waren, und von der sie gerade damals neue Vorteile erwarteten. In einem gewissen Gegensatze zu ihren mittelalterlichen Ahnen, die so viel liberale, ja geradezu reformatorische Neigungen gezeigt hatten, blieben sie viel länger als andere weltliche Fürsten Norddeutschlands strenge Katholiken. Sicherlich waren es z. T. politische Erwägungen, welche beiden Joachim, trotz Volk und eigener Familie, ihre Haltung vorschrieben. Besonders Joachim I. blieb ein hartnäckiger Feind der Reformation. Mehr noch aber als jene Erwägungen politischer Art wirkte vielleicht gerade seine persönliche Bildung — der päpstliche Legat Meander bezeichnete ihn als *huomo et latine et alemanice facundissimo*, und auch Melanchthon rühmte seine Bildung —, seine humanistische Anschauungsweise, eine gewisse historische Pietät, ein Respekt vor organisch ruhiger Entwicklung bei aller Einsicht in die vorhandenen Schäden der Kirche — zum Ausharren bei der alten Kirchenautorität. Gewöhnt an den Verkehr mit gelehrten und hochstrebenden Geistlichen, die selbst genug des humanistischen Geistes besaßen, wie Tritheim, Dietrich von Bülow und Eitelwolf von Stein, erschien ihm wohl auch die Reformbedürftigkeit der Kirche in milderem Lichte, und ihre organische Besserung konnte ihm nach seinen Erfahrungen nicht zweifelhaft sein. Die Geschichte des Humanismus zeigt ja auch sonst, daß vielfach gerade seine ersten Geister der Reformation abhold waren und Luthers Vorgehen als Revolution verdammt. Auch in allen Erlassen Joachims gegen die Reformation kehrt unter dem Eindrucke des Bauernkrieges und der revolutionären Minkwitzschen Fehde im eigenen Lande — die Befürchtung des Umsturzes aus Anlaß der religiösen Neuerungen wieder. Dazu

kam ein verwandtschaftliches Moment. Welche heftigen Fehden mit dem mächtigen Hohenzollernsproß Kurfürst Albrecht, Erzbischof von Mainz und Magdeburg, dem zweiten Sohne Johann Ciceros, der allzeit kampfbereite Luther auszusechten hatte, ist bekannt, und Joachim von Brandenburg fühlte sich damit gleichfalls angegriffen.¹⁾ Und gerade die Mark Brandenburg sollte zu einem ersten öffentlichen Kampfsplatze zwischen den Papisten und dem kühnen gegnerischen Mönche in Wittenberg werden. Der Anlaß war der Ablasshandel. In den brandenburgischen Städten hatte der Ablassprediger Tetzel ziemlich wenig Gehör und Absatz gefunden; selbst der Kurfürst ließ ihn nur aus Rücksicht auf seinen Bruder gewähren, und nur höfisches Entgegenkommen war es, daß der Bischof von Brandenburg, Hieronymus Scultetus, durch den Abt Valentin von Lehmin Luthern um Mäßigung bitten ließ. Noch im Banne der kirchlichen Disziplin, gehorchte Luther bescheiden, wurde aber bald durch die Anmaßung Tetzels, sich als gelehrten Doktor und wissenschaftlichen Gegner zu gebärden, zu energischerem Auftreten veranlaßt. Und da war es die neue Universität in Frankfurt a. d. O., wo der erste öffentliche Zusammenstoß stattfand. Hier griff Tetzel im Anfang des Jahres 1518 mit Hilfe einer vom Rektor Wimpina erborgten Gelehrsamkeit Luthers berühmte Thesen in einer großen, öffentlichen Demonstration an, verbrannte jene Thesen feierlich vor der Subener Vorstadt daselbst, und stellte neue 106 Thesen gegenüber, welche in der Hauptsache die Berechtigung des Ablasses aus der päpstlichen Autorität herleiteten.²⁾

Zu der Disputation über diese Thesen, welche am 20. Januar 1518 zu Frankfurt stattfand, waren vorsichtigerweise die märkischen Dominikaner und Franziskaner sämtlich eingeladen, so daß am Kampfestage Tetzel ein Heer von mehreren hundert Mönchen hinter sich hatte. Und dennoch fand Tetzel hier, in der streng papistischen Universität, im Herzen der Mark, den ersten energischen Widerspruch, und Luther seinen ersten mühtigen, öffentlich auftretenden Verteidiger. Und Mut gehörte damals wahrlich dazu, als Mönch sich zu Luther zu bekennen. Johann Knipstro, ein junger Franziskaner, gebürtig aus Sandow an der Elbe, damals kaum 21 Jahre alt, ging, wenn auch von dem Chor der Mönche überschrien, in den Augen Unparteiischer sieghaft aus dem theologischen Streite hervor. Er hat es dann jahrelang in fernen pommerschen Klöstern büßen müssen, ist aber später, als die Reformation durchgedrungen, als evangelischer Generalsuperintendent in Pommern noch zu Ehren gekommen. Alle diese Ereignisse und die daraus sich ergebenden Volksstimmungen erkennt man sehr hübsch, in ansprechendem historischen Kolorit, in dem vaterländischen Romane von Wilibald Alexis „Der Werwolf“.

Diese für die lutherische Bewegung in der Mark Brandenburg verheißungsvollen Anfänge fanden jedoch in den nächsten Jahren keine gleichgerichtete Fortsetzung. Das märkische Volk schien, nachdem der Ablasslärm im Lande verstummt war, gleichgültig den theologischen Kämpfen zuzuschauen, obschon manche Beweise vorliegen, daß man sich von den alten Kirchenformen abzuwenden begann.³⁾ Erst die überaus schnellen Erfolge der Reformation nach deren offizieller Rezeption lassen fühlen, daß

¹⁾ Erdmann, Luther und die Hohenzollern. Breslau 1884.

²⁾ Julius Heidemann, Die Reformation in der Mark Brandenburg. Berlin 1889.

³⁾ Heidemann a. a. O.

man offenbar nur auf eine Entscheidung von oben gewartet hatte. Joachim I. aber ist bis zum Tode ein fast leidenschaftlicher Parteigänger der päpstlichen Kirche geblieben, und mit größter Strenge, ja nicht ohne Grausamkeit wurde unter ihm gegen alle Äußerungen lutherischer Gesinnung vorgegangen.

Aber alle Energie konnte die wachsende Hinneigung des Volkes zur neuen Lehre nicht unterdrücken, und es hat etwas Tragisches, daß Joachim I. in seiner eigenen Familie die Macht religiöser Überzeugung erfahren mußte. Die Kurfürstin Elisabeth, eine geborene dänische Prinzessin, und zugleich Nichte des Kurfürsten Friedrichs des Weisen von Sachsen, des Beschützers Luthers, nahm den neuen Glauben an und wendete all ihren Einfluß auf, auch ihre Kinder zu demselben zu bekehren. Vor dem erklärlichen Jorne ihres Gemahls mußte sie zu ihren sächsischen Verwandten fliehen und ist erst viele Jahre nach dem Siege der Reformation in der Mark dahin zurückgekehrt. Dennoch ist ihr Einfluß auf ihren Erstgeborenen, den nachmaligen Kurfürsten Joachim II., nicht zu verkennen. Schon im Jünglingsalter hat dieser sich zum neuen Glauben bekant. Aber er war eine durchaus politische Natur, wie sein Vater, und so fand er es geraten, seine persönliche Überzeugung so lange zurückzudrängen, bis das Wohl des Landes den Übergang zur Reformation zu fordern schien. Erst am 1. November 1539 vollzog er unter dem Bischof Matthias von Jagow in aller Stille — im Gegensatz zu seiner sonstigen Prunkliebe — den Übertritt zum Protestantismus, so still, daß die Geschichtsforschung noch heute in Kontroversen steht, wo dieser formelle Übertritt eigentlich geschehen sei.

Bis dahin galt die Mark Brandenburg in Deutschland — nach den Unziaturberichten — als die Hochburg des Katholizismus.¹⁾ Es ist somit nicht zu verwundern, daß die Folgen einer neuen Geistesrichtung verhältnismäßig spät sich hier einstellten und Brandenburg erst spät die geistige Führung im protestantischen Deutschland übernehmen konnte. Wohl aber mußte dieses Gebiet die später auftretenden Einseitigkeiten der lutherischen Theologie in vollem Maße empfinden.

Indes, der fördernde Einfluß der Kirchenreform und besonders des Reformators selbst auf Bildungs- und Erziehungsbestrebungen ist auch hier augenscheinlich. Wurzelt doch „das Postulat eines allgemeinen Volksunterrichts und eines moralischen Schulzwanges unmittelbar in den Fundamentalsätzen der Reformation“, und Luthers Schrift von 1524, „An die Bürgermeister und Ratsherren allerlei Städte in deutschen Landen, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“, ist das berühmteste Denkmal davon. Natürlich konnte diese Einwirkung der Reformation auf Schul- und Universitätswesen in Brandenburg erst nach ihrer offiziellen Anerkennung stattfinden. Gerade dieses deutsche Land bedurfte besonders einer Neubelebung des Unterrichtswesens. Zwar war das städtische Schulwesen zu einer gewissen Blüte gediehen, aber es war noch der einzige deutsche Staatsbezirk, in dem nicht je d e größere Stadt eine ansehnliche Kommunalsschule aufweisen konnte. Und mehr noch als überall sonst war hier ein allgemeiner Verfall der Schulen schon am Ende der mittelalterlichen Zeiten eingetreten. Ja, durch die Umstände, — man muß geradezu sagen: infolge seiner geographischen Lage — wirkte die Reformation im Brandenburgischen viel m e h r schädigend für die Bildungs-

¹⁾ Steinmüller, Einführung der Reformation in die Kurmark Brandenburg. Halle 1903.

anstalten als anderwärts. Und schädigend in der Tat war diese Wirkung im Anfange unbestreitbar, trotz der so bildungsfreundlichen inneren Tendenz der ganzen Bewegung. Treffend kennzeichnet Paulsen diese seltsame Erscheinung: „Es schien der Prozeß der Neugestaltung des Bildungswesens in die Phase einer *pénétration pacifique* der alten Schulen und Universitäten durch den Humanismus eingetreten zu sein. Da zog plötzlich wie eine Wetterwolke die Kirchenrevolution an dem so heiter strahlenden Himmel herauf. In kurzer Zeit hatte sie das deutsche Volk von den ästhetisch-literarischen Dingen zu den großen religiösen und kirchlich-politischen Fragen hingerrissen. . . . Die erste Wirkung der Reformation auf das Bildungswesen war niederschmetternd, . . . der Umsturz der Kirche riß das alte Schul- und Universitätswesen, das mit ihr so innig verknüpft war, mit in den Ruin hinein; schon das Wegfallen der Aussicht auf Versorgung in einer kirchlichen Stellung mußte von dem Universitäts- und Schulbesuch abschrecken. Dann kam der Bauernkrieg. So führte das Jahrzehnt 1525—1535 zu einer Depression des Studienwesens, wie sie ohnegleichen in seiner Geschichte ist,“ . . . und einer der größten aller Humanisten, Erasmus, rief klagend aus: „Wo das Luthertum herrscht, da gehen die schönen Wissenschaften zugrunde.“¹⁾ Die märkischen Länder waren, wie gesagt, in einer besonders üblen Lage. An der Ostgrenze des damaligen Deutschlands gelegen, konnten sie vom Osten her Bildungseinflüsse weder erfahren noch dahin ausüben, der benachbarte Westen und Süden aber war gerade der Herd jener Kirchenrevolution, der sich der brandenburgische Herrscher zunächst mit Festigkeit entgegenstemmte. Von dort gingen die Fäden aus, die alle geistigen Interessen auf einige Zeit so energisch in den kirchlichen Streit zogen; von hier aus wurden die Reste von Bildungsbesessenheit aufgezogen: Wittenberg wurde der geistige Magnet der Zeit, dem ein Frankfurt nicht zu widerstehen vermochte. Noch aber wollte sich das geistige Schicksal im Brandenburgischen nicht entscheiden: Anschluß an die Reformation oder andauerndes Festhalten am Alten. So konnte weder das gute Alte sich bewahren, noch das Neue sich schnelle Bahn brechen. Erst das Jahr 1539 brach die Starrheit ungewisser Erwartung.

Kurze Zeit danach erhielt Brandenburg unter Beihilfe des großen Praeceptor Germaniae, Melancthon, seine erste protestantische Kirchenordnung, die, wenigstens prinzipiell, sich auch des Schulwesens annahm, das in diesen rückständigen Ländern noch kaum irgendwo den Impuls des Humanismus ernstlich erfahren hatte, wie Süddeutschland es längst erlebte. Es war nur eine schwächliche Frucht, welche Luthers mahnende Worte hervorgebracht hatten, wenn diese märkische Kirchenordnung von 1539 ziemlich matt und allgemein gehalten sagt: „Dieweil auch zur Erhaltung christlicher Religion und guter Polizei auf höchst von Nöten, daß die Jugend in den Schulen unterweiset werde, und die Schulen etliche Zeit her in merklichen Abfall kommen, wollen wir, daß die in allen Städten und Märkten wiederum angericht, reformiert, gebessert und notdürftig versehen und erhalten werden.“²⁾ Und es wurde mit solcher Bestimmung ebenso wenig erreicht, wie mit früheren schulempfehlenden Dekreten von Päpsten und Bischöfen. Auch die sich an jene Schulordnung anschließende

¹⁾ Fr. Paulsen, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung, S. 33. Sept. 1906.

²⁾ R. Vormbaum, Evang. Schulordnungen vom 16., 17. u. 18. Jh. Gütersloh 1860 ff.

Kirchen- und Schulvisitation hat wenig mehr bewirkt, als daß einige verödete Klöster aufgehoben und zu Schulzwecken zur Verfügung gestellt wurden.¹⁾ Von wesentlichen Unwäzungen auf dem Gebiete des Schulwesens liest man nicht in den Berichten der brandenburgischen Visitatoren. Nur ein kleiner Teil des jetzigen märkischen Landes war auch schon früher, 1530 und 1534, Gegenstand einer besseren, auf fortschrittlichen Boden stehenden Kirchenvisitation gewesen, weil dieser Teil damals zu Kursachsen gehörte: der Kreis Belzig, wo, im Anschluß an die berühmte sächsische erste Visitation von 1528, Luther, Jonas, Bugenhagen u. a. die Visitatoren waren. Es handelte sich aber dabei nur um niedere Latein- oder Dorfschulen.²⁾

Bald aber geht man auch in der Mark aus eigenem Antrieb in einzelnen Städten an die Reform, zuerst der lateinischen höheren Schulen. Eine Gesamtgeschichte des Eindringens reformatorisch-humanistischer Schulgedanken in die märkischen Gebiete wäre noch zu schreiben. Hier können von den an sich spärlichen Nachrichten nur die allerwichtigsten berücksichtigt werden.

Berlin hatte sich längst mit ihrer Schwesterstadt Cölln zur Metropole des Landes entwickelt; bald sollte es auch im Bildungswesen an der Spitze marschieren. Zur Zeit der „Kirchen-Säuberung“ existierten in Berlin öffentliche mit Kirchen in Verbindung stehende „Parochialschulen“ allein bei Sankt Nicolai und Sankt Marien.³⁾ Aber es kam nicht viel von diesen Schulen berichtet werden, am wenigsten viel Erfreuliches, wenn wir nicht etwa den als Historiker namhaften Rektor Petrus Hassititius an der Nicolaischule (zirka 1560) erwähnen wollen. Die Kirchenvisitatoren hielten es geraten, diese beiden Anstalten in eine einzige bei St. Nicolai zu verschmelzen. Aber der Berliner Stadtrat, der sich von jetzt ab energisch um das Schulwesen der Stadt bekümmerte, fand, daß an dem der vereinigten Schule zugedachten Platze zu viel Lärm herrsche und zu geringe und ungesunde Räumlichkeiten vorhanden wären. Er nahm nunmehr auf anderweite Lokalitäten Bedacht, und es wurde das bereits säkularisierte Franziskanerkloster in Aussicht genommen und zu diesem Plane unter Vermittlung der Visitatoren auch die Genehmigung des Landesherrn erwirkt, jedoch erst im Jahre 1574. So war mit einem erfolgreichen Schritt des Magistrats die kommunale Schulhygiene und Schulfürsorge für Berlin in die Wiege gelegt. In die Räume der beiden alten Partikularschulen wurden zwei „Mädleinschulen“ gelegt, die also offenbar bereits bestanden. Die neue in das „Graue Kloster“ — so genannt nach den grauen Kappen der dort hausenden Franziskanermönche — gelegte Lateinschule sollte nun aber eine Schule höherer Art werden, als es die alten Kirchspielschulen gewesen. Sachsen, das Kurfürstentum, hatte schon seit 1528 durch die vorbildliche Melanchthonische Schulordnung, sogenannte Landes- oder Fürstenschulen geschaffen, die dazu bestimmt waren, Muster im höheren Schulwesen für das ganze Land zu werden und ausschließlich für die Universität vorzubereiten. Solch eine „Landeschule“ sollte nun auch die Schule zum Grauen Kloster werden. Sie wurde in der Tat danach die erste brandenburgische Anstalt, an der die Schulideale der Reformation Eingang fanden. Wie sehr die Not-

¹⁾ Steinmüller a. a. O.

²⁾ U. Müller, Die Kirchen- und Schulvisitation im Kreise Belzig. Berlin 1904.

³⁾ Martin Dierich, Berlinsche Kloster- und Schulhistorie. Berlin 1732.

wendigkeit einer höheren und modernen Schule für das märkische Land empfunden wurde, dafür ist die vielseitige Opferwilligkeit in der Bürgerschaft Beweis, die sich bei der Gründung dieser Berliner Anstalt zeigte: Besonders zwei hohe Beamte des Kurfürsten zeichneten sich durch persönliche patriotische Freigebigkeit zugunsten der neuen Schule aus. Der kurfürstliche Kanzler, der geniale und berühmte Campert Distelmeyer, zeigte bei dieser Gelegenheit, daß er nicht nur ein ausgezeichnete Politiker in Nachfragen war, sondern auch die Bedeutung von Wissenschaft und Bildung für ein Staatswesen einzuschätzen wußte. Er hat auch bei der Einweihung selbst eine Festrede gehalten. So erhöhte er seinen Ruhm, „unter einem genialen Fürsten derjenige gewesen zu sein, in dem zuerst jene schaffenden Gedanken aufdämmerten, die die preussische Monarchie ins Leben gerufen haben“, durch wesentliche Verdienste um die Grundlegung des preussischen Schulwesens in moderner Richtung. Die volle Umwandlung der alten Kirchenschule in eine erhöhte neue, ist aber erst bei der zweiten brandenburgischen Kirchen- und Schulvisitation im Jahre 1573 verwirklicht worden, die Kurfürst Johann Georg durch den Generalsuperintendenten Andreas Musculus und andere hohe Beamte durchführen ließ. Mit Distelmeyer wetteiferte an reichen Schenkungen für die neue Anstalt der Geheimsekretär Joachim Steinbrecher.

Obwohl so der Staat bei dieser Schulgründung kaum viel mehr finanzielle Unterstützung geleistet hat als die Aberlassung des größten Teiles der alten, zu Staatseigentum gewordenen Klostergebäude und ohne Hilfe von Privatmitteln und Kommungeldern sie gewiß nicht möglich gewesen wäre, so gibt sie sich doch im ganzen durchaus als die erste wesentliche Schöpfung des brandenburgischen Staatswesens auf dem Gebiete des weltlichen Bildungswesens. Ganz und gar behielt der Staat die Aufsicht über diese Schule in der Hand, wie kurfürstlicher Befehl ihr erst die „Konfirmation“ verliehen hatte; vom Staate wurde auch eine Aufsichtskommission eingesetzt, besondere Schulinspektoren.¹⁾ Hauptsächlich für sie entstand auch die erste brandenburgische, staatliche Schulordnung von Bedeutung, im Jahre 1579 bestätigt.²⁾ Und bei deren Abfassung waren wieder Distelmeyer und Steinbrecher hervorragend beteiligt. Sie ist besonders bemerkenswert durch ihr außergewöhnlich sorgfältiges Eingehen in den eigentlichen Unterrichtsbetrieb und die Methode, wofür sie beachtenswerte Vorschriften und Ratschläge zu geben weiß: Leute von Geist und Einsicht hatten an ihr gearbeitet. Sie war in deutscher Sprache abgefaßt, mit der ausgesprochenen Absicht, dadurch auch die Bürgerschaft für die neue Schule zu interessieren; ferner sollte sie — so war gedacht — als Muster gelten für alle anderen Lateinschulen des Landes, und an alle Magistrate der Städte, wo solche Schulen waren, wurden deshalb Abschriften dieser Schulordnung gesandt. Indes hat man kaum irgendwelche Beweise, daß sie unmittelbar auf die Gestaltung anderer märkischer Schulen von Einfluß geworden wäre. Es war die Selbständigkeit der einzelnen Schulkuratoren, Magistrate und Gemeinden noch viel zu große, als daß eine Uniformierung für das ganze Land im geringsten hätte durchgesetzt werden können.

Aber sogar an der Schule zum Grauen Kloster selbst war die Schulordnung nur kurze Zeit wirksam. Die durch Begeisterung der Gründer und Mäzene erfolgte reiche

¹⁾ Dieterich a. a. O.

²⁾ Vormbaum, a. a. O.

Dotierung der Anstalt erzeugte für den Anfang große, stolze Pläne, die in späteren Jahren doch nicht festgehalten werden konnten. Die zehn ständigen Lehrer, die ursprünglich in den Etat eingestellt waren, mußten bald auf vier eingeschränkt werden, und die in den ersten Jahren nach der Gründung erreichte gewaltige Frequenz von zirka 600 Schülern, „groß und klein“, schmolz unter ungünstigen Zeitumständen, besonders infolge der Flucht vor der Pest, gar traurig zusammen. Was konnten solchen Schicksalschlägen gegenüber alle schönen Verwaltungsvorschriften und Lehrnormen ausrichten? Aber ruhige, gleichmäßige Entwicklung war auch ohne widrige äußere Umstände einer Schulanstalt damals selten beschieden. Die Herren Rektoren hatten trotz bestehender Schulordnungen viel Freiheit und Selbständigkeit, und da jeder Pädagoge gern zugleich ein Neuerer ist, so wechselten an den Schulen die einzelnen Richtungen nach Stoffen und Methoden, und neue Disziplins-Experimente kamen mit den wechselnden Lehrern. Diese waren noch immer meist Theologen, die gern den Katheder mit der Kanzel vertauschten. Der nur allzuhäufige Umschlag gibt der älteren Schulanstaltsgeschichte einen ganz anderen Charakter als der neueren. Während die erstere innerhalb eines gewissen allgemeingültigen Rahmens durchaus individuell sich nach einzelnen Persönlichkeiten richtet, verengt sich der vom Staate normierte Rahmen je länger je mehr, und es entwickelt sich eine ausgleichende Uniformierung des gesamten staatlichen Schulwesens. Durch solche festere Fügung des Staatsschulwesens erst verschwanden auch allmählich die Reste der mittelalterlichen Vagantengewohnheiten, und des humanistischen Wanderpoetenlebens in den Kreisen der Studierenden, Kandidaten und Lehrer. Die geringe Sezhaftigkeit des Lehrerstandes im 16. Jahrhundert ermöglichte es aber, daß ohne die Regulierung seitens einer Zentralstelle man sich die besten Lehrer und vor allem die Schulleiter von überall herholen konnte, wie es die finanziellen Kräfte gerade gestatteten.

Der erste Rektor des „Gymnasium illustre provinciale“ zum Grauen Kloster in Berlin, Magister Jakob Bergmann, stammte aus der Mark; er war gebürtig aus Bernau; nicht häufig aber lieferte in der Folgezeit die Heimat die obersten Vertreter ihres höheren Schulwesens. Der zweite Rektor war ein Altenburger, der dritte ein Schlesiener. Bemerkenswert ist dann der vierte, Wilhelm Hildenius, ein echtes Berliner Kind, der in Kühn pädagogischem Reformeifer viel am Lehrplane des Gymnasiums änderte und vor allem auf das Griechische besonderen Wert legte. Er führte ferner die Rückübersetzungen ins Lateinische oder Griechische ein und sorgte für den äußeren Glanz der Anstalt durch öffentliche Reden der Lehrer bei „Festivitäten“ und durch öffentliche Disputationen der Schüler. Dieser Mann stand bei den Gelehrten seiner Zeit in hohem Ansehen als tüchtiger Philolog, Aristoteliker und Mathematiker. Aber auch er ist nur kaum sieben Jahre in seiner Stellung verblieben (bis 1587), und seine Nachfolger huldigten wieder anderen Grundsätzen des Unterrichts.

Gerade aber dieser häufige Wechsel der Schulrektoren stellte bei dem Mangel an Zentralgewalten eine gewisse Verbindung unter den Bildungsstätten her. Benjamin Bonerus wurde von der Spandauer Schule, Hildenius von der Universität Leipzig, David Gorlicius vom Gymnasium in Glogau, Bumannus von der Katharinen-schule zu Braunschweig nach Berlin geholt; Josef Götz war zuvor Konrektor an der

Saldernschen Schule zu Brandenburg; und diese ebenfalls altberühmte Anstalt erinnert wieder an den Rektor Boner, der nach seinem Berliner Rektorat als Geistlicher in Brandenburg sich große Verdienste um deren Einrichtung erworben hat. Im besondern sieht man, daß der Berliner Magistrat allzeit bemüht war, die tüchtigsten Kräfte aus der Welt der Gelehrten zu gewinnen. So bringt uns der siebente Klosterschulrektor in unmittelbaren Zusammenhang mit weiteren Bestrebungen für das Schulwesen im brandenburgischen Staate. Der Rektor Karl Bumann wurde vom Kurfürsten Joachim Friedrich im Jahre 1607 zur Einrichtung einer zweiten „Landeschule“ nach Joachimsthal in der Uckermark berufen. Diese neue Anstalt hat dann viel mannigfaltigere Schicksale durchzumachen gehabt als ihre ältere Berliner Schwester. Nach wenigen Jahren schon mußte sie gleichfalls nach Berlin verlegt werden, eine schicksalsgefügte Konzentration des höheren Bildungswesens des kleinen Staates in die Residenzstadt, die für die Zukunft nicht bedeutungslos bleiben konnte.

Mehrere von den ersten Rektoren der Berliner Gelehrtenschule waren schon auf der Frankfurter Universität vorgebildet. Mit Bedacht hatte die kurfürstliche Regierung wiederholt eingeschärft, daß man, um einen einheimischen höheren Beamtenstand groß zu ziehen, die Zöglinge der „Diadrina“ bei Stellenbesetzungen allenthalben vorziehen solle.

Die Universität¹⁾ hatte nach den glänzenden Anfängen (siehe oben) bald unter der Ungunst der Zeiten zu leiden. Mancher andere Ort der Studien hatte freilich mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Frankfurt, unter der mehrmaligen Leitung des streng altgläubigen Konrad Wimpina stehend, hatte wohl dem Humanismus die Tore nicht verschließen können, wehrte sich aber mit aller Anstrengung gegen das Eindringen der lutherischen Reformation. Die Konkurrenz mit Wittenberg tat noch ein übriges in diesem Bestreben. So hatten wir schon Frankfurt als den Schauplatz eines disputatorischen Kampfes Tetzels gegen Luther gesehen, an dem sich der einflußreichste Vertreter der Universität und Tetzels Lehrer von Leipzig her, eben jener Wimpina, als wissenschaftlicher Helfer für den wenig gelehrten Dominikaner beteiligte. Diese unfaire Stellungnahme Wimpinas in einem wissenschaftlichen Streite hat die Frankfurter Universität arg kompromittiert, wenn sie auch an der Erhebung Tetzels zum Dokorate unschuldig war. Zudem waren damals die Zeiten nicht derartig, daß das „Mönchsgezänk“ vom Ablaß, vom Primat des Papstes, von der Rechtfertigung durch den Glauben usw. das Volk gleichgültig hätte lassen können; vielmehr mußte sogar eine Universität, die der neuen Lehre sich widersetzte, die Macht der Volksmeinung erfahren: Frankfurt ging rapide zurück und hat niemals wieder das volle Tausend der immatrikulierten Hörer des Gründungsjahres erreicht.

An den Universitäten zog mit dem Humanismus erst allmählich die Lust freier Wissenschaft ein, und die Reformation ermöglichte erst die langsame Emanzipation aller Forschung von der kirchlich gefesselten Theologie, nicht ohne lange dauernde Kämpfe. Von beiden Strömungen erst spät und spärlich befruchtet, hat die Frankfurter Universität

¹⁾ C. Bauch, Anfänge der Universität Frankfurt und die Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens an der Hochschule (1500—1540). Berlin 1900. (Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts III.)

nicht gerade viel von Bedeutung an wissenschaftlichen Personen und Tatsachen aufzuweisen. Immerhin war sie noch bis auf weiteres der Mittelpunkt alles wissenschaftlichen Lebens in der Mark. Dort finden wir in der Hauptsache die Männer, die sich innerhalb des brandenburgischen Gebietes um die Wissenschaft verdient gemacht haben. Und es waren ihrer ja noch nicht viele.

Heutzutage hat alle Wissenschaft neben ihren eigentlichen Vertretern, den Gelehrten von Beruf, über den großen, ungebildeten Volksmassen, eine Zwischenschicht, die ihr als Basis und Stütze dient: die sogenannten akademischen Berufe, welche gewissermaßen die Wissenschaft ausmünzen, sie im Leben in Tätigkeit ausprägen: die Geistlichen, die Richter und Anwälte, die Ärzte, die akademisch gebildeten Lehrer u. a. Da bis gegen Ende des Mittelalters es noch keinen ausgedehnten Beamtenstand gab und das Bedürfnis nach einem solchen erst gegen Beginn der neueren Zeit entstand, als der Fürst eine erweiterte Souveränität erlangte, und das erst herrschend gewordene römische Recht auch gelehrte Verwaltungsbeamte erheischte: so gab es auch erst seit Beginn der neueren Zeit — in dem angedeuteten bildungsgeschichtlichen Sinne — jene erwähnten gelehrten Berufe. Und im Anfange waren genaue Scheidungen noch nicht vorhanden. Wie ein Gelehrter in mehreren, übrigens selbständigen Wissenschaften als Fachmann sich hervorkun konnte, so war überhaupt die Gelehrsamkeit von der Praxis nicht berufsmäßig getrennt. Der Übergang von vermittelnder und dozierender Gelehrsamkeit zum praktischen Beruf und umgekehrt war damals viel leichter und häufiger als etwa jetzt. Leute, die schon einen akademischen Lehrstuhl eingenommen hatten, finden wir als Geistliche, als Leiter höherer Schulen, als angestellte Staats- und Stadtbeamte für Rechtsfachen, als Leibärzte der Fürsten und Stadtphysici wieder. Wie also gerade hinsichtlich der Frankfurter Universität bezeugt wird, daß sie gestiftet worden, um dem Lande die nötigen Beamten aus den heimischen Untertanenverbände selbst zur Verfügung zu stellen, so wurden ihre Dozenten nicht selten den Behörden als höhere Praktiker nützlich. Im Fortgang der Entwicklung hat sich allmählich gerade der brandenburgisch-preussische Staat einen ausgezeichneten, ruhmvoll bewährten Beamtenstand geschaffen.

Als Mittelpunkt der höheren Studien bietet uns die einzige Universität des Landes den willkommenen Ausgangspunkt zum Überblick über das wissenschaftliche Leben in der Mark, dem man für damals noch territoriale Eigenart zusprechen kann.

Die Theologie stand völlig unter der Herrschaft des Dogma in allen Konfessionen, und es ist bekannt, welche intolerante Haltung die einzelnen Kirchen gegeneinander einnahmen. Ja gerade in unserem Brandenburg haben die heftigsten Konfessionellen Kämpfe getobt und hat die strengste Herrschaft der kirchlichen Oberbehörden gewaltet.

Es ist eigentümlich genug, daß unter den 38 Doktoren und Magistern, welche die Matrikel der eben eröffneten Universität im Jahre 1506 zeigt, einen einzigen vollberechtigten Professor der Theologie aufweist.¹⁾ Dieser aber wog allerdings eine ganze Anzahl mittelmäßiger Köpfe auf. Es war der oben schon genannte Konrad Wimpina, der wie die meisten anderen Frankfurter Dozenten aus Leipzig berufen wurde und der Universität an der Pleiße Bildung und Ruf verdankte. Seine andauernde und absolute

¹⁾ Die folgende Darstellung erfolgt wesentlich nach C. Bauch a. a. O.

Gegnerschaft der Reformation gegenüber hat ihn als argen Rückschrittler erscheinen lassen; unleugbar aber hat er sich stets als sehr energischer und charaktervoller Mann, als tüchtiger Redner im damaligen Sinne, als fähiger Schriftsteller erwiesen. Die humanistischen Grundsätze, das Streben nach klassischer Eloquenz, und sogar eigene metrische Versuche hat er nicht verschmäht, und sein Latein ist nicht schlechter als manches anderen Humanisten. Aber er blieb mit Zähigkeit der alten Kirche treu und konnte schon deshalb nicht aus dem altscholastischen Gleise heraus. An wissenschaftliche Fortschritte in der Theologie war aus demselben Grunde in seinem Kreise überhaupt nicht zu denken.

Erst mit der Weiterentwicklung der Universität traten diesem Manne theologische Kollegen und Schüler zur Seite, wie Petrus Meyer, Blasius Funck, Joh. Pistoris, die aber nichts Selbständiges produziert haben. Wimpina allein blieb maßgebend; seine Schrift *Epithoma*, eine Art Handbuch für die Scholaren, und eine Sammlung von autoritären Lehrsätzen nach den Sentenzen des Petrus Lombardus für den theologischen Kampf (noch vor Ausbruch der Reformation) drückt der frankfurter Theologie den Stempel des Thomismus auf. Wimpina las und schrieb über die Wunder der heiligen Schrift, über die Wunder der Eucharistie, über die göttliche Vorsehung und über ähnliche altüberkommene Themata. Scholastische Gedankenwelt mischt sich bei ihm vielfach mit äußerem humanistischen Schmuck aus der Kistkammer der antiken Poeten.

Bald geriet dieser strenggläubige Mann mit dem Neuerer Luther in feindliche Berührung. Wir hatten schon gehört von der öffentlichen Disputation Tetzels in Frankfurt im Jahre 1518, die unter dem Voritze, und sogar literarischer Beihilfe Wimpinas, vor sich ging. Damit war sogleich die gesamte frankfurter Universität mit in den Streit gezogen, war für Tegel und den Ablass engagiert. Aber die öffentliche Meinung in der Mark entschied gegen beide und für Luther: Wimpina war wie ganz Frankfurt kompromittiert und auf den alten Standpunkt sozusagen festgenagelt. In einem scholastischen Sammelwerke *Sectarum errorum . . . librorum partes tres* (erst 1528 erschienen), faßte Wimpina seine Polemik gegen Luther zusammen, in dem er dies Luthertum „als die Sammellinse der ketzerischen Lehren alter und neuer Zeit“ zu erweisen suchte.

Bei all dieser Wirksamkeit stand Wimpina völlig im Einklang mit seinem kurfürstlichen Herrn Joachim I. und befestigte sich somit mehr und mehr in dessen Vertrauen. Durch dessen Vermittlung wurde er auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 und noch später zu den Beratungen und Einigungsversuchen als Autorität vom Kaiser mit hinzugezogen. Ein Kölner literarischer Freund hat eine Art lückenhafter Gesamtausgabe seiner Werke in der sogenannten *Farrago Miscellaneorum* veranstaltet, einem Werke, das sehr viel Wichtiges für die Geschichte der frankfurter Universität aus ihren ersten drei Dezennien enthält.

Die theologische Fakultät gerät unter den kirchlichen Kämpfen nach Wimpinas Tode auf lange Zeit in völlige Unbedeutendheit; der Zug der Zeit hatte der alten gepriesenen scholastischen Theologie ihren Reiz genommen: kein Magister der Philosophie strebte jetzt mehr nach theologischen Titeln und Lehrstühlen.

Die juristische Fakultät der jungen Universität war nach den Absichten der Stifter für die Monarchie von ganz besonderer Bedeutung, da sie vor allem die Beamten für die

Verwaltung zu liefern bestimmt war. In dieser Zeit war die Rezeption des römischen Rechtes in Deutschland schon allgemein geworden, so daß ohne dessen Kenntnis kein Richter- oder Verwaltungsamt mehr bekleidet werden konnte. Die Stiftungsschrift (Leitmotiv von 1505) Joachims I. hatte an diese besondere Aufgabe des juristischen Studiums erinnert. Diese Schrift hatte Johann Blanckensfeld verfaßt, der sogleich auch der erste Ordinarius der juristischen Fakultät wurde. In Brandenburg selbst sollte man sich die nötigen Kenntnisse als Staatsbeamter holen können. Bisher hatte man ja nur auswärts, besonders in Bologna gediegene Rechtsstudien treiben können, und zahlreich war dort die „deutsche Nation“ unter den Studierenden vertreten gewesen; darunter finden sich auch Brandenburger verzeichnet. Das eben sollte jetzt anders werden.

Jener Blanckensfeld, ein frühreifer Knabe, hatte schon mit 18 Jahren in Bologna das Doktorat beider Rechte erworben und kam mit kaum 25 Jahren nach Frankfurt, um die neue Fakultät dort zu organisieren. Rascher als es für die Fakultät gut war, wurde er vom Kurfürsten selbst als politischer und hofmässiger Beamter zu diplomatischen Reisen u. dgl. verwendet. Er wurde Kurfürstlicher Rat; bald danach verließ er Frankfurt und die Mark und ist als Erzbischof von Riga gestorben.

Neben ihm studierte in Frankfurt auch Georg von Breitenbach, der, nach einem Leipziger Aufenthalt, brandenburgischer Kanzler wurde. Ebenso Matthias von Jagow, der spätere Bischof von Brandenburg. „Die bedeutendste Erscheinung aber unter den deutschen Juristen um die Mitte des 16. Jahrhunderts“ nennt der Geschichtschreiber des römischen Rechts, R. Stintzing, Joh. Oldendorp aus Hamburg, der eine Zierde der Frankfurter Universität war. Man verstand aber weder in Rostock noch in Köln und Frankfurt, den hervorragenden Mann, der erst später für die Reformation eingetreten ist, zu halten, und schon 1521 ging dieser wieder nach Greifswald zurück, woher er gekommen war. — Noch bekamter ist Christoph Hegendorp (auch Hegendorfinus) aus Leipzig geworden. Er war ein vielseitiger Humanist und als solcher wesentlich auch Lehrer, Pädagog und erwarb sich besondere Verdienste um die Methode des Rechtsstudiums. Infolge der Leipziger Disputation zwischen Eck und Luther (1521) war er der Reformation sehr geneigt worden und zeigte sich bald in seinen Schriften als überzeugter Lutheraner. Ja, er hat sich sogar unmittelbar an der durch Luther angeregten Katechismusliteratur beteiligt, indem er selbst (1526) „Die zehen Gepot . . .“ „für die Kinder ausgelegt“ veröffentlichte, wie er sich überhaupt sehr vielseitig betätigte: als Dichter, Übersetzer aus dem Griechischen, als Rechtsgelehrter, Pädagog und Theolog. Nach kurzer Abwesenheit infolge einer Berufung nach Posen kehrte Hegendorp als juristischer Lehrer nach Frankfurt zurück. Jedoch, wahrscheinlich wegen konfessioneller Schwierigkeiten, trieb man den allzu freimütigen Lutheraner schon 1537 aus der päpstlichen Universität wieder fort. Denn obgleich der Gründer der Universität Joachim I. gestorben war, zögerte sein Nachfolger noch längere Zeit mit seinem offenen Übertritt zum Luthertum.

Die medizinische Wissenschaft, überhaupt in Deutschland kaum im ersten Aufblühen begriffen, war in Frankfurt nur sehr ärmlich vertreten. Aber den Studienbetrieb wissen wir bis zur Universitätsreform im Jahre 1540 so gut wie nichts. Der astrologische Aberglaube — das zeigen die wenigen literarischen Frankfurter Erzeugnisse der ersten Epoche der Universität — bildete noch immer wie im Mittelalter die Basis medizinischer

Weisheit. Ein Frankfurter Mediziner humanistischer Abart, Heinrich Kobalt, schuf die erste Berührung mit der griechischen Medizin des Hippokrates, den er in Uebersetzung bekannt machte, und so zeigte sich auch hier ein segensreicher Einfluß der Kenntnis des Altertums und des Humanismus.

In der medizinischen Wissenschaft, als einer rein erfahrungsmäßigen, ist von jeher die Wechselbeziehung zwischen Theorie und Praxis besonders rege gewesen, und die Männer der Wissenschaft waren immer zugleich auch die ersten Männer der Praxis; die Professoren waren hervorragende Ärzte, und Ärzte von Ruf wurden Inhaber von Lehrstühlen. So fanden wir unter den medizinischen Professoren von Frankfurt des öfteren die Hof- und Leibärzte der brandenburgischen Kurfürsten oder anderer Fürsten und Adligen. Man erinnert sich jenes Simon Pistoris, des Leibarztes des Kurfürsten Joh. Cicero, der den Anstoß zur Gründung der Universität Frankfurt gegeben haben soll. Der erste offizielle Vertreter der Medizin daselbst, Eberhard Guttenger, war zugleich Stadtphysikus in Frankfurt und Leibarzt Joachims I. Auch sein Nachfolger war ein Frankfurter; sonst aber kamen die meisten bekannt gewordenen Männer von auswärts.

Zu den Gelehrten, die ihre Bildung der heimischen Hochschule verdankten, gehörte der Mediziner Heinrich Eggeling aus Braunschweig, der 1513 nach Frankfurt kam und dort Professor wurde. Er hat in der Geschichte der Medizin in Brandenburg insofern eine besondere Stellung zu beanspruchen, als er es war, der im Jahre 1542 an einer Leiche die erste öffentliche Sektion in Frankfurt vornahm. Damit war der Übergang der Medizin von abstrakter Naturphilosophie, vermischt mit astrologischem Wunderglauben, zu erfahrungsmäßiger Behandlung und sachmännischer Beobachtung gekennzeichnet. Es verdient aber erwähnt zu werden, daß diese Sektion auf ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten Joachims II. geschah. Aber auch dieser Mediziner stand noch in engster Verbindung mit Theologie und Philosophie; er starb als Kanonikus in Halberstadt. Sein Kollege Jodocus Wilcke (Willichus) aus Kössel war sogar mehr Humanist als Mediziner. Er kam geradezu erst vom Griechischen aus zum Medizinstudium. Die damaligen Mediziner teilten sich in Anhänger der griechisch-römischen und solche der arabischen Medizin, deren Hauptvertreter Avicenna ist. Durch das Studium des Hippokrates und des Galenus vom sprachlich-humanistischen Standpunkte aus wurde Wilcke zu einem Hauptkämpfer gegen die „Arabisten“. Auch er wurde als Arzt an den Berliner Hof Joachims II. gerufen.

Die Hauptfakultät für die Universitäten war und blieb aber die artistische, aus der sich die jetzige sogenannte philosophische entwickelt hat. Obgleich nur vorbereitende Studien umfassend, „pulsierte in ihr das akademische Leben am vollsten“; sie allein konnte auch maßgebend für die Frequenz und Entwicklung einer Universität werden, denn in der Regel war sie das Durchgangsgebiet für alle Studierenden, die sie durchlaufen haben mußten, ehe sie zu den höheren Fakultäten und deren Graden aufsteigen durften. Je mehr aber in diesen höheren Fakultäten die rein mittelalterliche Forschungsweise, welche synthetisch aus gegebenen Autoritätssätzen mit dialektischen Operationen Folgerungen ableitete, zurücktrat, um so mehr wurde auch der Durchgang durch die Artistenfakultät überflüssig.

Die Zeit der alten Scholastik war bereits vorüber, als die Frankfurter Universität

überhaupt erst ins Leben trat; die großen Kämpfe innerhalb der scholastischen Wissenschaft, die das 13., 14. und 15. Jahrhundert erfüllt hatten, waren, wenn auch nicht geschlichtet, so doch einer gewissen Ermüdung oder Gleichgültigkeit gewichen, und ohne Aufregung zu erzeugen, gingen Altscholastiker, Thomisten, sowie „Moderne“, Offkanisten, ihren Weg. Ganz besonders friedlich muß es in dieser Beziehung in Frankfurt zugegangen sein, wo — wie schon oben bemerkt — die Thomisten so ziemlich unter sich waren.

Die Universität hatte im Jahre 1506 mit nicht weniger als 20 artistischen Dozenten begonnen, wovon 16 allein aus Leipzig kamen, dagegen nur 2 aus Frankfurt stammten. Aus der Anzahl der Promotionen zu Bakkalaren und Magistern ist an der Hand der alten Dekanatsbücher deutlich zu ersehen, wie die Universität seit den zwanziger Jahren einem unaufhaltbaren Rückgang verfiel; die wachsende Verachtung der scholastischen Lehrweise machte sich mehr und mehr fühlbar, die schroffe Stellung gegen die Reformation machte das Verderben vollständig. Es half nichts, daß man für die Examina Erleichterungen einführte: die Fakultät verödete. So kann es nicht wundern, daß wissenschaftliche Großtaten nicht zu verzeichnen sind.

Als Hauptrepräsentant der scholastischen Philosophie ist der literarisch fruchtbare, durch Wahl zum ersten Dekan und durch die Ernennung zum ersten Vizekanzler ausgezeichnete Johann Lindholz zu nennen, ein Brandenburger aus Müncheberg, ebenfalls von Leipzig kommend. Seine langatmigen logischen Schriften mit ihrem Gerippe von Autoritäten aus Thomas von Aquin, Albertus Magnus und Regidius Romanus und ihrem althergebrachten scholastischen Schema, ohne den geringsten Ehrgeiz eigener Resultate, zeigen die ganze Unfruchtbarkeit der absterbenden Scholastik. Dennoch blieb in Frankfurt Lindholz einflußreich bis zu seinem Tode (1535). Auch Wimpinas Ansehen, der bei einigen scholastischen Lehrbüchern als Herausgeber fungierte, konnte die scholastischen Studien nicht heben.

Günstiger stand es um die mathematisch-astronomische Seite. Die Mathematik umfaßte damals das alte Quadrivium: Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik. Diese Gesamtheit vertrat nicht ohne Erfolg zunächst und lange Zeit Ambrosius Lacher, ein Süddeutscher, der ältere mathematische Werke, wie den Euklid und den Johannes de Muris herausgab, aber auch eigene Lehrbücher verfaßte. Besonderen Beifall fand ein Werk von ihm, das er Algorithmus mercatorum nannte, eine Anleitung zur Handelswissenschaft, die nur wenige Vorläufer bis dahin hatte. Näher dem Humanismus stand jener oben schon genannte Frankfurter Mathematiker und Mediziner Jodocus Willichus.

Aberhaupt konnte nun im dritten Dezennium der Universität der Humanismus endlich Kühner daselbst sein Haupt erheben. Die ersten „Poeten“, denen wir bei der Gründung in Frankfurt begegneten, waren bald der dortigen Atmosphäre überdrüssig geworden. Nesticampian (Joh. Rhagius) hatte als erster mit Vorlesungen über griechische Sprache begonnen, bekämpfte heftig die alten scholastischen Lehrbücher der lateinischen Grammatik, besonders das berühmte „Doktrinale des Alexander de Villa Dei“, gab die Grammatik des Martianus Capella als weniger barbarisch heraus und kommentierte diejenige des Donat. In Mainz, wo er vorher gewesen war, war er

mit seinem Streben durchgedrungen, hier in Frankfurt fand er stärkere Opposition, und die sich daran schließenden Kämpfe haben ihn wohl fortgetrieben, trotz der Gönnerschaft des Universitätskanzlers Dietrich von Lebuz und trotz der Freundschaft seines Schülers Ulrich von Hutten, der ihm ja bald nachfolgte. Bei dieses Humanisten Entweichen hat Eitelwolf von Stein seine Enttäuschung ausgesprochen, daß Frankfurt keine Stätte des Wissens geworden sei.

Als eine besonders angenehme geschichtliche Erinnerung für die erste Zeit der Universität Frankfurt gilt die kurze Anwesenheit des von poetischem Glanze und vom Scheine des Heldentums umgebenen, zum Liebling der deutschen Protestanten gewordenen Humanisten Ulrich von Hutten. Aber Hutten hat wenig von Frankfurt erhalten, nichts für dasselbe getan. Er holte sich lediglich die ersten wissenschaftlichen Sporen in Frankfurt (Bakkalaureat), wo er sich aufs engste an seinen Lehrer Rhagius anschloß. Mit diesem ging er schon 1508 nach Leipzig, und an Frankfurt erinnern aus seinen Werken nur einige Stellen seiner „Klagegedichte“ und die Widmung an Frankfurter Freunde in seiner *Verskunst* (*De arte poetica*).

Unter den übrigen „Poeten“ von Frankfurt wäre noch zu nennen Hermannus Crebelius Notianus, der mit einer Menge schmeichlerischer lateinischer Verse den Kurfürsten Joachim und die märkischen Mäzene bettelnd überhäufte, bis er wirklich als Lehrer in Frankfurt angestellt wurde.

Unter den humanistischen Lobrednern Joachims und seiner Verwandtschaft war auch der Italiener Rickardus Sbrulius, ein Mann von lockeren Sitten und oberflächlichem Geiste, der seine von Schmeichelei triefenden Verse in Frankfurt als Poet und Rhetoriker verfertigte und sie dort auch mehrfach drucken ließ. Auch er, als wandernder „Poet“, blieb nur zwei Jahre (1513—1515) in Frankfurt. — Ein berühmter Humanist und weit besserer Dichter war Eobanus Hessus, der zur selben Zeit zum Studium des Rechts nach Frankfurt zog, aber von hier durch Streitigkeiten nach kurzer Zeit wieder verschleudert wurde.

Unter dem Einflusse der humanistischen Wanderlehrer, die Frankfurt nur als eine Etappe auf ihrem Umherschweifen betrachteten, hatte sich allmählich ein heimischer Humanismus gebildet. Von dessen Vertretern hat aber keiner allgemeinere Bedeutung erlangt. Für Freunde der humanistischen Bewegung seien zur Dervollständigung die Namen Georgius Crebelius (Krebs) aus Frankfurt und die Brüder Fabian und Matthias Funck aus Schlesien, sowie Wieprecht Schwab aus Buchen erwähnt. Der jüngere Funck, Matthias, ist auch Schulmann gewesen, da er um 1512 auf kurze Zeit die Stadtschule zu Stendal in der Altmark übernahm; aber der Schlesier fand sich nicht in Wesen und Leben der Märker. Es ist nicht ohne Interesse, seine Klage in der Widmung an seinen Bruder zu einem seiner Gedichte zu hören. „Obgleich,“ sagte er, „das Volk gastlich, und was zum menschlichen Lebensunterhalt erforderlich ist, reichlich und vollauf vorhanden war, schien ich mir doch wie in ein hartes Exil verstoßen, weil ich als Schlesier die leichtfließende märkische Sprache nur mit Mühe verstand, und ebenso die Märker die Gesezttheit meiner schlesischen Mundart nicht voll verstehen konnten, so daß mir der Trost der Unterhaltung . . . genommen war.“¹⁾

¹⁾ Bauch a. a. O. S. 125.

Obgleich also Matthias Funck sein Schulamt sehr bald wieder aufgab, so bekundete er auch sonst entschiedene pädagogische Neigung — selten freilich eine der Poesie förderliche Eigenschaft. Seine religiösen Gedichte sind absichtlich für die Jugend zugeschnitten und frei von aller humanistisch-mythologischen Frivolität. Ihr Stoff war noch ganz der mittelalterlichen Legende, als Ergänzung der biblischen Geschichte, entnommen.

Daß die Forderungen des Humanismus trotz der scholastischen Lust Frankfurts doch auch dort langsam durchdrangen, zeigt auch der Umstand, daß schon 1518 — in dem gleichen Jahre wie in Wittenberg — ein Professor für die griechische Sprache, Gregorius Schmidt, ein Schweizer, und darauf jener Jodocus Willichus angestellt wurde, dem 1521 ein erster Vertreter des Hebräischen folgte.

Trotz des Eifers und der Tüchtigkeit einzelner dieser Lehrer ging der Besuch der Frankfurter Universität mehr und mehr zurück. Der religiöse Druck unter Joachim I. machte sich zu sehr fühlbar, und Wittenbergs Ruhm half zur Verödung der Diadrina. Schließlich waren so wenig auswärtige Studenten dort vorhanden, daß man die erste moderne Neuerung zu treffen sich entschloß und die alte Einteilung nach „Nationen“ gänzlich aufgab. Einigermassen vertreten blieben bloß noch die Landesöhne, welche in Frankfurt studieren mußten, wenn sie die Anwartschaft auf spätere amtliche Anstellung erlangen wollten. Auch der Nutzen neuer Stipendien fiel in der Hauptsache den Landeskindern zu.

Der Einsicht in die Notwendigkeit einer Änderung, einer Reform der Universität konnte sich nach seinem Regierungsantritt der neue Kurfürst, Joachim II., nicht verschließen, aber, solange er noch zwischen der alten und neuen Kirche schwankend stand, waren ihm selbst die Hände gebunden. Dennoch begann er Unterhandlungen mit dem für derartige Reformprojekte unentbehrlichen Melanchthon. Unter dessen Einfluß wurde Georg Sabinus sein Schwiegersohn von Wittenberg her verschrieben. Aber die katholische Geistlichkeit, mit dem Universitätskanzler Bischof Georg von Lebus an der Spitze, wußte alle lutherischen Regungen in ihr zu unterdrücken.

Da kam der Umschwung durch den unerwarteten Abtritt Joachims II. zum protestantischen Bekenntnis im Jahre 1539. Nun erst konnten Melanchthons Ratschläge ohne Bedenken angenommen werden: die Reform der Universität begann, wobei der bedeutendste Berater des Fürsten Joh. Weinleben war. Es wurden Visitatoren ernannt, die mit dem Lehrkörper der Universität gemeinsam über die notwendigen Reformen berieten. Als einer der wesentlichen, eingerissenen Mißbräuche stellte sich heraus, daß viele Studenten, die Privatlehrer oder Mentoren hatten, wie es damals vielfach Sitte war, die öffentlichen Publika gar nicht besuchten; das sollte abgestellt werden. Die Professoren waren aber selbst als teilweise sehr lässig befunden worden, so daß strenge Vorschriften für das Halten von Vorlesungen, Übungen, Deklamationen, Disputationen usw. sowie über allwöchentliche Examina der Scholaren erlassen wurden. Auffällig ist der wesentlich pädagogische Gesichtspunkt, der dabei maßgebend gewesen: Es war sozusagen „Hochschulpädagogik“ die man dabei verfolgte. Im Rechnungswesen war ebenso Unordnung eingerissen, so daß manche Verwaltungsstelle überhaupt keine Rechnung gelegt hatte. Vor allem aber versprach der Kurfürst, die Gehälter der Lehrer tunlichst zu verbessern und die

Lücken im Lehrkörper durch Neuberufungen zu beseitigen. Zur Überwachung der auszuführenden Reformen wurden Aufsichtsbeamte (Superintendenten) bestellt.

Aber diese Beaufsichtigung fand innerhalb der Professoren zum Teil erheblichen Widerspruch, was allerdings, wenigstens nach unseren heutigen Begriffen von den Rechten der Universitätsprofessoren, nicht gerade zu verwundern ist. Die Unzufriedenen suchten Schutz und Hilfe hinter dem Universitätskanzler, dem Bischof von Ebus. Aber diesen Widerstand ist aber der Kurfürst sehr aufgebracht gewesen und hat seinen Willen energisch durchgesetzt.

Die Grundlage aller Reformen aber mußte die finanzielle Fundierung der Universität selbst bilden, denn die Einkünfte derselben waren bisher zu gering gewesen. Da war denn die durch die protestantischen Begriffe vom Kirchengute und der staatlichen Hoheit erzeugte Machtvollkommenheit des Fürsten ein Segen für die Universität. Außer einzelnen Präbenden erhielt diese vor allem die Einkünfte des bisherigen Frankfurter Karthäuserklosters überwiesen. Ferner wurden, um den Zuzug nach Frankfurt zu erleichtern und der Konkurrenz anderer Universitäten zu begegnen, die Promotionskosten herabgesetzt und der Doktorschmaus als Pflichtleistung abgeschafft. Die Studierenden aber wurden in dem Reformedikt des Kurfürsten allgemein ermahnt, in ihrem eigenen Interesse lieber den Wissenschaften in Frankfurt obzuliegen als anderswo, da es bekannt sei, daß die auswärts Studierenden vielfach die ihnen von städtischen Behörden überlassenen Stipendien mißbrauchten; in Frankfurt könne derartiges unter genauer Aufsicht des akademischen Senats nicht geschehen. Es wurde der Befehl erneuert und verschärft, „daß niemandem im ganzen Lande Pensionen oder Zehnten gezahlt werden sollten, als wer durch ein öffentliches Zeugnis des Frankfurter Akademischen Senats nachweisen könne, daß er dort mit Fleiß den Wissenschaften obliege, . . . und daß Pfarrer, Prediger, Schulmeister oder Schreiber nicht anderswoher berufen werden dürften, es sei denn, daß nach dem Bescheid der Vorsteher der Akademie dort niemand sei, der das betreffende Amt übernehmen könne oder wolle“.

In der Tat waren die gemachten Anstrengungen von solchem Erfolge begleitet, daß Joachim II. sich nicht mit Unrecht rühmen durfte, er sei von Anfang seiner Regierung an darauf bedacht gewesen, die zerrüttete Akademie zu Frankfurt wiederherzustellen, wie überhaupt die Schulen fester zu begründen. So wurde der Fürst auch von den dortigen Professoren selbst in einer Vorlesungsankündigung nach humanistischen Gepflogenheiten als derjenige gefeiert, der ein neues goldenes Zeitalter für die Universität herbeigeführt habe. Die ganze Reform war aber nur durch den gemeinsamen Sieg des Humanismus und der Reformation in Frankfurt zustande gekommen; an Wittenberg und an Melanchthon knüpfte die Entwicklung auch von Frankfurt an.

Aber auch nach der so glücklich erfolgten „Reformation“ der Landesuniversität wollte die Wissenschaft im Lande der Hohenzollern noch keine freien Blüten treiben. Nur vereinzelte Männer in unserem Gebiete haben aus der Zeit vor dem großen Religionskriege sich die Erinnerung der Nachwelt erhalten. Da ist besonders ein Mann, der als ganz einzelner Vertreter gewisser neuer, auf dem Grunde der Naturwissenschaft emporwachsender Bestrebungen zu nennen ist, und die Mark als Schauplatz seiner Tätigkeit erwählte, obgleich

er geborener Schweizer war: **Leonhard Thurneyßer**. Er bezeichnet, wie man gesagt hat, eine Vorstufe in der Entwicklung der Naturwissenschaft: noch kein Sieger, aber bei allen seinen Irrkümern doch ein Vorkämpfer. Und gerade im Brandenburger Lande fand er bei dem Herrscher, dem Kurfürsten Johann Georg, für seine tastenden Versuche besonderes Verständnis und großes Entgegenkommen. Die Astrologie, die im Hause der älteren Hohenzollern eine Art Erbgut war, schlich sich, „wie eine Ahnung von der Gewalt tieferer Naturerkenntnis in die Gemüter und füllte mit Ehrfurcht die Fürsten wie die Völker, verwirrte aber nur zu leicht die Bestrebungen sonst klar blickender Männer“. So ging es auch Thurneyßer und seinem fürstlichen Gönner.

Ein wechselvolles, abenteuerndes Leben zeigt das ruhelose, aber immer wache Streben dieses Mannes, von dem wir nur seine brandenburgischen Beziehungen herausheben können. Sein großer Vorgänger und sein Vorbild war der berühmte Paracelsus, und ihm folgte er auch in das Reich der Mystik und des Uberglaubens. Medizin und Alchemie wurden nach mehrfachen bergmännischen Unternehmungen sein Studium. Dabei geriet er auf das Gebiet der Balneologie und zufällig gerade auf das Brandenburger Land. Im Jahre 1571 ließ er zu Frankfurt a. O. sein Werk drucken, das er „Pison“ betitelte, und das von „kalten, warmen, mineralischen und metallischen Wassern, besonders innerhalb der Mark Brandenburg, handelte“. Die Kunde von ungewöhnlichen, bisher unbekanntem Bodenschätzen der Mark gewann den Kurfürsten sogleich. Nach diesem Buche war das Spreewasser Gold führend, waren Salpeter, Rubinen, Granaten, Saphire, Schwefel und Blei an verschiedenen Stellen zu finden. Die Wässer der Flüsse sollten die seltsamsten Eigenschaften medizinischer Art haben, z. B. das Havelwasser sollte schwer und ungesund sein und Frauen böse und klatschüchtig machen. Aber man findet bei ihm auch gute, richtige Beobachtungen aus der Flora und über Mineralien. Nach einer gelungenen Kur an der Kurfürstin Sabina wurde er kurfürstlicher Leibarzt mit einem für damalige Zeiten sehr hohen Gehalt von 1352 Talern. Als Wohnung ward ihm ein noch verfügbarer Teil des „Grauen Klosters“ zu Berlin überwiesen, in nächster Nachbarschaft der neuen Landesgelehrtenschule. Nun zeigte er — ein Autodidakt — sich nicht nur als vielseitiger Gelehrter, sondern auch als tüchtiger Geschäftsmann. Die Gründung einer eigenen Druckerei für die Herstellung seiner Schriften zeigt ihn sofort von dieser Seite, und diese Druckerei blühte und bestand sogar fort, als ihr Gründer längst Berlin verlassen hatte. Doch hat er sich bei allen seinen Umpreisungen von verschiedenem Schwindel nicht freigehalten. Die Erfolge seiner „Harnproben“, durch die er Krankheiten diagnostizieren und heilen zu können vorgab, waren eitel Humbug. Aber das Publikum, zu dem auch die höchsten Personen von nah und fern gehörten, fiel in Menge darauf hinein und ließ sich geduldig von ihm rupfen.

Er nutzte die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen also weidlich aus. Dennoch muß er höher gestellt werden als ein bloßer Scharlatan. Er betrieb dabei wirkliche, auf Beobachtung beruhende anatomische und botanische Studien und legte Sammlungen für naturwissenschaftliche Zwecke an, wie man sie vorher in Berlin noch niemals gekannt. Immer lernbegierig, ließ er sich noch in späten Jahren im Latein unterrichten. Seine „Naturgeschichte der Pflanzen“ (1578) und sein vielsprachiges Namen-

lexikon (1583) sind beachtenswerte Werke; seine Chronik und seine Karte der Mark sind leider nicht vollendet worden. Aber der Schwindel seiner Heilkunst wurde schließlich erkannt: Die Universität Frankfurt hat den Ruhm, gegenüber diesem Kurpfuscher die wissenschaftliche Medizin, die eben erst sich zur Entfaltung anschickte, verteidigt zu haben. Dr. Kaspar Hofmann entledigte sich durch strenge Kritik seiner Aufgabe als Vertreter der ernsten Wissenschaftlichkeit. So hielt es Thurneyßer für geraten, obwohl er bei dem Kurfürsten noch immer in Gnaden stand, aus Berlin fortzuziehen. Nach kurzem Aufenthalt in Basel (1579), seinem Geburtsort, wo er durch seine dritte Frau in Vermögensverfall geriet, hat er dann große Reisen angetreten und soll zirka 1595 in einem Kölner Kloster gestorben sein.

Thurneyßer blieb eine vereinzelte Erscheinung. Die tiefergehende Anwältung des Denkens durch das Aufkommen der Erfahrungswissenschaften, wie sie hauptsächlich großen Ausländern zu danken ist, berührte die märkischen Länder noch nicht. Alle die Pioniere moderner Forschung, wie etwa Petrus Ramus, Michel de Montaigne, Kopernikus, Kepler, Galilei, Francis Bacon, René Descartes u. a., haben in den Marken zunächst keine namhaften Schüler und Nachfolger gefunden. Das Jahrhundert der religiösen Erregung ließ auch in der Mark das religiöse Interesse nicht ruhen, und geistige Kämpfe fanden wesentlich nur auf dem kirchlichen Gebiete statt. Seltsam genug aber war es, daß gerade unser Territorium wie dazu ausersehen schien, den kriegerischsten theologischen Kämpfen Heimat zu sein oder zu gewähren und ihnen Kriegsmittel zu liefern, erklärlich nur deshalb, weil sich die allzeit geistig regsamen Fürsten dieses Landes mehrfach persönlich mit für die Streitziele einsetzten. Eine ganze Reihe der Berliner Hofprediger waren die energischsten Rufer im Streit. Und weil eben das geistige Leben dieser Zeit (vornehmlich bis zum Ende des großen Religionskrieges) sich in den konfessionellen Idealen und Kämpfen um dieselben konzentrierte, deshalb können wir diese kirchlichen Bewegungen innerhalb der Marken nicht ganz außer Betracht lassen, wie schon hervorgehoben wurde.

Die konfessionellen Kämpfe im Brandenburgischen begannen fast gleichzeitig mit der endgültigen, offiziellen Einführung der Reformation am kurfürstlichen Hofe; denn die gänzliche Änderung der religiösen Anschauungen brachte es mit sich, daß selbständige Köpfe ungescheut ihren eigenen Gedanken folgten und sich nicht in allem den ursprünglichen Stiftern der neuen Kirche fügen mochten. Da war zunächst der engere Landsmann Luthers, Johann Agricola (= Sneider oder Schnitter) aus Eisleben, der sich aus einem Freunde der Reformatoren durch eine Meinungsverschiedenheit über den Charakter der Buße zu deren heftigsten Gegner entwickelte. Da er sich zudem bei einer Bewerbung um einen Wittenberger Lehrstuhl von Melanchthon hintergangen wähnte, so wurde er seit 1527 besonders dessen literarischer Gegner. Der Streit über die Buße (der antinomistische Streit) führte schließlich zu einem Prozeß, vor dem Agricola nach Berlin entfloh, als ihn gerade Joachim II. als Oberhofprediger berief. So erschien anfangs Kurbrandenburg wie eine Zufluchtsstätte vor dem in Kursachsen naturgemäß herrschenden strengen Luthertum. Aber die Dinge nahmen bald eine andere Wendung. Agricola wurde in der Tat Generalsuperintendent von ganz Brandenburg, so daß er u. a. die Konfirmation und Ordination sämtlicher Geistlicher zu vollziehen hatte, obgleich er selbst niemals

ordiniert worden war.¹⁾ Aber durch seine Beteiligung an der Ausarbeitung des katholifierenden Augsburger Interims (1548) machte er sich den Lutheranern verhaßt, so daß er dann wieder durch strenges Festhalten an den lutherischen Glaubenssätzen gegenüber der milderen Auffassung des sogenannten Philippismus (nach Phil. Melancthon) sich gewissermaßen zu rehabilitieren suchte. Als oberster Geistlicher der Monarchie hat er vor allem den langandauernden Streit zwischen dem Eiferer Andreas Musculus und den Theologen philippistischer Richtung, an deren Spitze der Professor *Abdias Praetorius* in Frankfurt a. O. stand, zu des ersteren Gunsten entscheiden helfen, wobei er ganz im Sinne seines Fürsten handelte. „Der von Agricola im Berliner Dom geleitete Reformationsfestgottesdienst vom 24. Oktober 1563 bezeichnete das Siegesfest des Luthertums über den Philippismus. So hat der Mann, den Luther geächtet hatte, hier dem strammen Luthertum den Sieg bereiten helfen. Drei Jahre darauf starb er während einer Pestepidemie.“

Agricolas Hauptgegner Praetorius (eigentlich Gottschalk Schulze) gehört der Mark Brandenburg auch von Geburt an. Zu Salzwedel geboren, war er Lehrer und Rektor des Gymnasiums seiner Vaterstadt, leitete dann mehrere Jahre das altberühmte Magdeburger Domgymnasium mit großem Erfolge und siedelte etwa 1558 nach Frankfurt a. O. über, wo er Professor der hebräischen Sprache wurde. Er galt allgemein als ein hervorragender Philologe und Schulmann. Er trat in Frankfurt sehr bald als Wortführer der Melancthonianer auf, die es übrigens auch ihrerseits keineswegs an zelotenhaftem Auftreten fehlen ließen. Persönlich verletzende Ausfälle gegen den „groben aber ehrlichen“ Musculus wurden nicht gescheut, und Praetorius suchte sogar dem Kurfürsten die Lehre der Lutheraner von der Rechtfertigung durch den Glauben als politisch bedenklich und staatsgefährlich hinzustellen, ein Versuch, der jedoch keinen Erfolg hatte. Nach dem Siege Agricolas wurde die Stellung des Praetorius unhaltbar; er wandte Frankfurt den Rücken. Aber sein Fortgang bereitete daselbst noch mehr Schaden als der häßliche Streit, denn Praetorius hatte unter den Studenten einen großen Anhang gehabt. Er begab sich nach Wittenberg, wo er im Jahre 1573 gestorben ist.

Auch der heftigste theologische Gegner des Praetorius war Professor an der *Diadrina*. *Musculus* (Meusel) war 1514 in Schneeberg in Sachsen geboren, hatte die dortige, damals berühmte Lateinschule besucht und in Leipzig und Wittenberg studiert. Er wurde Schwager des Agricola und folgte dessen späterer Richtung, nachdem er sich nach seinem Vorbilde ebenfalls mit Melancthon überworfen hatte. 1541 nach Frankfurt berufen, war sein Einfluß dort nicht gering, zumal er eine Zeitlang der einzige theologische Dozent daselbst war. Er wurde einer der Inspektoren, die den Vorlesungsbetrieb zu überwachen hatten und hat sich auch sonst um die Universität verdient gemacht, so das Konvikt (den gemeinsamen Stipendientisch der Studenten) dort eingerichtet und die Finanzverhältnisse auf Befehl des Kurfürsten Johann Georg revidiert. Da Musculus ganz die Meinung des Hofes in Berlin bei den theologischen Streitigkeiten vertrat, so war es nicht zu verwundern, daß er auch der Nachfolger Agricolas in dem Amte eines Generalsuperintendenten der ganzen Mark wurde, ohne jedoch in ein friedliches Fahrwasser zu gelangen. Sein ganzes Leben war, gemäß seiner Natur, ein unab-

¹⁾ G. Kawerau in Herzogs Realencyklopädie.

lässiger Kampf. Es mag sein, daß das wesentlich mit an den Verhältnissen lag, aber der Gegenwart erscheint er dennoch als ein hervorragend streitbarer Theologe und als solcher wenig verehrungswürdig. Es ist für uns unmöglich, die vielfachen Fehden auch nur zu erwähnen, die er — immer siegreich — auszufechten wußte. Der Sieg des strengen Luthertums in der Mark ist mit seinem Namen vielleicht noch mehr als mit dem Agricolas verknüpft. Bekannt ist er ferner auch als heftiger Eiferer gegen Ansitten der Mode, die er vor allem in seiner Schrift „Wider den Hosenteufel“ (1555) geißelte, d. h. gegen die von den Landsknechten übernommene Mode der geschlitzten Pluderhosen. Ähnlich volkstümliche Sittenpredigten sind seine Schriften „Vom Gotslethern“, „Der fluchteufel“, „Der Eheufel“. Er schilt auch den Wucher und den Geiz und sucht überall des Teufels verderbliches Trachten im Treiben der Menschen zu erkennen. Natürlich, daß er mit seiner derben Art von Straßpredigten sich auch Feinde machte, aber seine Ehrlichkeit im Glauben und Reden leidet keinen Zweifel.

Wenn wir noch des schottischen gleichfalls beständig in Streitigkeiten verwickelten Theologen Alexander Alesius gedenken, der als landflüchtiger Anhänger der Reformation vom Kurfürsten Joachim II. im Jahre 1540 an die Frankfurter Universität gerufen wurde, die er aber, nach seinem ehrenvollen Auftreten gegen die dort herrschende Prostitution in öffentlichen Häusern mit dem Magistrat der Stadt verfeindet, bald wieder verlassen mußte, so haben wir die bedeutendsten Kämpfe der Reformation in der Mark erwähnt. Nach einem unsteten, glücklosen Wanderleben starb Alesius 1565 als Professor in Leipzig.

Der vorläufig unbestrittene Sieg des strengen Luthertums über alle abweichenden Meinungen unter Musculus' Führung brachte aber noch lange nicht den Frieden für die protestantische Welt Deutschlands, denn nach dem innersten häuslichen Streit der Lutheraner unter sich, wandten deren eifrige Geistlichen sich mit verdoppelter Heftigkeit gegen die Reformierten. Und was von diesen Kämpfen nicht selbst innerhalb der brandenburgischen Grenzen entstand, das wurde nur zu leicht von außen her über diese hineingetragen, vor allem aus Königsberg, dessen Hochschule den Ruhm der lutherischsten Universität in Preußen erlangt hatte.

Die fortgesetzten theologischen Streitigkeiten aber mußten allmählich zu einer Reaktion führen, und die Überspannung der spezifisch lutherischen Glaubensdogmen, Gnadenwahl und Rechtfertigung durch den Glauben sowie der lutherischen Auslegung der Abendmahlslehre empfahl schließlich selbst die Auffassung der Reformierten den streitmüden Gläubigen. Wenn das 1572 erschienene „Corpus doctrinae Brandenburgicum“ noch Luthers Wort hervorhebt, daß er Zwingli mit aller seiner Lehre für einen Unchristen halte, wenn in dieser Zeit die Konkordienformel zwangsweise im Lande eingeführt wurde, wenn alle kalvinistischen Bücher verboten wurden, und von den Geistlichen einwandfreie lutherische Orthodorie verlangt wurde, so trat doch schon unter Joachim Friedrich (1598—1608) eine Änderung ein. Im Interesse des gesamten protestantischen Deutschlands schuf er freundliche Verhältnisse zu den süddeutschen Protestanten, mit Kurpfalz und Nassau, welche der kalvinistischen Lehre zugetan waren. Johann Sigismund aber, obgleich er unter dem halleischen Hofprediger Simon Gedicke, nachmals Domprobst in Berlin, einem der streitbarsten Lutheraner, erzogen

worden war, zeigte bald kalvinistische Neigungen, nachdem er in Straßburg und Heidelberg studiert und mit dem Pfalzgrafen daselbst enge Freundschaft geschlossen hatte. Heidelberg befand sich in einer Blütezeit der Wissenschaft und der feinen Sitte, und der an das Massive der märkischen Lutheraner gewöhnte Fürst wurde daselbst zu einem entschiedenen Gegner der Konkordienformel. Jedoch zögert er erst noch, mit seinem neuen Standpunkt öffentlich hervorzutreten. Denn die Berliner lutherische Geistlichkeit machte bei den ersten Anzeichen desselben erhebliche Schwierigkeiten. Und ähnlich wie seinem Urgroßvater, Joachim II., erstand ihm in seiner Gemahlin selbst, der Herzogin Anna von Preußen, eine energische Gegnerin. Der damalige oberste Geistliche der Mark, Generalsuperintendent Christoph Pelargus, zugleich Professor der Theologie zu Frankfurt a. d. O., hatte eine schwere Stellung, als die Landstände ihn aufforderten, von Amts wegen gegen den Landesherrn einzuschreiten, denn er selbst, nicht von unbeugsamem Charakter, war im stillen Philippist. Als jedoch der Kurfürst in das Brandenburgische heimkehrte und man ihn vor die Entscheidung stellte, ob lutherisch oder „kalvinistisch“, da folgte er seiner persönlichen Überzeugung und hielt am Weihnachtstage 1613 mit geladenen Teilnehmern in der Domkirche zu Cölln a. d. Spree eine Abendmahlsfeier nach reformiertem Ritus. Das war zugleich wieder ein wichtiger Schritt in der Geschichte der Gedankenfreiheit im Brandenburgisch-Preussischen Staate. Wie sein Urgroßvater Joachim II. einst seinen Abtritt vom Katholizismus zum Protestantismus seinen katholischen Untertanen schmachhafter zu machen suchte, indem er jeden Zwang ihnen gegenüber von sich wies, so erklärte jetzt Johann Sigismund, er beanspruche keinerlei Herrschaft über die Gewissen seiner Untertanen, aber ebensowenig dürften diese ihm selbst seinen Glauben vorschreiben.¹⁾ Er betrachtete seinen Konfessionswechsel lediglich als einen privaten Akt. Indes die Privathandlungen eines Fürsten haben jederzeit auch öffentliche Bedeutung, und die verkündete kirchliche Freiheit war damals so wenig eine unumschränkte, wie es heute eine solche gibt. Segensreich war das Verbot alles Scheltens und Verdammens Andersgläubiger von den Kanzeln herab und die Verpflichtung der Geistlichen nur auf die „vier Hauptsymbole der christlichen Kirche“, unter Verbot aller darüber hinausgehenden lutherischen Satzungen, womit vor allem die Konkordienformel stillschweigend ausgeschieden wurde. Aber dennoch hat der Fürst dem Wunsche, sein ganzes Land der eigenen Konfession zuzuführen, nicht widerstehen können, und es hat nicht an ihm gelegen, wenn es ihm nicht völlig geglückt ist. Bei des Kurfürsten Vorgehen zur Einführung des reformierten Bekenntnisses war der gleichfalls reformierte Kanzler Bruckmann (Pruckmann) sein eifriger Diener und sein Bruder, Markgraf Johann Georg, ein eifriger Berater. Reformierte Geistliche wurden an Stellen von Lutheranern eingeschoben, die Fürstenschule in Joachimsthal und die theologische Fakultät der Frankfurter Universität wurden von Anhängern der Konkordienformel gesäubert. Die Haltung des Volkes aber veranlaßte den Kurfürsten, die meisten seiner konfessionellen Maßregeln allmählich wieder zurückzunehmen. Fast die gesamte Bevölkerung blieb lutherisch, „der Fürst blieb mit seinem Bekenntniswechsel so ziemlich allein“; nichts zeugte bald in seiner nächsten Umgebung von dieser zweiten brandenburgischen „Reformation“, als daß die Cöllnische Domkirche seitdem reformiert geblieben ist.

¹⁾ G. Kawerau, J. Sigismund (in Herzogs Realencyklopädie).

Geblichen aber ist vor allem, nicht durch das Verdienst des fürstlichen streitbaren Friedensstifters, wohl aber durch die Macht der Tatsachen, der Gedanke religiöser Duldsamkeit und der freien Religionsübung. Trotz des Schwankens in der Regierung war doch das Ziel des Religionsfriedens im Lande wieder deutlich ausgesprochen und verheißen worden. So konnte gerade durch die Doppelkonfessionalität von Fürst und Volk Brandenburg ein Hort der Toleranz werden, und der ganze Hergang konnte „den Nachfolgern auf dem Throne den Unionsgedanken nahelegen, der seitdem kirchliche Tradition der Hohenzollern geworden und geblieben ist.“ Die gewaltige Flut theologischer Streitschriften zwischen Lutheranern und Reformierten, die sich zunächst an den Konfessionswechsel des Berliner Hofes angeschlossen, ist aber für Wissenschaft und geistiges Leben ohne Erträgnis geblieben.

Der Friede zwischen den Konfessionen war jetzt aber noch immer nicht erreicht, und die traurigen Folgen der fortgesetzten Zwiespältigkeit zwischen Fürst und Volk zeigten sich in der schweren Not des nun bald beginnenden großen Krieges. Die Brandenburger waren nach ihren Erfahrungen immer mißtrauisch gegen ihre Fürsten und fürchteten bei jeder Gelegenheit ihren konfessionellen Eifer. So bewilligten die Stände niemals in entscheidenden Augenblicken die nötigen Gelder und Truppen, und so waren diese Verhältnisse neben der unsicheren, schwankenden Haltung des folgenden Kurfürsten, Georg Wilhelms, die Ursache, daß die brandenburgischen Länder unter den kämpfenden, umherziehenden, sich einander verjagenden feindlichen Heere der Kaiserlichen, Schweden, Dänen am schwersten in deutschen Ländern zu leiden hatten. Große Landstrecken und viele Städte sind vollkommen zerstört worden. Man hat zwar neuerdings die zeitgenössischen Berichte von den Greueln und Verwüstungen für vielfach übertrieben ausgegeben, und gerade ein Gutachten des brandenburgischen Vizekanzlers vom Jahre 1643 wird u. a. dafür geltend gemacht. Aber sicherlich bleibt das entstandene Elend noch riesengroß, und daß unter dem Drucke solcher materiellen Not alle geistigen Interessen völlig daniederlagen, kann niemand verwundern. Ein Denkmal dieser Verwüstungen aus der Geschichte des Schulwesens ist das Schicksal der ersten reformierten Landeschule zu Joachimsthal.¹⁾

Auch ihre Geschichte ist eng mit den konfessionellen Fehden verknüpft. Kurze Zeit nach der Gründung des Gemeinwesens zu Joachimsthal in der Uckermark als Stadt stiftete Kurfürst Joachim Friedrich dort eine neue „Landeschule“ (1607). Die Mitwirkung des Generalsuperintendenten der Mark, Professors Pelargus, gewährleistete die streng lutherische Richtung des Unternehmens; die Wahrung der „rechten, reinen, unverfälschten Lehre“ war die Absicht des Fürsten bei ihrer Gründung; in ihr sollten dort die Kinder der Untertanen erzogen werden, dort sollten sie „ihre fundamenta desto bas legen und hernach er mit Nutzen ihre Studia auf unserer Universität Frankfurt continüiren, damit wir oder unsere Nachkommen sie im Predigtamt und sonst nützlichen zu gebrauchen haben möchten“. Konfessionelle und monarchisch-staatliche Gesichtspunkte, nicht allgemein menschliche, rein pädagogische, bestimmten den Herrscher, wie seine Zeit überhaupt. Wenn auch sein Nachfolger denselben Grundsätzen huldigte, so verkehrte er doch das Ziel der Anstalt in einer Hinsicht in das Gegenteil. Joham Sigismund gab nach seinem Abeitritt zum reformierten Bekenntnis trotz seiner verkündeten Absicht,

¹⁾ E. Wegel, Geschichte des Kgl. Joachimsthalschen Gymnasiums. Festschrift 1907.

tolerant zu sein, 1616 die Bestätigung der Fundation nur für die Reformierten, für die er damit die erste höhere Lehranstalt schuf.

Es war die Zeit an der Schwelle des großen Krieges, und schon 1636 wird nach mehrmaligen Überfällen die Anstalt völlig zerstört, was der neue Kurfürst für einen der übelsten Schäden des Krieges erklärte, der seinem Lande entstanden. „In der That, das Schicksal der Anstalt und ihres fleckchen Landes beleuchtet gerade in diesem engbegrenzten Kreise aufs grellste die Schäden, die der furchtbare Krieg dem ganzen deutschen Lande bereitet hat.“ Lehrer und Schüler waren bei der eiligen Flucht zerstreut, eine neue Stätte für die Anstalt mußte erst geschaffen werden. Die Wahl des Ortes war nicht leicht, denn man hielt nur Festungen für einigermaßen gesichert. Da kam 1649 eine Eingabe der Gemeinde der reformierten Kirche zu Cölln um Wiederaufrichtung von eingegangenen reformierten Schulen, wiederum zur „Erhaltung der wahren Religion“, und nun gab der inzwischen zur Regierung gekommene Große Kurfürst Räume in seinem Schlosse her und verlegte die wieder aufzurichtende Landeschule dahin, bis nach mehrfachen Umzügen und Veränderungen die Schule 1688 ein eigenes Gebäude an der Burgstraße beziehen konnte, das bis zum Jahre 1880 hat ausreichen müssen. Die ursprünglich geplante Rückverlegung des Gymnasiums an seinen alten Platz, fern von der Heimat, unterblieb auf Wunsch der Berlin-Cöllner Reformierten. Durch die Aberein Stimmung der Anstaltskonfession mit der des Monarchen wurde gerade diese Anstalt so recht die Hohenzollernschule, die fort und fort sich des besonderen Interesses der Fürsten zu erfreuen hatte.

Das Volksschulwesen in der Mark Brandenburg hatte, wie in ganz Deutschland, durch die Reformation zunächst einen Aufschwung genommen, der aber keine regelmäßige, aufwärtsgehende Entwicklung zeitigte. Gerade jüngst ist vom Berliner Rektor Friedrich Wienecke eine Darstellung über die „Begründung der evangelischen Volksschule in der Kurmark (bis 1713 reichend) erschienen, die quellenmäßig die Tatsachen sammelt und bis auf weiteres als erschöpfend bezeichnet werden kann.¹⁾ In Brandenburg wie anderwärts ist die Volksschule nicht unmittelbar durch die Reformationsbewegung veranlaßt worden, sondern aus der durch diese geschaffenen katechetischen Unterweisung, aus den „Küsterschulen“, gefördert und angeordnet durch die im konfessionellen Interesse im Anschluß an mittelalterliche bischöfliche Gepflogenheiten eingerichteten, staatlichen Kirchenvisitationen. Die Kirchendiener wurden die religiösen Lehrer der Jugend, und sodann entwickelte sich in der Mark aus dem Küsterstande der Volksschullehrerstand. Die Kirchenordnungen und die sich daran knüpfenden Visitationen von 1540 und 1575, die schon erwähnt wurden, waren noch keine Anfänge einer Schulorganisation von Staats wegen; lediglich kirchliche Anordnungen wurden getroffen, aber die Verpflichtung der Küster zur religiösen Jugendunterweisung wurde doch schon ausgesprochen und meist auch durchgeführt. Wichtiger noch wurde die Kirchenvisitation von 1600, als deren Frucht eine große Anzahl neugegründeter Dorfschulen wie städtischer Elementarschulen genannt werden. Dann störte der Dreißigjährige Krieg auch diese Entwicklung.

¹⁾ In Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. 1913, S. 16.

Dritte Periode.

Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Stiftung der Sozietät der Wissenschaften.

Der gewaltigste Krieg, aus Religionsinteressen entstanden, aber von Machtinteressen genährt, hatte den Abschluß einer Epoche gebildet, die in geistigen Kämpfen beginnend, doch zuletzt in geistige Sterilität vererbt war. Aber bald nach dem Schlusse des Dreißigjährigen Krieges zeigte sich, daß unter den Strömen von Blut, hinter Lärm und Roheit des Krieges, neue Keime zu treiben begonnen hatten. Und diese hoffnungsvolle Erscheinung trat nirgends kräftiger zutage als in der Mark Brandenburg.

Sehr richtig ist betont worden,¹⁾ daß die Mitte des 17. Jahrhunderts für die gesamte Geschichte des Bildungswesens in generellem Sinne den Anfang der neuen Zeit bezeichnet, weit mehr als die Reformation selbst, die zu den modernen Bildungen nur den ersten Anstoß gegeben hatte. Nach dem Dreißigjährigen Kriege erst begann eine Loslösung des Bildungswesens von der Kirche und die volle Staatshoheit auch auf diesem Gebiete. Auch in dieser Beziehung ging der Brandenburgische Staat in Deutschland energisch voran, und er tritt zugleich mit dem Anwachsen seiner äußeren Macht von da an mehr und mehr an die Spitze Deutschlands auch in geistiger Beziehung. Am Schlusse des Dreißigjährigen Krieges lag in Brandenburg das Schulwesen noch mehr darnieder als sonstwo in Deutschland, und die Wissenschaft fristete an der einzigen Universität des Landes ein ziemlich bescheidenes Dasein.

Es war ein großes Glück für den durch den Krieg zerrütteten Brandenburgischen Staat, daß gerade in den Zeiten des geistigen Sicherholens der deutschen Völker an seiner Spitze ein genialer, für allen Fortschritt empfänglicher Fürst stand. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, ist nicht bloß der Begründer der brandenburgisch-preussischen Macht, sondern gleichermaßen der Erwecker alles neuen geistigen Lebens in seinen Landen. Überallher, wo er sie fand, ergriff sein reger Geist die neuen Hilfsmittel zur Förderung einer neuen Bildung nach den veränderten Anschauungen der Zeit. Und wenn er auch nicht den Ruhm einer systematischen Erziehungsreform, wie sein fürstlicher Zeitgenosse, Ernst der Fromme von Gotha, erlangt, ja nicht erstrebt hat, so wird er immer als ein Fürst gelten, der für die geistigen Bedürfnisse seines Volkes fort und fort Verständnis gezeigt hat.

Schon in jungen Jahren hatte sich dieser energische Charakter gebildet. Anfangs vom Hofmeister Joh. von der Borch, dann aber, nach der Aberfiedlung der kurfürstlichen Familie nach Cüstrin, unter Leitung von Joh. Friedrich Kalkuhn, genannt von Leuchtmar, erzogen, machten auf ihn die Erzählungen seiner Tante Maria Eleonora, der Gemahlin Gustav Adolfs von Schweden, von den Taten ihres großen Gatten tiefen Eindruck. Dieser wurde erweitert und ins Ernste gewendet, als der Prinz bald darauf (1633) der Aberführung der Leiche des Helden von Wolgast nach Schweden, beiwohnte. Nach

¹⁾ Sehr wichtig für diese Zeit ist das Buch von A. Heubaum, *Gesch. d. dtsch. Bildungswesens*, Berlin 1905, dem auch wir vieles entnehmen.

alter Sitte seines Hauses und zu seinem besonderen Glücke wurde Friedrich Wilhelm zwei Jahre später ins Ausland geschickt, — wie Pufendorf sagt: „damit er durch den Umgang mit ausgezeichneten Staats- und Kriegsmännern gründlichere Geistesbildung erwerben, seine Urteilskraft und seine Sitten verfeinern möchte“. Er kam in ein „geistig so bewegtes, in jeder Beziehung so lehrreiches Land, wie das damalige Holland“. Mit ihm gingen der Erzieher von Leuchmar und der Informator Müller, und mit 15 Lebensjahren begannen an der berühmten Universität Leyden seine Studien, die sich auf Geschichte und die altclassische Literatur richteten. Seine Kenntnis des Latein wird als sehr gediegen gerühmt, aber auch die neueren Sprachen, Französisch, Holländisch und Polnisch verstand er vortrefflich. Eine luxuriöse Hofhaltung war bei dem bedenklichen Geldmangel des väterlichen Staates nicht möglich, und so verband sich der Segen einfachen Lebens mit der eigenen Lernbegier. Nach Arnheim übergesiedelt, hatte der Kurprinz öfter Gelegenheit mit Vertretern der clevischen Stände zu verkehren, wodurch er sich über die Bedürfnisse des Landes unterrichtete, und er gewann zugleich einen Einblick in das Getriebe der hohen Politik gelegentlich der dort gepflogenen Friedensverhandlungen zwischen den Generalstaaten und Spanien. Mit großer Selbständigkeit und Charakterfestigkeit entfloß der wackere Prinz gewissen Verfährungen im Haag, wofür er von dem ruhmreichen Feldherrn Prinz von Oranien mit den Worten belobt wurde: „Vetter, Eure Flucht beweist mehr Heldenmut, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird das Große stets gelingen.“ Auf Verlangen des Vaters, der wegen des Prinzen Beliebtheit im Cleveschen mißtrauisch geworden war, mußte dieser 1638 nach Berlin zurückkehren, durfte jedoch hier auch nicht bleiben, sondern wurde vom Vater nach Ostpreußen gebracht und dort bis zu dessen Tode 1640 festgehalten. Hinsichtlich der Strenge der Erziehung und des Zwiespaltes zwischen Vater und Sohn erinnert dieses Jugendleben an dasjenige des großen Nachfolgers Friedrich Wilhelms, an die Jugend Friedrichs II. Auch des neuen Kurfürsten innere Kraft war in solchen Jugendtäuschungen gestählt worden, wie sein weiteres Leben kund getan hat.

Inmitten der gewaltigsten Religionskämpfe aufgewachsen, hat der junge Fürst wohl das Verlangen nach konfessionellem Frieden in sich aufgenommen, aber das religiöse Element blieb dennoch von maßgebendem Einflusse bei ihm. Immer wachen Auges verfolgte er den schweren Stand, den seine und seines Hauses reformierte Konfession inmitten der herrschenden lutherischen Welt und deren nicht enden wollenden Angriffen hatte. „Dem väterlichen Glaubensbekenntnis neben dem lutherischen Recht und Bedeutung zu verschaffen, — das ist als festes Ziel seiner Kulturpolitik zu erkennen.“ Dabei war er selbst nichts weniger als ein einseitiger Zelot: er hat immer möglichst nach Annäherung der beiden protestantischen Bekenntnisse untereinander getrachtet, aber alle Versöhnungsversuche scheiterten am theologischen Starrsinn. Die unionistischen Bestrebungen des Großen Kurfürsten hatten aber nicht nur ein kirchliches Ziel im Auge, sondern auf solche Konfessionseinigung sollte auch das gesamte Schulwesen, vor allem das Volksschulwesen, eine einheitliche Ordnung erfahren.¹⁾

Mit Hilfe der neuen reformierten obersten Kirchenbehörde, dem Oberkonsistorium,

¹⁾ Henbaum S. 52.

folle eine allgemeine Schulordnung ausgegeben werden, nachdem schon seit Anbeginn der Regierung des Fürsten dazu allerhand Pläne geschmiedet worden waren. Sein Gehilfe bei diesen Plänen war Johann Raue, der erste namhafte Pädagoge und Erziehungstheoretiker, den die Mark hervorgebracht hat. Er war 1610 in Berlin geboren, hatte daselbst das „Graue Kloster“ besucht und sodann in Wittenberg studiert. Durch ihn kamen auch die modernen pädagogischen Ideale, wie sie Ratke und Comenius verkündet hatten, sowie die praktischen Erfahrungen, wie sie vor allem in Gotha gemacht worden waren, in das noch rückständige Schulwesen des Brandenburgischen Staates. Das Anschauungsprinzip im ersten Unterricht, der zeitliche Vorrang von sachlichen Kenntnissen vor den Worten, die des klaren Inhalts entbehrten, die Erstrebung praktischer Kenntnisse für die Kinder des Volkes und die Anwärter der werktätigen Berufe: das waren seine Lehren wie die jener berühmteren Vorgänger. Die erste grundsätzliche Wertschätzung der Realien im Unterrichte begegnet uns hier und bald darauf auch tatsächlich im brandenburgischen Schulbetrieb.

Nachdem Raue in Rostock wie in Dänemark kürzere Zeit Lehrstühle innegehabt, widmete er sich gänzlich der Ausbreitung seiner pädagogischen Ideen. Aber vergeblich suchte er sowohl in Pommern als auch in Sachsen denselben Eingang zu verschaffen, bis er dem Großen Kurfürsten empfohlen wurde. Er verlangte in einer Darlegung an den Kurfürsten von 1654 als einer der ersten in Deutschland die völlige Trennung von Kirche und Schule und eine selbständige, weltliche Schulaufsichtsbehörde, an deren Spitze ein Generalinspektor stehen sollte. Durchaus zentralisierend war der Plan dieser generellen Schulaufsicht gedacht, die sich selbst auf die zu verwendenden Schulbücher zu erstrecken habe.

Dieses Amt eines höchsten Schulinspektors erhielt Raue selbst und wurde zugleich Professor am Joachimsthalschen Gymnasium. Aber seine Pläne scheiterten an dem Konservatismus der brandenburgischen Landstände, die keine Gelder bewilligten, sowie am Widerstande von Schulmännern und Geistlichen, die den Neuerungen mißtrauisch gegenüberstanden. Von einer tatsächlichen Schulreformierung ist nichts geschehen. Zur Entschädigung versetzte man den pädagogischen Stürmer, für dessen Gedanken die Zeit noch lange nicht gekommen war, an die Kurfürstliche Bibliothek in Berlin. In diesem Amte ist er 1679 gestorben.

Des Kurfürsten praktischer Sinn ließ bald ab von dem großen, aber undurchführbaren Projekt Raues und betätigte sich lieber in tatsächlichen Unterstützungen der Schulen im einzelnen. Innerhalb Brandenburgs hatte das Joachimsthalsche Gymnasium vor allem davon den Vorteil. Diese schicksalsvolle Anstalt war, wie wir gehört hatten, völlig zerstört worden. Der einzige Rest der Schule war in einem Unterrichte erhalten geblieben, den der nach Berlin entflohene Subrektor Baptista Martinus dort noch aufrecht erhielt, bis sie im Kurfürstlichen Schlosse eine Wiedergeburt erfuhr. Ihr erster Rektor nach der Neugründung wurde der Dithmarsche Vorst, ein tüchtiger Philologe. Beide Berliner gelehrte Schulen aber spürten in sich noch keinen Beruf, die neueren pädagogischen Bestrebungen aufzunehmen, sondern „verharrten auf der Bahn alter scholastisch-sprachlich-theologischer Vorbildung“.

Der Monarch aber tat seinerseits das Mögliche, um trotz der schlechten Finanzlage des arg gebrandschatzten Staates die höheren Schulen einigermaßen auszustatten. So

gab die Kurfürstin-Mutter aus ihrem Witwengehalte der Joachimsthalschen Schule eine bare Unterstützung. Aber auch das lutherisch gebliebene „Graue Kloster“ kam nicht zu kurz. Freilich waren die Einkünfte der Lehrer desselben in den Kriegszeiten gar zu grausam beschnitten worden, die jetzt durch kurfürstliche Milde wieder aufgebeffert wurden. Immerhin war der Zustand dieser Schule auch in Kriegszeiten ein zufriedenstellender geblieben; man zählte im Jahre 1646 noch 400 Schüler. Hier herrschte noch völlig der alte humanistische Schulbetrieb mit seiner Vorherrschaft des Latein und Griechisch, neben dem nur noch Aristotelische Philosophie und Logik in Betracht kam. Aber man hatte von dem jesuitischen Schulwesen einen Teil des äußeren Zuschnitts übernommen und den öffentlichen Disputationen und dramatischen Schüleraufführungen einen großen Raum verstattet, welche der Bürgerschaft der Hauptstadt offenbar außerordentlich zugesagt haben. Das 100jährige Jubiläum der Anstalt (1674) z. B. wurde durch solche auf dem Rathause stattfindende Schüleraufführungen besonders glanzvoll.¹⁾ Diese Schulaufführungen arteten jedoch manchmal zum Schauplatz konfessioneller Angriffe auf die Gegner aus. So ließ der Rektor Jakob Hellwig und der Subrektor Rosner 1661 die Leiden Christi und das Heilige Abendmahl darstellen, wobei aber die Gebräuche der Reformierten lächerlich gemacht wurden. Solches Verfahren war aber ganz und gar nicht im Sinne des Kurfürsten, der die Angelegenheit durch das Konsistorium aufs strengste untersuchen ließ, die beiden schuldigen Schulmänner ihres Amtes entsetzte, sie gefangen hielt und sie erst nach einer öffentlichen Buße begnadigte. In den letzten Jahren des Großen Kurfürsten (1683) entstand auch noch die Berliner Stadtschule auf dem Friedrichswerder.

Noch mehr Sorgfalt verwandte der Fürst auf seine Landesuniversität, die unter ihm noch einmal eine letzte, kurze Blütezeit erlebte. Durch außerordentliche Zuwendungen zu den Professorengehältern und Befreiung von Steuern konnte man einige hervorragende tüchtige Vertreter der Wissenschaft dort fesseln. In der theologischen Fakultät waren die Namen G. Pelargus, Friedr. Beckmann, C. Bergius, Joh. Kieselmann weithin bekannt; die Juristen Joh. Brunnemann, Sam. Stryck, der Geschichtschreiber J. C. Beckmann, dem wir eine reichhaltige Art Landeskunde der Mark Brandenburg verdanken, sowie der Mediziner Bernhard Albinus, ein Schüler des großen Holländers Boerhave, sind bis jetzt bei ihren Fachgenossen in Ansehen. Von ihnen war Professor Joh. Brunnemann ein Märker aus Cölln a. d. Spree, der als Sohn eines Predigers sich zunächst als Lehrer der Philosophie und Logik in Frankfurt betätigte, dann aber das römische Recht mit großem Erfolge interpretierte. Sein Werk über das Prozeßverfahren wurde noch 1717 der neuen brandenburgischen Kriminalordnung zugrunde gelegt.

Es wurde nun für die Universität auch ein Bibliotheksfonds ausgesetzt, und eine sogenannte Ritterakademie gegründet, die aber hier nichts anderes als eine Reitschule für die Studenten war; ferner wurden die Stipendien besser ausgestattet. Persönlich zeigte Friedrich Wilhelm sein Interesse an der literarischen und sprachlichen Hebung des Deutschtums, indem er der berühmten fruchtbringenden Gesellschaft zu Weimar beitrug. Denn auch in Brandenburg hatten die nationalsprachlichen Bestrebungen, wie sie ander-

¹⁾ L. v. Orlich, Gesch. des Großen Kurfürsten. Berlin 1856. — Jul. Heidemann, Gesch. Grauen Klosters zu Berlin. Berlin 1879.

wärts z. B. in Anhalt, in Schlesien usw., aufkamen, Wurzel geschlagen. Der Rektor Bödiker der Schule zu Cölln arbeitete damals seine „Grundsätze der deutschen Sprache“ aus, die 1690 erschienen sind, und die bis zum Erscheinen von Adelungs Sprachlehre das beste ähnliche Werk waren. Überall regte sich jetzt unter dem kraftvollen Schutze des Kurfürsten wissenschaftliches Leben.¹⁾ Propst Müller in Berlin erregte Aufsehen durch seine ungewöhnlichen Kenntnisse der chinesischen Sprache und Kultur, und der Fürst ließ für ihn wertvolle Manuskripte aufkaufen. Die kurfürstlichen Leibarzte Cleyer, Weiße, Bonnet, Mentzel u. a. waren des Kurfürsten wissenschaftliche Berater. Mentzel, aus Fürstenwalde stammend, hat auch auf Befehl des Fürsten aus Hamburg den chinesischen Tee eingeführt, wie dieser Arzt geradezu als ein Vorläufer Linnés in der Botanik anzusehen ist, dessen *Lexicon plantarum polyglottum* großes Ansehen genoss.

Besonders war die Medizin die vom Kurfürsten bevorzugte Wissenschaft. Im Jahre 1685 stiftete er durch den Leibarzt Gahrlied von der Mühlen das Collegium medicum in Berlin, auf dem die Operateure der Chirurgie, besonders für die Tätigkeit im Kriege, ihre Vorbereitung finden sollten. Auch den Buchhandel suchte der Kurfürst zu fördern. Das von ihm schon 1648 erteilte Privileg des Buchhandels erhielt der bekannte Rupert Völcker, der als der erste bedeutende Verleger des Brandenburgischen Staates zu nennen ist, und der dann auch den Frankfurter Buchhandel in seine Hand bekam, nachdem dort von drei Handlungen zwei eingezogen waren. Noch aber ermangelte es für kräftigeren Aufschwung der nötigen Freiheit, denn jedes Buch mußte erst dem geistlichen Konsistorium zur Begutachtung vorgelegt werden. Auch die Anfänge des Zeitungswesens finden sich zur Zeit des Großen Kurfürsten, und außer mehreren geschriebenen Zeitungen, die nur für den Hof und seine nächste Umgebung bestimmt waren, erschien auch eine gedruckte, wenn schon sehr unregelmäßig.

Bei diesem Sinn des Fürsten für das Buchwesen mußte der Mangel einer größeren Bibliothek im Staate bald empfunden werden. In der Tat ist der Große Kurfürst der Begründer der großen Berliner Königlichen Bibliothek. Bei seinem Regierungsantritt war nur ein geringer Büchervorrat im Schlosse; es genügte ein kleines Dachzimmer zu dessen Aufbewahrung. Aber seit 1649 begann eine systematische Sammeltätigkeit; 1661 mußten unter dem Bibliothekar Joh. Raue zur Aufstellung der Bücherschätze ein Saal und einige Zimmer ausgeräumt werden; 1665 ließ sich das Bedürfnis eines Bücherkataloges schon nicht mehr abweisen, den zuerst die Bibliothekare Gebrüder Hendreich herstellten; und im Jahre 1687 zählte man in dieser jungen, schnell sich entwickelnden Bibliothek schon 618 Handschriften und 20 600 gedruckte Bücher.²⁾

Während für die alten Lateinschulen wie für die Volksschulen der große Regent nicht allzuviel getan hat, hing mit der Entwicklung des absolutistischen Staates, mit der Ausbreitung seines Beamtentums das Bestreben zusammen, für den geborenen Offiziersstand, den Adel, und die militärischen Beamten des Staates neue Bildungsstätten zu schaffen, ein Streben, das sich mit dem Eindringen der realistischen Stoffe und der praktischen Tendenzen der Schulreformer verband. So entstanden, wie in Frankreich, auch in Deutschland eine Anzahl Anstalten zur militärisch-politischen Ausbildung, speziell

¹⁾ Vgl. E. v. Orlich, a. a. O.

²⁾ Fr. Wilken, Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin. 1828.

für Söhne des Adels bestimmt, sogenannte „Ritterakademien“; dem hauptsächlich auf das Militärische richtete der Große Kurfürst sein Augenmerk. Er, der 1653 die Bewilligung eines brandenburgischen stehenden Heeres durchsetzte, gründete in Colberg eine eigentliche Offizierschule, die erste in Europa. Hier trat das zum Kriegsberuf Nützliche in den Vordergrund, und zum ersten Male erschien dort die rein sprachlich-rhetorische Bildung der alten Lateinschulen als entbehrlich. Ein gewisser Ersatz wurde dafür die neu eingeführte französische Sprache. Weiter hat der Kurfürst die körperliche und ritterliche Pflege auch der Studenten seiner Landesuniversität durch eine sogenannte Ritterakademie in Frankfurt zu fördern gesucht. Dieses Institut war jedoch keine wissenschaftliche Anstalt mit Einschluß gewisser galanter Künste, sondern lediglich eine Reit-, Fecht- und Tanzschule für die Akademiker. Jene erste Ritterakademie wurde später, obwohl sie selbst keine 50 Jahre bestand, das Vorbild der späteren Kadettenanstalten und Militärschulen, die unter Friedrich Wilhelm I. die besonderen militärischen Erziehungsaufgaben des Brandenburgischen Staates übernahmen; es war der Anfang eines eigenartig nationalen Bildungs- und Erziehungswesens damit gegeben. Aber es war und blieb eben nur ein Anfang.

Wir hatten soeben die wohlthuende Fürsorge des Großen Kurfürsten für die Frankfurter Universität hervorgehoben. Diese Fürsorge stand aber auch inmitten eines großen allgemeinen Zusammenhanges.

Die auf Grund des Konfessionshasses entstehenden Streitigkeiten, die auch jetzt nicht ganz nachließen, gaben dem Kurfürsten — wie es ähnlich auch anderwärts geschah — Gelegenheit, die staatliche Oberhoheit über die bisher korporativ organisierten Universitäten auszudehnen. Die Not der kriegerischen Zeit hatten die Universitäten vielfach ihrer Hilfsmittel beraubt, und sie sahen sich nun dem Wohlwollen der Fürsten überantwortet. So dehnte sich die zentralisierende Gewalt des absolutistischen Staates im 17. Jahrhundert auch auf das engere Kulturgebiet des Bildungswesens aus. Nach schwächeren Versuchen seiner Vorgänger, Johann Sigismund und Georg Wilhelm, riß der Große Kurfürst seit 1652 das Recht der Professorenberufung an den Universitäten, wie später auch (1685) an den höheren Gelehrtenschulen, kräftig an sich.

Dasselbe Streben, das Bildungswesen mehr und mehr unter die Autorität des Staates zu stellen, dem übrigens nichts weniger als eine antikirchliche, gegen die Oberherrschaft der anerkannten Theologie gerichtete Tendenz innewohnte, führte auch zu größeren Plänen. In Frankreich und in anderer Weise auch in England hatte längst die absolutistische Staatsouveränität, weiter entwickelt bereits als in Deutschland, auch die höchsten Bestrebungen des wissenschaftlichen Geistes unter seine Fittiche genommen. Ludwig XIV. wollte auch als Schöpfer und Schirmer der vaterländischen Wissenschaft glänzen. So entstanden dort aristokratische Akademien, in denen sich unter der Ägide der Krone wissenschaftliche Geister vereinigten. 1666 wurde die Pariser Akademie, eine großartige Zentralisierung der Wissenschaft im staatlichen Interesse, gegründet. Die Richtung der neuen Wissenschaftsorganisationen war in Paris wie auch in London die naturwissenschaftliche. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen in Deutschland zur Gründung von ähnlichen Akademien, sah sich auch der regsame Geist des Großen Kurfürsten mit in diese Tendenz der Zeit einer Vergesellschaftung des Wissenschafts-

betriebes hineingezogen, jedoch ohne noch erhebliche Früchte ernten zu können. Mitten innen stehend in der engherzigen Feindseligkeit zwischen Lutheranern und Reformierten, zeigte Friedrich Wilhelm den freien Geist, welcher im Reiche der Wissenschaft wenigstens alle Geistesarbeiter, selbst Juden und Araber, willkommen heißt: eine Stilwidrigkeit in jenem Zeitalter der immer noch nicht besiegten Unduldsamkeit. Der Plan einer Universaluniversität für deren Verwirklichung der schwedische Reichsrat Benedikt Skytte Brandenburg als das geeignete Versuchsfeld ansah — auch ein Zeichen für das wachsende Ansehen des jungen Staatswesens — mußte in seinen Anfängen stecken bleiben, obwohl bereits der Geheime Staats- und Kriegsrat Georg Otto v. Bonin dazu im Auftrage des Kurfürsten seit 1666 ernste Verhandlungen mit der Gelehrtenwelt eingeleitet hatte, und die alte Kulturempore Karls IV., Tangermünde in der Utmärk, schon zum Sitze des weltumspannenden Institutes ausersehen war.

Wenn auch das große Projekt scheiterte und nach den Verhältnissen scheitern mußte, so erkennt man doch aus ihm den hohen Sinn jenes bedeutenden Fürsten, der sein Land — fast mit Gewalt — auf die Höhen der Bildung und der Wissenschaft führen wollte. Denn es konnte ihm nicht entgehen, daß noch immer die Mark, wie zu den Zeiten des Abtes von Sponheim, im Verhältnis zu anderen deutschen Gebieten — vom Ausland gar zu schweigen — keine wissenschaftlichen Köpfe höheren Ranges aufzuweisen hatte. Wenn er einen Kreis von bedeutenden Gelehrten um sich scharen wollte, mußte er solche von außen in seine Nähe rufen. Und er hat auch das mit weitschauendem Blick und glücklichem Griff getan. Ein Gestirn erster Güte ging dem Berliner Hofe vor allem in dem Freiherrn Samuel von Pufendorf auf, dem bedeutendsten Historiker seiner Zeit, der zuerst in Deutschland „die engen Schranken der scholastischen Orthodoxie, welche die unverstandene Autorität des Aristoteles mißbrauchte, geöffnet und der historischen Forschung wie der philosophischen Kritik freiere Bewegung verschafft hat.“¹⁾ Er stammte aus Sachsen und wurde auf der Grimmaischen Fürstenschule erzogen. Auf der Universität Jena wurde er besonders durch Erhard Weigel angeregt, der schon die Staatswissenschaft in neuem Geiste betrieb. Auf eine seiner ersten Schriften hin wurde für ihn in Heidelberg der erste deutsche Lehrstuhl für Natur- und Völkerrecht gestiftet. Hier schrieb er sein Aufsehen erregendes Buch „Über den Zustand des deutschen Staatswesens“ (1667). Und diese seine Schrift, in der er vor allem die Souveränität des Staates gegenüber Ständen und Kirchen betonte, war es offenbar, die ihn dem Großen Kurfürsten, dem kraftvollen Vertreter des modernen Staatsgedankens, empfahl.

Aber erst, nachdem Pufendorf seit 1670 eine Professur in der neuen schwedischen Universität Lund mit großem Ruhme bekleidet und weitere bedeutende historische Werke, auf die schwedische Geschichte bezüglich, veröffentlicht hatte, wurde er 1686 vom Kurfürsten als Hofrat, Historiograph und Kammergerichtsrat nach Berlin berufen. Die Brandenburger Universität schien kein geeigneter Wirkungskreis für diesen Mann. Die Erfolge seiner neuen Aufgabe und Tätigkeit sind aber erst nach seinem 1694 erfolgten Tode herausgekommen: „Die Taten Friedrich Wilhelms des Großen“ und „Die Taten Friedrichs III.“

Auch seine Diplomaten und Gesandten wählte der Kurfürst mit Vorliebe unter

¹⁾ Bluntschli, Geschichte der modernen Staatswissenschaft, München 1881.

bedeutenden Gelehrten: Der Schweizer Ezechiel von Spanheim wurde brandenburgischer Gesandter in Paris, unter seinem Nachfolger in London; der Jurist und Professor der Rechte in Duisburg Paul von Fuchs aus Stettin wurde Minister und Kabinettssekretär des Kurfürsten und war an vielen bedeutsamen diplomatischen Verhandlungen mit dem Auslande hervorragend beteiligt.

Getreu den Traditionen der Hohenzollern war Friedrich Wilhelm bedacht, seinem Sohne und späteren Nachfolger eine möglichst tüchtige Erziehung zuteil werden zu lassen. Auch den Prinzenenerzieher holte er sich von auswärts; aber — ein Zeichen der Zeit und der väterlichen Anschauung! — der Gewählte war kein Theologe, kein Philologe, sondern ein Staatsmann: Eberhard Freiherr von Danckelmann. Er war 1643 in der Grafschaft Eingen geboren, studierte in Holland die Rechte und wurde schon mit 20 Jahren nach Berlin berufen. Seine wesentliche Bedeutung erlangte er jedoch erst unter der Regierung seines Jünglings. Und dessen hervorragende Bedeutung für die Entwicklung des gesamten Bildungswesens in Brandenburg-Preußen mag in gewissem Sinne auch sein Ruhm sein.

Sicherlich wäre auch der größte Geist des Jahrhunderts, G. W. Leibniz, wiederum ein Sachse von Geburt, noch mit dem Großen Kurfürsten in engere Verbindung gekommen, wenn nicht die Notwendigkeit fortgesetzter kriegerischer Unternehmungen des letzteren Aufmerksamkeit zu sehr auf die äußere Politik gefesselt hätte. Dem schon hatte Leibniz die inneren Fortschritte des Brandenburgischen Staates mit klarem Blick bewundernd bemerkt, so daß er schreiben konnte: „Ich halte jetzt den Kurfürsten fast allein für fähig, den wahren Ruhm zu gewinnen, . . . denn er kann seine Staaten blühend machen, und zu gleicher Zeit durch Vermehrung wichtiger Kenntnisse zum wahren Glück der Menschheit beitragen,“ und er war überzeugt, daß Brandenburg selbst Frankreich und England leicht übertreffen könne.¹⁾ Aber erst Friedrich III. konnte diesen Mann für Brandenburg nutzbar machen. — Wie aber Friedrich Wilhelm auch im übrigen für Hebung des gesamten Lebens in seinen Landen zu sorgen wußte, ist bekannt: Die durch seine holländische Gemahlin Luise Henriette ins Land gezogenen Holländer brachten außer wirtschaftlichen und gewerblichen Kenntnissen aus ihrer weit vorgeschrittenen Heimat auch geistige Bildung mit; noch mehr die 15 000 aus Frankreich vertriebenen Hugenotten, die der Kurfürst im Lande aufnahm — damit ein Zeichen der Welt gebend, daß Brandenburg der erste Staat Europas war, in dem volle Glaubensfreiheit waltete. Die auf kulturellem Gebiete ihrem Gemahle nachstrebende Oranierin hat sich in der Geschichte des Schul- und Bildungswesens vor allem durch die Gründung eines *Waisenhauses*, des ersten in Deutschland, in Böhlow, dem späteren Oranienburg, eine Stelle gesichert. —

Ungleich ergebnisreicher für die Geschichte des brandenburgisch-preussischen Geisteslebens als die Regierungsperiode des Großen Kurfürsten war die Zeit Friedrichs III., des ersten Preußenkönigs. Waren unter des Großen Kurfürsten kraftvoller Initiative mehrfache Ansätze gemacht, dem gesamten Bildungswesen durch Anregung und Beispiel neuen Aufschwung zu geben, so war es doch bei nur vereinzeltten Erfolgen geblieben. Jetzt hatte die ruhmreiche jüngste Vergangenheit die Gemüter gehoben, und jedes

¹⁾ Vgl. Henbaum a. a. O. S. 114.

höhere, über die nächsten Bedürfnisse des Lebens hinausgehende Streben fand jetzt, wo die äußere Not nicht mehr so arg drückte, leichter Verständnis und Nachseherung. Auf solcher Grundlage des Volksbewußtseins bauten sich nun denkwürdige Fortschritte auf verschiedenen Gebieten unter dem neuen Herrscher auf.

Gleichmäßig regte sich überall in und um Deutschland mehr und mehr die Wissenschaft, und ins Ungemessene stieg die Achtung vor ihr, indem man ihr eigentlich alles zutraute. Die Verbesserung des Menschengeschlechtes und der Zustände desselben mußte von ihr ausgehen und wurden von ihr erwartet; mannigfache pädagogische Bestrebungen entsprangen diesem Gedanken. Durch Vereinigung der ersten Geister der Wissenschaft in Gesellschaften und Akademien hoffte man Verbesserungen auf allen Gebieten. Wie der so kühl urteilende Große Kurfürst sich durch den unausführbaren Plan einer Universaluniversität hatte blenden lassen, so fand ein neuer, ähnlicher, weniger universeller, doch immerhin großer Gedanke nunmehr seine Ausführung: der Gedanke einer brandenburgischen Akademie. Trotz der Verschiedenheit beider Entwürfe besteht doch zwischen beiden ein geistiges Band; „denn aus denselben Bedingungen sind beide geboren.“¹⁾ Und dieser Gedanke einer brandenburgischen Nachahmung der auswärtigen wissenschaftlichen Vereinigungen brachte unser Land mit dem größten Genie der Zeit in unmittelbare Verbindung, mit G. W. Leibniz. Kursachsen hat zu dieser Zeit die besten Namen zur deutschen Wissenschaftsgeschichte geliefert, auch Leibniz; Nutzen zum allgemeinen Besten hat die brandenburgische Regierung mehr von manchen von ihnen zu ziehen gewußt, so auch von Leibniz. In Leipzig, als Sohn eines Universitätsprofessors geboren, frühzeitig als Universalgenie sich offenbarend, war er, ohne Stetigkeit, ohne feste Stellung, an verschiedenen Höfen weilend, auf fast allen Gebieten damaligen Wissens tätig gewesen, als er mit 30 Jahren (1676) vom Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg an die Herzogliche Bibliothek nach Wolfenbüttel unter sehr günstigen Bedingungen gerufen wurde. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit seiner Tätigkeit vergrößerte sich dort womöglich noch, da er hier noch die Aufgaben eines Historiographen des Welfischen Hauses zu der Fülle seiner sonstigen, mathematischen, staatsmännischen, kirchenpolitischen, philosophischen, technischen Arbeiten übernahm. Unter dem Braunschweiger Herzog Ernst August erhielt Leibniz jenen geschichtlichen Auftrag, und kam dadurch in regeren Verkehr mit dem hannoverschen Hofe, und besonders mit der Herzogin Sophie und deren Tochter, der brandenburgischen Kurfürstin Sophie Charlotte (seit 1684), zwei geistreichen, lernbegierigen Frauen. Die letztere verpflanzte ein hohes geistiges Streben persönlich an den Berliner Hof. Unter ihrem Einflusse mußte der „nahezu allmächtige“ Minister Dandelmam dort ab danken, Leibniz wurde der Vermittler zwischen dem hannoverschen und dem Berliner Hofe, und die zwischen beiden entstandenen politischen Gegensätze wurden beigelegt, doch ist die Tragweite seiner persönlichen Wirksamkeit in diesen Verhandlungen noch nicht völlig klar gestellt. Sowohl also aus staatsmännischen wie aus wissenschaftlichen Beweggründen geschah es, daß Leibniz einen schon früher gefaßten Plan zur Gründung einer wissenschaftlichen Gesellschaft in Berlin jetzt energischer betrieb. Im Jahre 1698 unter-

¹⁾ A. Harnack, Gesch. d. Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1900. — Dieses Werk bildet wesentlich eine Grundlage unsrer folgenden Darstellung.

breitete er diesen Plan der Kurfürstin, als sie zu Besuch in Hannover weilte. Das waren die Anfänge der Berliner „Sozietät“ der Wissenschaften. Leibniz erschien „als das wichtigste Mittel für die Beförderung des allgemeinen Fortschritts und einer produktiven Aufklärung vermittelt der Wissenschaft die Stiftung von Sozietäten“. Deren Errichtung und Organisierung zur Sammlung aller geistigen Kräfte hat er sein Leben lang als sein Ziel nie aus den Augen verloren; es entsprang also sein Plan für Brandenburg nur seiner gesamten Anschauungsweise. Aber — weder in Dresden, noch in Wien, weder in Petersburg noch in Hannover gelang ihm damals das auszuführen, was er erstrebte. Nur Brandenburg gab ihm den rechten Boden für seine Saat.

Die Möglichkeit, jetzt, an der Wende des 17. Jahrhunderts, im Mittelpunkte des aufstrebenden brandenburgischen Staatswesens einen derartig hohen Plan zur Tatsache werden zu lassen, bezeichnet den ganzen, gewaltigen Umschwung, den das Leben dort in dem letzten halben Jahrhundert erfahren hatte; sie bezeichnet den überraschenden Kulturfortschritt des Landes, das mit innerer Kraft in die vorderste Reihe der deutschen Geistesrepräsentanten strebte. Zwar war Umfang und Leistung dieser „Akademie“ in der ersten Zeit ihres Bestehens noch sehr bescheiden; an europäische Bedeutung gleich manchen ausländischen Vorbildern war nicht zu denken, — indes sie hat allmählich ihren Weg zu größeren Zielen zu nehmen gewußt. Keineswegs aber darf man sie lediglich als eine Schöpfung des großen Leibniz betrachten, denn eben nur Berlin gab ihm die Basis dazu.

Die welfische Fürstentochter, Sophie Charlotte, die seit 1684 mit Friedrich III. von Brandenburg vermählt war, hat große Verdienste auch um die Entstehung der Akademie, hat aber auch auf die allgemeine Entwicklung des höheren Geisteslebens in Preußen einen so ungewöhnlichen Einfluß gehabt, daß wir der viel Bewunderten einen Augenblick widmen müssen.

Ihre Mutter, die Tochter Friedrichs V. von der Pfalz, war — wie wir schon bemerkten — die geistige Freundin und Beschützerin von Leibniz am Hannoverschen Hofe gewesen. „Unter Leibnizens Augen und gewiß auch unter seinem Einflusse hatte sich die Prinzessin Sophie Charlotte entwickelt.“ Die Lebendigkeit des Geistes hatte sie ganz von der Mutter geerbt; aber „nicht nur durch das, was eine höchst sorgfältige und glückliche Erziehung ihr gegeben — sie beherrschte die modernen Sprachen vollkommen und las auch etwas Latein —, übertraf sie die Mutter, sondern vor allem durch die ernste, in die Tiefe dringende Richtung ihres Geistes“. Sie hatte das größte Interesse für alle Probleme damaliger Wissenschaft und ermüdete nicht, sich immer von neuem belehren zu lassen, so daß Leibniz bewundernd von ihr sagte, sie suche das „Warum des Warum“ zu ergründen. Diese ernsthafte Anteilnahme an allen geistigen Bewegungen der Zeit verband sie aber mit einem vollendeten Sinn für alles Schöne, für „die ästhetischen Seiten des Lebens“. Feine Form der Geselligkeit, geadelt durch alle Reize mannigfaltiger Kunst, war ihr Lebenselement, und die Hoffeste zu Lützenburg, dem nachmaligen Charlottenburg, zeigten die veredelten Nachbildungen eleganter französischer Hoffeste; sie wurden vorbildlich für alle vornehmeren Kreise in Deutschland. Ihr großer Enkel, Friedrich II., hat ihr mit den Worten ein Denkmal gesetzt: „Cette Princesse amena en Prusse l'esprit de la société, la vraie politesse et l'amour des arts et des sciences.“ Da in religiösen Dingen sie selbst über den

Streitigkeiten der Konfessionen stand, so konnte ihr Hof auch der Mittelpunkt der kirchlichen Friedensbestrebungen damaliger Zeit werden. Als Enkelin des Winterkönigs, war sie selbst reformiert — Beauſobre und Lenfant waren ihre Beichtiger —, aber ebenso hörte sie den „verwegenen Aufklärer“ Toland, wie den fortschrittlich gesinnten Jesuitenpater Vota.

Und dennoch war Brandenburg — das erkannte Leibniz bei seinen kirchlichen Einigungsplänen klar — der einzige Staat, auf den sich der von Frankreich her bedrohte deutsche Protestantismus stützen konnte, nachdem die Gefahren für diesen durch den Uebertritt des Kurfürsten von Sachsen zum Katholizismus sich noch vergrößert zu haben schienen. Der Große Kurfürst hatte Brandenburg zur protestantischen Vormacht erhoben, die religiöse Toleranz war nur unter protestantischem Regime denkbar, und nur unter diesen Bedingungen konnte die Wissenschaft wirklich gedeihen. Deshalb hat Leibniz die sich bietende Gelegenheit einer Verbindung mit Brandenburg freudig ergriffen, und den damaligen glücklichen Umständen in der brandenburgischen Hauptstadt war also auch die staatliche Gründung einer großen wissenschaftlichen Gesellschaft zu danken. Es war dann die Schuld politischer Erwägungen, daß Leibniz' preußische Mission so schnell ihr Ende erreichte, da man sowohl in Hannover als auch in Berlin mißtrauisch in Leibnizens staatsmännische und kirchliche Absichten wurde. Er starb 1716 in Vereinsamung, obwohl er, soviel wir wissen, „niemals spezifisch welfische, sondern nur stets universal-protestantische Ziele in Berlin verfolgt hat.“¹⁾

Aber nicht bloß in der unmittelbaren Umgebung der geistvollen Kurfürstin regte sich innerhalb der Mauern Berlins wissenschaftlicher Geist, und Leibniz suchte schon frühzeitig Verbindung mit den führenden dortigen Männern. Ezechiel von Spanheim hielt seit etwa 1690 in seinem Hause regelmäßig wissenschaftliche Zusammenkünfte ab und schuf so eine gewisse Vorstufe der Akademie; Isaak Beauſobre, der Hofgeistliche, der Staatssekretär und Hofrat Cuneau (auch Cuno sich schreibend), der Professor der Philosophie am Collège français in Berlin, Gründer des „Nouveau Journal des Savants“, Chauvin, der Geheime Kriegsrat Daniel Ludolf von Danckelmann, der Staatsminister von Danckelmann selbst, sowie der Hofprediger Jablonski — das waren die Spitzen der dortigen geistigen Aristokratie und haben mit Leibniz korrespondiert.

Aber die gemeinsamen Pläne des großen Philosophen und der Kurfürstin mußten erst sich die Bahn frei machen durch den Sturz des herrschenden Staatsmannes. Denn Danckelmann, der frühere Fürstenerzieher, der beinahe allmächtige Minister, war voll strengen, brandenburgischen Patriotismus, dessen Blick nur auf das Gedeihen des engeren Vaterlandes gerichtet war, und hatte sich von Anfang an mißtrauisch gegen die Unionsbestrebungen gezeigt, wie sie Leibniz und auch die Kurfürstin verfochten, zumal welfische Interessen bei der letzteren sich geltend machten. Durch Danckelmann sah sich die Fürstin in allen ihren Absichten gehemmt, und er hat dafür ihren leidenschaftlichen Haß lange Jahre hindurch fühlen müssen. Erst nach seiner Beseitigung war für die Pläne Leibnizens die Bahn frei geworden. Die jetzt fast vollständig veröffentlichte Korrespondenz Leibnizens mit Sophie Charlotte enthüllt dessen große Pläne vollkommen. Die verbündeten Häuser von Braunschweig und Brandenburg sollten nicht nur eine

¹⁾ A. Harnack, a. a. O.

„echt deutsche und große protestantische Politik“ treiben, sondern Brandenburg sollte auch eine Kulturmission in Rußland bis hin nach dem fernen China übernehmen, wobei Leibniz sich selbst eine führende Rolle zugebracht hatte. Die Kurfürstin war aber auch nach Dancelmanns Sturze noch nicht in der Lage, sogleich die Ideen Leibnizens, wie sie wohl wünschte, zu verwirklichen, denn sie gedachte ihn als brandenburgischen Hofhistoriographen oder als Oberstudiendirektor ganz nach Berlin rufen zu können. Aber sie beauftragte den ihr sehr ergebenen Hofprediger Jablonski mit einem geheimen brieflichen Verkehr mit Leibniz, wodurch sie mit diesem in steter Verbindung blieb, und wodurch wir „eine der wertvollsten Sammlungen von Briefen erhalten haben, die je geschrieben worden sind.“

Die Pläne zur Gründung einer Akademie knüpften sich an den viel bescheideneren und älteren an, ein „Observatorium“, d. h. eine astronomische Sternwarte, in Berlin zu errichten.

Es war ein glücklicher Zufall, daß gerade damals der Gedanke einer allgemeinen Kalenderverbesserung sich in der gelehrten Welt als unaufschiebbar durchsetzte. Professor Weigel in Jena, ein bedeutender Mathematiker, trat in Wort und Schrift für diese Reform ein und empfahl für die zu diesem Zwecke zu bildende mathematische Gesellschaft das Kalendermonopol, da dieses große Einnahmen verspreche und in stande wäre, die erforderlichen Kosten reichlich zu decken. Diesen Gedanken eignete sich Leibniz an, und nach dem Tode Weigels verband sich die kurfürstliche Kalenderkommission mit dem geplanten „Observatorium“ und der zugehörigen Sozietät gelehrter Männer, nachdem Jablonski und die Hofräte Rabener, Cuneau und andere Berliner Gelehrte eine Denkschrift ausgearbeitet hatten. Die Sache kam wohl so schnell in Fluß, weil man die Kalenderreform in Sachsen und in Osterreich bereits im Fortschritt begriffen sah.

Dadurch gewonnen, ordnete der Kurfürst die Stiftung einer „Académie des Sciences“ und eines „Observatoriums“ in Berlin an. Aber in jeder Hinsicht wurde der neue Bau in den bescheidensten Grenzen gehalten. Jablonski hatte sich in seinem Plane, getreu den Ideen seines Meisters Leibniz, auf einen ganz bestimmten Umfang der Wissenschaften beschränkt, auf die mathematisch-mechanischen. Man versprach sich nur von solchen Wissenszweigen einen allgemeinen Nutzen, — und offenbar war auch nur für sie ein regeres Interesse des Monarchen zu erwarten —, die eine unmittelbar p r a k t i s c h e Anwendung zuzulassen schienen, wie Astronomie, soweit sie Kalenderkunde war, Physik, Chemie, Geographie, Mechanik, Optik, Algebra, Geometrie u. a. Es konnte dabei auf das Ausland als Muster hingewiesen werden. Leibniz war von vornherein zum Präsidenten ersehen, G. Kirch in Guben wurde gewählt für Astronomie und Kalenderberechnung, Rat Albinus für Mathematik und Chemie, Chauvin und Jaegwitz für Physik, Naudé für Mathematik, Oberingenieur Bär für Technik, Hofräte Rabener und Cuneau für beobachtende Astronomie: alles brandenburgische Gelehrte und Beamte. Aber auch auswärtige Mitglieder wurden von Anfang an herangezogen, z. B. von Tschirnhausen aus Sachsen, der Mathematiker Professor Sturm von der Universität Altdorf, Reiter in Kiel u. a. Aber bei allen Mitgliedern wurde eine große Opferfreudigkeit vorausgesetzt: keines sollte, mit Ausnahme des Kalendermathematikers, Besoldung empfangen, selbst dem Präsidenten stand nur Vergütung für notwendige Reisen zu. Und so konnte man

sich auch finanziell, wie man mußte, bescheiden einrichten: Der ganze Jahresetat wurde fürs erste auf 2500 Taler berechnet, die eben durch das Kalendermonopol gedeckt waren. Dennoch wurde gleich anfangs an wissenschaftliche, vor allem astronomische Expeditionen in ferne Länder gedacht. Absichtlich hatte ursprünglich Jablonski Botanik und Anatomie von den Aufgaben der Akademie ausgeschlossen, weil in Berlin schon ein Collegium Medicum vorhanden war, mit dem man Kollision vermeiden wollte. Dennoch traten später diese Kollisionen ein.

Alles genehmigte der Kurfürst mit schnellem, energischem Entschlusse, ja er hat sich persönlich durch Erweiterung der akademischen Aufgaben des Institutes unsterbliche Verdienste erworben: er wünschte ausdrücklich noch, daß man auch auf die „Kultur der deutschen Sprache“ denken möge, ähnlich wie es in Frankreich geschehen sei. Das war ein völlig neues, spezifisch nationales Ziel, das einzig des Fürsten Einsicht und Streben entsprang, und der Geschichtschreiber der Kgl. Akademie sagt deshalb mit Recht: „Indem der Kurfürst der Akademie jene Aufgabe vorschrieb, die gleichartige andere (deutsche Geschichte, deutsches Recht usw.) notwendig machte, ist er nicht nur der Stifter der Akademie, sondern auch der geistige Urheber der philologisch-historischen Klasse derselben geworden.“ Er hat damit zugleich für die übrigen deutschen Sprachreinigungsbemühungen das Muster der Wissenschaftlichkeit geschaffen.

Nun wurde Leibniz nach Berlin eingeladen, um die Einrichtungen selbst zu leiten und die Präsidentschaft zu übernehmen. „Es war ein großes, fortwirkendes Ereignis in der Geschichte Preußens und Deutschlands!“ Am 11. Juli 1700 wurde der von Leibniz entworfene Stiftungsbrief veröffentlicht. Aber erst zehn Jahre später, nach mannigfachen Verzögerungen und Hemmungen durch fortgesetzte Finanzkalamität, hat man die feierliche, wirkliche Eröffnung vornehmen können. Daß es schließlich doch noch so weit kam, war hauptsächlich wieder den unermüdlichen Bemühungen Leibnizens zu danken: Und doch, „als er endlich durch Ausdauer und Zähigkeit das Ziel erreicht hatte und die Sozietät eingerichtet sah, wurde er beiseite geschoben“. Indes der von ihm gepflanzte Baum hatte schon Wurzeln in das Erdreich des märkischen Landes geschlagen und gedieh in langsamem, aber sicherem Wachstum.

Den Verdiensten der Kurfürstin Sophie Charlotte um die Gründung der Akademie reihen sich andere an. Sie schuf gewissermaßen erst die Lust, in der wissenschaftlicher Geist leben konnte. Ohne den Versailler Hof, wo sie ihre Jugend verlebt hatte, nachzuahmen, verwandelte sie, im Einklang mit dem Sinne ihres Gemahls, den militärisch-strengen Hof von Berlin in einen glanzvollen Kulturmittelpunkt für ganz Deutschland, an dem alle Muses willkommen waren. In Lützenburg (Charlottenburg) ergözte man sich nicht bloß mit Tanz, Musik und Kartenspiel, sondern auch die ernsteste Wissenschaft kam dort zu ihrem Rechte, und die Hofunterhaltung gestaltete sich zuweilen zu eifrigen Disputationen. Es sammelte sich um die Fürstin ein Kreis hervorragender Männer, wie ihn Berlin vorher noch niemals gesehen hatte; Vertreter verschiedener Nationen und aller Wissensgebiete, bunt zusammengeschart und doch sich gut zusammensügend. Wie in einem „irdischen Paradiese“ lebte man dort, wie die Kurfürstin von Hannover einmal schrieb. Außer einem Leibniz und dem getreuen Jablonski finden wir am Hofe hauptsächlich die schon genannten berühmten Prediger J. Beaufobre und Jean Lefant

von der französischen Gemeinde, den Engländer John Toland, den Jesuiten Vota, den Bischof Ursinus, den Zeremonienmeister und Dichter Besser u. a. m. Und „mit gleicher Freundlichkeit nahm die Kurfürstin und Königin die Anhänger der verschiedenen theologischen Richtungen, wie die erklärten Freigeister auf und erfreute sich an dem dialektischen Kampf der Geister“.

Aber auch im weiteren Kreise füllte sich die brandenburgische Hauptstadt mit Männern von wissenschaftlichem Rufe, die zum großen Teile ihren Mittelpunkt in der neu gestifteten Sozietät fanden: Es war eine bunte Schar von internationaler Färbung. Dort wirkten, um sie zusammenfassend aufzuführen, mit Leibniz, dem Sachsen und Welfen, die beiden Brüder Jablonski, die Slawen, und Cuneau, der Franzose zunächst am Aufbau der Akademie; unter den ersten, z. T. allerdings nur auswärtigen Mitgliedern derselben finden wir den Königl. Leibarzt Stahl, einen Franken, den Nürnberger Kartographen Homann, den Königsberger Mathematiker Georg Rast, den ostpreussischen Theologen Silienthal, den Sachsen Gottfried Arnold, den Verfasser der berühmten „Kirchen- und Ketzerhistorie“, den Geistlichen Abraham Menzel, den großen Arzt Friedrich Hoffmann aus Halle, die Refugiés, Beausobre und Lenfant, den Mathematiker Naudé, den Philosophen Chauvin und den Diplomaten Cuneau, den Philologen Leonhard Frisch, den Rektor des Grauen Klosters, und den viel bewunderten La Croze. Der letztere, aus französischem Blute, galt als der größte Gelehrte seiner Zeit in Deutschland. Er war ein übergetretener Benediktiner. Im Jahre 1697 wurde er Bibliothekar in Berlin. „Als Sprachgenie und Polyhistor hatte er seinesgleichen nicht unter den Zeitgenossen.“ Besonders sind seine Forschungen über die koptische Sprache von Bedeutung, aber auch Philosophie, Geschichte, Geographie haben durch ihn gewonnen. Er wurde 1725 Professor am französischen Kollegium zu Berlin, und Friedrich der Große hat ihn noch aus eigener Bekanntschaft gefeiert als „den gelehrtesten Mann Berlins, als das Repertorium des gesamten gelehrten Deutschland, als ein wahres Magazin der Wissenschaften“.

Endlich fand sich am Brandenburgischen Hofe auch Philipp Jakob Spener ein, und die Anwesenheit dieses letzteren Namenes in der brandenburgischen Hauptstadt ist besonders charakteristisch für die dortige Atmosphäre. Wie wenige Männer hat Spener, der Schöpfer des Pietismus, auf die geistige Verfassung von Mit- und Nachwelt Einfluß gewonnen. Indem er, wie viele gleichgerichtete Vorgänger und Zeitgenossen, aber mit größerem Erfolge, innige und innerliche Frömmigkeit, empfundene Religion an Stelle des verstandesmäßigen Erfassens von Glaubenssätzen und kühler Begriffsklarheit des Dogmas verlangte, schuf er — ohne selbst eigentliche Erziehungs- und Bildungsbestrebungen verfolgt zu haben — die Basis eines neuen Bildungsideals, das jetzt dem alten, bisher allein herrschenden philologisch-sprachlichen Bildungsziele zur Seite trat. Freilich hat erst sein Gesinnungsgenosse A. H. Francke die pietistische Auffassung von Lehre und Leben der Schule zugeführt.

Wir müssen angesichts dieses allgemeinen Aufschwunges des geistigen Lebens in Brandenburg uns daran erinnern, was der junge Staat gerade der Toleranz auch in dieser Beziehung verdankt, die es zu einer Zufluchtsstätte aller verfolgten Gedankenträger machte. Eben diese religiöse Weitherzigkeit war es, die den Hauptvertreter des „Pietismus“ ermöglichte, in der Hauptstadt Brandenburgs unangefochten einen amtlichen

Wirkungskreis behaupten zu können — er wurde 1691 Propst zu St. Nikolai in Berlin — nachdem die lutherischen Heterodoxen ihn aus der Stellung eines Hofpredigers in Dresden verdrängt hatten. Hier in Berlin war ja auch seit geraumer Zeit der Mittelpunkt aller Bestrebungen zur Versöhnung der protestantischen Konfessionen unter sich, ja eine Zeitlang sogar — unter der Führung von Leibniz — zur Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche. In Brandenburg fanden schließlich alle Outsider des Glaubens, die Sekten, wie die aus der Heimat vertriebenen Hugenotten und Böhmisches Brüder, tatkräftige Hilfe und Unterstützung. Hierher war auch der berühmte Eissaer Bischof der Unitarier, Johann Amos Comenius, geflüchtet, der schon etwa seit 1630 mit brandenburgischen Männern in Briefwechsel gestanden hatten. Besonders ist unter diesen der Prediger Abraham Menzel zu nennen, der „an pädagogischen Fragen lebhaften Anteil nahm“, und dessen Bruder Joachim, selbst Schulmann, mit einer der damals aufkommenden Bilderbibeln hervortrat. Einige Jahre hat Comenius in der Universitätsstadt Frankfurt gelebt, bevor er anderwärts bessere Bedingungen für seine Reformpläne zu finden glaubte, und er hat mit manchem Frankfurter Professor in vertrautem Verkehr gestanden.¹⁾ Es ist auch nicht Zufall, daß Comenius' Enkel, der Hofprediger Jablonski in Berlin, bald darauf eine so hervorragende Rolle spielte.

Auch Jablonski war aus der Unität der Böhmisches Brüder hervorgegangen, war Sektierer, und seine weitgehende Duldsamkeit war ein geistiges Erbe aus diesen Kreisen. Die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften aber war die Erfüllung eines Ideals seines längst (1670) dahingegangenen Großvaters.

Überblickt man den geistigen Kreis um die Königin Sophie Charlotte und das ganze damalige gelehrte Berlin — „daß es ein solches gab, verdankt Brandenburg dem Großen Kurfürsten“²⁾ —, so erkennt man also Berlin als die Hauptstätte der religiösen Freiheit, sodann aber auch den starken Einfluß der eingewanderten Franzosen, der Réfugiés, welche die höhere französische Bildung hier eingebürgert hatten und auch in der Wissenschaft in führender Stellung sich befanden. Während die reformierten Theologen sich in Frankreich mit allen gelehrten Waffen den Angriffen der Jesuiten zu erwehren hatten, so war jetzt „Berlin das Hauptquartier des historisch-apologetischen protestantischen Wissens, das aus den Quellen arbeitete“, geworden. Hier hatte Jacques Abbadié sein berühmtes Werk von der Wahrheit der christlichen Religion vollendet (1684); auf dem Grunde der Kirchengeschichte führten Isaaq Beausobre, Jean Lenfant, Alphonse des Vignoles die Kämpfe fort. Alle diese Umstände zusammen gaben der Gesellschaft der Wissenschaften eine geeignete Basis. Aber diese Gesellschaft selbst hat die neu emporkommende Bewegung des Pietismus offenbar nicht in vollem Umfange zu würdigen gewußt. Sie war durchaus im Zeichen des Utilitarismus gestiftet worden, hatte als ihr Siegel den nach oben schwebenden Adler mit dem Motto „Cognata ad sidera tendit“ gewählt, und so schienen ihr die Bestrebungen, die auf Betätigung des Gemütes in Glauben und Leben zielten, keine wissenschaftlichen Aufgaben darzustellen: Spener wurde nicht Mitglied der Akademie, und selbst Gottfried Arnold, der Verfasser der „Kirchen- und Ketzerhistorie“ brachte ihr noch zu wenig von unmittelbar Nutz-

¹⁾ Kvačala, Die Reform des Comenius in Deutschland, [Mon. Germ. Paed. Bd. 26].

²⁾ U. Harnack, a. a. O.

bringendem, als daß er Aufnahme bei ihr gefunden hätte. Daß der Pietist Francke in Halle gleich anfangs zum Mitglied gewählt wurde, lag in dessen greifbar nützlichen Schöpfungen für das Volk.

Trotz der glänzenden Entwicklung des höheren geistigen Lebens in Berlin in den zwei Dezennien seit dem Tode des Großen Kurfürsten war der wissenschaftliche Glanzpunkt der Zeit im Preussischen Staate doch nicht in der Mark selbst oder deren Hauptstadt, sondern in dem außerhalb gelegenen Halle. Dort hatte eine neue Philosophie Wurzel gefaßt, und die beiden Richtungen des Bildungswesens, der Pietismus und das praktisch-weltliche, realistische Ideal des Weltmannes, fanden dort ihren Mittelpunkt. Ihre einflußreichsten Vertreter waren August Hermann Francke und Christian Thomasius. Dort auch offenbarte der Staat deutlicher als zuvor den Willen, sich in einer Universität ein wissenschaftliches Instrument des Fortschrittes besonders für seine Beamtenwelt zu schaffen. Aber man darf nicht vergessen, daß diese erste moderne Universität eigentlich in Berlin gestiftet wurde. Der Hof von Berlin, die dortigen Staatsmänner und Gelehrten, der dortige tolerante, freiere Geist, sie standen an ihrer Wiege. Aber in fruchtbarer Wechselwirkung wurde auch viel von dem Haleschen Geistesleben wieder auf Berlin übertragen.

Die wissenschaftliche Bühne in Brandenburg-Preußen wies, wie man erkennt, um 1700 also schon ein ganz anderes Aussehen auf wie unmittelbar nach Beendigung des großen Religionskrieges. Aber auch das mittlere Schulwesen setzte in derselben Zeit neue, bedeutungsvolle Knospen an. Der Einfluß der wissenschaftlichen Regsamkeit war dabei mehr nur ein mittelbarer. Zwar versuchte — immerhin ein bedeutsamer Vorgang — die junge Sozietät der Wissenschaften Einfluß zu gewinnen auf das Schulwesen durch Reformierung des Unterrichtes mit Hilfe der Schulbücher, aber tiefer gehende Anregungen kamen doch von anderer Seite. Die Sozietät hatte mit ihrem Vorgehen in das Gebiet des Schulwesens viel weniger ideale, bildungsfördernde Absichten als sehr materielle im Auge. Um die anfangs so schwachen finanziellen Grundlagen des großen Institutes zu stärken, wurden von Leibniz die verschiedensten Vorschläge gemacht; neben dem Kalendermonopol wurde ein Privileg auf Seidenkultur, auf Fabrikation von Feuerspritzen u. a. erstrebt. Dazu kam dann schon 1700 der fürstliche Befehl, die Sozietät solle über die „Information der Jugend die Aufsicht üben, für gute Schulbücher wegen des *Methodi docendi*“ Sorge tragen; sie sollte danach vor allem ein Privileg erhalten, Schulbücher zu verlegen und einzuführen. Mit diesem Schulbüchermonopol sollte wirklich die fürstliche Sozietät und damit der Staat selbst über das gesamte Schulwesen, das erst im Begriff war, Staatsangelegenheit zu werden, die Aufsicht erhalten und die Zentralisierung des Staatswesens auf dieses ausgedehnt werden, bis zur völligen Einheitlichkeit der Hilfsmittel und der Methode. Wichtig ist auch der im Schoße der brandenburgischen Regierung (zuerst 1708) auftauchende Gedanke, durch eine Art Schlußprüfung die Schulanforderungen zu regeln und dem Zudrang zu den Universitäten entgegenzuwirken. Aber das Überhandnehmen eines studentischen Proletariats und der Überfüllung der gelehrten Stände ist schon unter dem Großen Kurfürsten, und seitdem immer von Zeit zu Zeit geklagt und dagegen angekämpft worden.

Die Schulbücherangelegenheit wurde nun auch ganz im großen Stile einer Staatsaktion angefangen. Es wurden Kommissionen von Ministern und — wohl zum ersten Male im Staate Brandenburg — von Fachmännern, den Schulleitern, gebildet, welche die Herstellung der erforderlichen Schulbücher in die Wege leiten sollten. Die Rektoren der damaligen vier Gymnasien zu Berlin, des Grauen Klosters, des Joachimstalschen, des Berlinisch-Cöllnischen und des Friedrich-Werderschen standen an der Spitze neben dem Staatsmann Danckelmann. Man hoffte, daß die Jugend durch die neuen Schulbücher „Sprachen und Wissenschaften auf kurze und bequeme Art begreifen möchte“. Das wichtigste Schulbuch wäre noch immer eine lateinische Grammatik gewesen: Da der berühmte Schulmann Joachim Lange mit unter den Beratern war, so nahm man zunächst dessen Grammatik in den Schulbücherkanon auf. Als aber 1709 Lange nach Halle ging, unternahm die Staatskommission die Ausarbeitung einer allgemeinen lateinischen Mustergrammatik, die unter dem Namen „Grammatica Marchica“ bekannt ist. Eine auszugsweise Probeveröffentlichung fand in der Mark ziemlich allgemeinen Beifall; die gesamte brandenburgische höhere Schullewelt nahm an der Sache den lebhaftesten Anteil. Man überschaut bei dieser Gelegenheit das ganze Netz der damaligen höheren Bildungsstätten, wenn man die auf diese Probe hin eingegangenen Stimmen vernimmt: In Brandenburg (Neustadt), Ruppin, Cottbus, Landsberg, Cüstrin, Frankfurt, Rathenow, Crossen, Tangermünde, Jülichau, Salzwedel, Königsberg (Neumark) waren reformeifrige Rektoren; doch geschah die Einführung nur unter staatlichem Zwange und ist nie völlig durchgedrungen. Danach wurde bis zum Jahre 1720 eine ganze Reihe von lateinischen und griechischen Schulbüchern ausgearbeitet oder wenigstens vorbereitet. Der Gedanke einer Uniformierung des Schulwesens hat aber glücklicherweise nie ganz Fuß gefaßt.

Jener Rektor Joachim Lange war einer der namhaftesten Schulmänner der Zeit. Er vertrat bezüglich der didaktischen Theorien gewissermaßen Brandenburg-Preußen gegen das im Schulwesen bisher an der Spitze marschierende Kursachsen. Hier war der berühmte Zittauer Rektor Christian Weise der Verfechter der humanistischen Ideale, vor allem einer an den Alten geschulten Rhetorik, der Schönrederei, einer formalen Bildung nach antiken Mustern. Der Berliner Rektor stand in seinen energischen Streitschriften auf der Seite einer mehr realen Anschauung. Ihm war überall die Sache, auch bei den Schriftstellern, die Hauptsache. Als Theolog wie als Pädagog folgte er in der Betonung eines moderneren weltlichen Erziehungsideals den Vorkämpfern des Pietismus, vor allem A. H. Franke, nur daß er noch erheblichen Wert auf gute „Latinität“ legte. Wie also Sachsen die althumanistischen Erziehungsziele festhielt, trotz aller modischen Reformen, so wurde Brandenburg das Gebiet der pietistischen Bildungs-ideale. Spener, Franke, Lange gaben hier den Ton an, der gegen alle Gegengeräusche mehr und mehr durchdrang: Im Religiösen gemütvollere Innerlichkeit und innere Freiheit gegen dogmatisches Formelwesen und splitterrichtende Engherzigkeit — im Weltlichen gesellschaftliche Klugheit auf dem Grunde christlicher Sittenlehre, sowie Betonung der Sachkenntnisse gegen Überschätzung der Redekunst. Der Unterschied der Richtungen bestand wesentlich darin, daß die Lateinschulen Weisescher Färbung mehr Geschichte und deutsche Sprache bevorzugten, die pietistischen dagegen mehr religiöse Übung,

Bibellektüre, mehr das Griechische als das Lateinische und mehr Naturwissenschaften — beide unter Beibehaltung des Alt Sprachunterrichtes als Mittel- und Schwerpunkt.

So war es denn wieder gerade Brandenburg mit seinen angegliederten Gebietsteilen, wo das realistische Bildungsideal zuerst klarer hervortrat und zuerst die ihm gleichgearteten Formen auch im Schulwesen entwickelte.

Nicht im Herzen von Brandenburg, aber in dem von Berlin aus befruchteten Halle gewannen die realistischen Bildungsideen Gestalt. Hier entstand die Vorfrucht der Schulanstaltskategorie, die zirka 100 Jahre später als Realschule allgemeinere Bedeutung gewann.

Pfarrer Christoph Semler in Halle, ein vielseitig interessierter Mann, den vor allem auch technische Fragen beschäftigten, hatte die Schulaufsicht über die dortigen „Deutschen Schulen“, also Volksschulen im Gegensatz zu den „Lateinschulen“. Als solcher lernte er die Bedürfnisse des Volkes kennen, und eine bessere berufliche Ausbildung des Handwerkerstandes schien ihm die Vorbedingung zur Hebung des ganzen Volkes. Er schuf dort eine „mathematische Handwerkerschule“. Mit seinem Tode (1740) aber scheinen auch diese bescheidenen Anfänge einstweilen wieder verschwunden zu sein. In ihnen aber stiftet der Keim einestheils der Realschule, andertheils der Fortbildungsschule und des Handarbeitsunterrichts. Denn es sollte nach Semlers Vorschlägen Unterweisung stattfinden im Gebrauch von Zirkel und Lineal, in den Anfangsgründen der Mechanik, über die Bedeutung der Maße, Münzen, Gewichte, in den Anfängen der Materialienkunde und der Kalkulation.

In Sachsen und in Brandenburg, wie in ganz Deutschland, ist dieser Zeit aber fort und fort jene Berücksichtigung des Adels eigentümlich: eine Folge der sich befestigenden Prinzipien des absoluten Fürstentums (s. o.). Immer wieder wurden die Versuche mit Gründung von „Ritterakademien“ erneut. Im Jahre 1704 entstand in Brandenburg a. d. H. eine Ritterschule. Die Lehrbücher von Weises Schüler Hübner wurden dort benutzt; aber man führte auch Geometrie, Fortifikationslehre und Französisch als Unterrichtsfächer ein. Eine Berliner Adelschule, gegründet 1705, hatte, obwohl tüchtige Lehrkräfte an ihr tätig waren, nur einen kurzen Bestand, da ihre Unterhaltung zu große Kosten verursachte. König Friedrich Wilhelm I. hat sie bei seinem Regierungsantritt sogleich aufgehoben.

Einen ähnlich vornehmen Charakter wie die Ritterakademien, jedoch mit einem mehr gelehrten Grundton, hatte die für die französische-reformierte Gemeinde zu Berlin im Jahre 1689 gestiftete höhere Schule, die besonders von Spanheim zu verdanken ist, das spätere sogenannte französische Gymnasium. Sie nahm ihr Muster von den kalvinischen Lehrinstituten Frankreichs und der Schweiz, den berühmten Schulen Port Royal zu Paris und denen von Saumur, Sedan und Genf.¹⁾ Es war somit ein „erotisches Gewächs auf Berliner Boden“. Hier herrschte wie bei den französischen Calvinisten noch immer wesentlich der Geist des reinen Humanismus, und selbst die Lehrbücher des großen Erasmus von Rotterdam standen dort noch in Geltung.

Jene Ritterakademien waren der Ausfluß eines neuen Bildungsbegriffs, einer Berufserziehung. Das tatsächliche Leben trat mit seinen Forderungen mehr und mehr

¹⁾ Vgl. Henbaum a. a. O. S. 136 ff.

an die Bildungsanstalten heran gegenüber den rein theologisch-philologischen, alten Idealen, und die Scheidung der Stände in der Wirklichkeit verursachte jetzt auch eine Scheidung der Lehranstalten. Wie die Ritterakademien für Adel und Militär geschaffen waren, so waren die alten, umgeformten Lateinschulen die Schulen für die Beamtenwelt des Staates im weitesten Sinne; und so lag der Gedanke einer allgemeinen Berufsbildung, auch der niederen Stände, nicht fern. Auf diesem Gedanken baute sich eine größere Fürsorge für die geistige Hebung des gesamten Volkes auf und verband sich mit dem kirchlichen Interesse an einer allgemeinen religiösen Bildung, wie es der Pietismus soeben neu geweckt hatte, zu stärkeren, staatlichen und privaten Bestrebungen zur Ausgestaltung des Volksschulwesens.

Deshalb kann man auch gerade jetzt, unter der Regierung König Friedrichs I. eine erhebliche Entwicklung der brandenburgischen Volksschule konstatieren.¹⁾ Der Einfluß des Pietismus hatte den Katechisationen in Stadt und Land wieder neue Bedeutung gegeben; so wurde den Pfarrern und Lehrern in Edikten von 1683 und 1692 die Katechisation mit Erwachsenen wie mit der Jugend erneut eingeschärft, der Konfirmandenunterricht wurde auf Speners Betrieb allgemein eingeführt, und den Geistlichen wurde die Schulaufsicht vom Staate als Amtspflicht übertragen. Aber die Einführung einer allgemeinen Kirchenordnung für die gesamte Kurmark ist auch Friedrich I. ebensowenig gelungen wie seinen nächsten Vorgängern, wenigstens hat er die Vollendung des angeregten Reformwerkes nicht mehr erlebt, nachdem er durch den Propst J. S. Kützens und unter dem Minister M. v. Printzen durch die hauptstädtischen Geistlichen, Bischof Ursinus, Propst C. G. Blankenburg und G. J. Schnaderbach verschiedene Vorschriften zu neuen Visitationsarbeiten hatte ausgehen lassen, woran dann sein Sohn und Nachfolger angeknüpft hat, indem er nach dem Jahre 1713 die begonnene Kirchen- und Schulvisitation fortsetzen ließ. Auch Friedrichs I. Sorge wandte sich vorzugsweise den Kirchen und Schulen seiner eigenen Konfession zu, der reformierten, und nicht zu unterschätzen ist die Wirkung der bekannten Mons pietatis-Stiftung (1696), mit der ein Kapital von 100 000 Talern festgelegt wurde zur Unterstützung der Kirchen und Schulen der „wahren reformierten Religion“.

Es war die Zeit Friedrichs I. wesentlich unter dem Einfluß der pietistischen Richtung besonders günstig für das Volksschulwesen, so daß ein Urteil der neueren Forschung lautet: „Es ist während der Regierungszeit Friedrichs I. durch die Gründung von Schulen in den Filialdörfern und durch die Gründung von Armen- und Parochialschulen in den Städten mehr für das Volksschulwesen der Kurmark geschehen als während der Friedrich Wilhelms I.“²⁾ den man bisher den „Vater der preussischen Volksschule“ zu nennen pflegte.

Und zweifellos ist im allgemeinen die Zeit des ersten Preußenkönigs eine Glanzepoche national-geistigen Aufschwungs: Die Gründung der Kunstakademie unter Dandelmanns Protektorat, der Sozietät der Wissenschaften, der Universität Halle, der Ritterakademien, des französischen Gymnasiums, der Friedrichsschule zu Frankfurt a. d. O., die Hebung der Volksschule — das sind bildungsgeschichtliche Glanzpunkte dieser wenigen Jahre.

¹⁾ Wienecke a. a. O. S. 49 ff.

²⁾ Ebenda.

Vierte Periode.

Von der Gründung der Sozietät der Wissenschaften
bis zur Gründung der Universität Berlin.

Die Erziehung des Königs Friedrich Wilhelms I. bildete geradezu einen Mittelpunkt von Bildungsfragen. Seine hochgemute, geistvolle Mutter hatte neue Reiser auf den geistigen Stamm des Landes gepropft; aber — seltsam — gerade bei dem Sprossen ihres eigenen Blutes setzte die verfeinerte Bildung nicht an. Das führte zu Konflikten zwischen den erzieherischen Faktoren. Dem erhebenden Schauspiel der Stiftung einer großen, wissenschaftlichen Gesellschaft ging zur Seite ein persönliches Intrigenspiel am Hofe.

Der leitende Staatsmann, von Dankelmann, hatte hinter den wissenschaftlichen Plänen der Kurfürstin Sophie Charlotte weltliche Mächenschaften befürchtet und diese zu hintertreiben gesucht, bis er der hohen Frau das Feld räumen mußte. Die Beweggründe ihres Handelns sowie ihres Gemahls, des Kurfürsten, sind nicht gänzlich zu durchschauen. Sie hatte es verstanden, ihren Gemahl davon zu überzeugen, daß Dankelmann beinahe selbstherrlich regierte, finanziell schlecht wirtschaftete und sich um die Verpflichtungen zur Rechenschaftslegung nicht kümmerte. Unter den Anklagepunkten, die sie gegen den Minister und „Oberpräsidenten“ vorbrachte, war einer der wichtigsten, der aber doch nicht durchschlagend sein konnte, daß er die Erziehung ihres Sohnes absichtlich vernachlässigte. An ihre Mutter, die ihren Haß gegen den Staatsmann teilte und schürte, schrieb sie: „Wäre es auch nur die Erziehung meines Sohnes gewesen, worin er verbrecherisch gehandelt hat! Denn er hatte ihn in die Hände eines Lehrers gegeben, der ihn im Einverständnis mit seinem Sohne vernachlässigte und alle Bemühungen des Grafen Dohna unnütz machte, und statt ihn auf etwas Gutes hinzuweisen, waren sie alle beide darin eins, ihm sein Gemüt mit sämtlichen Schlechtigkeiten zu verderben, und damit dann die Schuld nicht auf sie fielen, sagten sie überall, mein Sohn hätte eine so schlechte Naturanlage, daß sie damit nicht fertig werden könnten, und im Lernen ist er bis zu dem Grade verwahrlost worden, daß er noch vor acht Monaten weder lesen noch schreiben konnte.“ Ein andermal schreibt sie, Dankelmanns Gefangensetzung in Spandau sei gerechtfertigt u. a. dadurch, daß er „meinen Sohn wie einen Einfaltspinsel hat erziehen wollen, zum Vorteil seiner eigenen Familie, in der er das Kurfürstentum vom Vater auf den Sohn hat erblich machen wollen.“

Man erkennt unschwer die Übertreibung des leidenschaftlich erregten Frauengemütes, aber man wird auch den Anteil eines bekümmerten Mutterherzens nicht bestreiten können. Freilich hat die schöne „philosophische Königin“ nicht hervorragende Muttereigenschaften und Erziehungsgaben bekundet. Wenig wissen wir von dem Verhältnis zwischen dieser hochbegabten Frau und ihrem einzigen Kinde.

In ihren Briefen erwähnt sie es nur selten und nur nebenbei. Dennoch hat auch

¹⁾ Roth, Sophie Charlotte, die erste preussische Königin (Deutsche Rundschau, Bd. 52 (1887).

sie die echt mütterliche Sehnsucht gehabt, mit ihrem heranwachsenden Sohne in ein rechtes Verhältnis zu kommen; sie hat darüber nachgedacht, wie sie dies bewirken könnte, und hat sich geirrt, als sie sah, daß es ihr nicht gelingen wollte. Und wirklich, es ist ihr nie gelungen. Seltsam! aus der Ehe zwischen den beiden, sich in mancher Hinsicht so ähnlichen Gatten, Friedrich und Sophie Charlotte, die beide ihr Glück und ihr Wesen fanden in einem durch Geist verfeinerten, höfischen Glanz, im frohen Spiel geistiger Kräfte, im Rahmen eines bewunderten, bunten Hoflebens von europäischem Rufe, war ein Knabe entsprossen, der aus ganz anderem Stoffe gemacht schien.

Friedrich Wilhelm war eine ziemlich robuste Natur, mit einem angeborenen, festen Eigenwillen, der es schwer machte, ihn zu behandeln und zu lenken. Sein lediglich soldatischer Ehrgeiz zeigte sich schon in den Knabenjahren, und seine schönggeistige Mutter sah mit Bedauern, daß ihm Lektüre von Büchern und ihre geistvollen Anmerkungen ebensowenig Interesse abgewinnen konnten, wie etwa Tanz und Komödien spielen. Alles das verbitterte die überall an Erfolg gewöhnte Kurfürstin, so daß sie ungerecht gegen den Sohn wurde, wie er es aus seiner Natur heraus gegen sie war. Kummervoll schreibt sie an ihre Vertraute, die Frau von Pöllnitz: „Der junge Mensch, den ich nur für lebhaft, für stürmisch hielt, läßt jetzt eine Herzenshärtigkeit an den Tag treten, die dieses Herz als sehr schlecht verrät.“ Am meisten empörte sie des Prinzen taktloses, unhöfliches Wesen, zumal den Damen gegenüber, das an dem nun so verfeinerten Hofe sehr unangenehm auffiel; keine Spur der höfischen Galanterie zeigte sich an dem jungen Fürstensonne.

Aber diese Erregung über das unverstandene Wesen des Sohnes zeigt der Mutter Liebe ebenso deutlich wie ihr Schmerz bei der Trennung von ihm, als er 1701 zu seiner Ausbildung eine Reise nach Holland antrat. Mutter und Sohn haben sich niemals wiedergesehen, denn die schöne Königin starb auf einer Reise zu Hannover im Jahre darauf. Wenn man Friedrich Wilhelms Entwicklung überschaut, wie er sich mehr und mehr von der Art beider Eltern entfernte, so muß man dem Forscher beistimmen, der sagt: „Nimmermehr wäre Friedrich Wilhelm I. sonst der Begründer der preussischen Machtstellung, der Bildner eines unachahmbaren Offiziercorps, der Zuchtmeister seines ganzen Volkes, Preußens ‚größter innerer König‘ geworden,“ und die Zeit des glänzenden Hofes von Friedrich I. und Sophie Charlotte hat herbere Kritiken über sich ergehen lassen müssen, als die nüchterne Zeit des Soldatenkönigs, wie auch der große Enkel Friedrichs I., Friedrich II., weit mehr Anerkennung für den Vater als für den Großvater empfunden. Des neuen Herrschers erste Regierungshandlung im Jahre 1713 war, den nun 70jährigen Erzieher seiner Jugend aus der Verbannung wieder nach Berlin zu führen, um ihm mit Gnaden zu lohnen, was Vater und Mutter an ihm verschuldet hatten.

Bekanntlich hat diesem Herrscher erst die neuere Geschichtsforschung die ihm gebührende Stellung in der Entwicklung des preussischen Staatswesens eingeräumt, und einer der jüngsten Forscher auf dem Gebiete des deutschen Bildungswesens¹⁾ rühmt auch dessen großen Einfluß auf diesem Felde, indem er sagt: „Dieser König unterliegt leicht

¹⁾ Henbaum a. a. O. S. 142f.

der Gefahr, in seinen Leistungen für das Bildungs- und Unterrichtswesen unterschätzt zu werden. Sein ganzes Gebaren trägt, auch wenn man die ihm mit Unrecht zugeschriebenen Tüde wegnimmt, einen so bildungsfeindlichen Charakter, seine Verachtung aller Theorie geht so weit und kommt so ungeschlachtet zum Ausdruck, daß man es für unmöglich halten muß, von diesem Fürsten eine Förderung des Bildungswesens erwarten und annehmen zu dürfen. Sein praktischer, aufs Nützliche gerichteter Geist, der der ganzen Zeit eigentümlich ist, wird nicht durch irgendwelche Neigung für äußeren Glanz wie bei seinem Vorgänger oder durch den Sinn für innere Schönheit, für Form und Maß wie bei seinem Nachfolger gemildert und abgeschwächt . . . Und doch nimmt dieser Herrscher eine epochemachende Stellung in der Geschichte des Unterrichtswesens ein.“ Die reine und höhere Wissenschaft konnte von einem Manne mit solchen Charaktereigenschaften keine wesentliche Förderung erwarten, aber das Bildungswesen des Volkes in Brandenburg-Preußen beginnt unter ihm erst, sich als integrierender Bestandteil den Aufgaben des Staates beizugesellen. Und — wenn wir das Organisationsfaktorische betonen, so lassen sich allerdings wohl die genannten Urteile über Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. vereinen. Auch die Vorgänger in der Regierung hatten sich das Bildungswesen ihres Volkes angelegen sein lassen, wie wir gesehen. Aber ihr Streben auf diesem Gebiete hatte etwas Zufälliges, Vereinzelt an sich, das vielfach einem Ausflechten aus großen Ideen glich, ohne bleibenden Schein; zum Teil waren es sogar nur ergebnislose Versuche. Des neuen Herrschers Wirken hatte die Stetigkeit und Konsequenz für sich. Ihn unterstützte dabei die immer mehr sich verallgemeinernde Anschauung von der Staatsallgewalt, aber auch der Staatspflicht, und Friedrich Wilhelm fühlte sich ganz besonders im Dienste dieser Idee.

Eine Schwierigkeit jener Förderung des Bildungswesens im Brandenburgisch-Preussischen Staate lag in der konfessionellen Spaltung seiner Untertanen. Denn da das Schulwesen, aber auch das Universitätswesen noch in engster Verbindung mit den kirchlichen Behörden stand, wie von alters her, so konnte deren Entwicklung nicht von einer Zentralstelle her geleitet werden. Zudem hatten die kirchlichen Organe selbst bis in die Regierung Friedrich Wilhelms hinein keine Zentralgewalten. Nach verschiedenen ähnlichen Zentralisierungsversuchen während früherer Regierungszeiten wurde jetzt erst (1713) für die reformierte Kirche als Zentralbehörde das „Kirchendirektorium“ errichtet, und noch in demselben Jahre wurde dieser kirchlichen Behörde durch die „Inspektion, Presbyterial-, Classical-, Gymnasien- und Schulordnung“, von 24. Oktober die Aufsicht auch über die höheren Schulen übertragen. Diese Schulordnung geht nur insoweit von dem alten Schema der reformatorischen Schulordnungen ab, als das Streben nach Einheitlichkeit innerhalb des Staatsgebietes kräftigeren Ausdruck findet: Schulbücher und Lehrpläne sollen überall die gleichen sein. Ferner werden die Prüfungen, an denen der Staat selbst ein unmittelbares Interesse hatte, besonders genau geregelt. Als reformierte Lateinschulen kamen für Brandenburg nur das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin und die Friedrichschule in Frankfurt a. O. in Frage, die — neben dem Gymnasium illustre zu Halle — als Müsterschulen gelten sollten.

Aber die Regierung beruhigte sich nicht bei der Regelung des höheren Schulwesens. Wenn auch die 1715 und 1717 angeordneten Schulinspektionen „hauptsächlich den

Zweck hatten, das Bestehende zu erhalten“, so stellten sich doch dabei erhebliche Mängel heraus. Im besonderen wurde die verwirrende Mannigfaltigkeit der benutzten Katechismen an den Tag gebracht, während doch schon der Große Kurfürst den Heidelberger und den Lutherschen Katechismus als die allein maßgebenden Religionsbücher vorgeschrieben hatte. Aus der Erkenntnis der zutage getretenen Mißstände erwuchsen nun in den darauffolgenden Jahren die wichtigen gesetzlichen Bestimmungen, die für die Zukunft als Grundlagen der preussischen Volksschulgesetzgebung zu betrachten sind.¹⁾

Epochemachend für das Volksschulwesen und damit für die Bildungsentwicklung von Brandenburg-Preußen, mittelbar auch für ganz Deutschland, ja darüber hinaus, wurde die berühmte Order vom 28. September 1717, die auf Grund der Klagen der inspizierenden Geistlichkeit, dem Schulbesuch der Kinder einen gesetzlichen Zwang zugrunde legte, — wie dies vereinzelt schon früher versucht worden war, z. B. 1646 in der Altmark, — aber zugleich diesen Schulbesuch den ländlichen, damaligen Bedürfnissen anpaßte und ihn einschränkte.

Nach dem Vorgange im Gothaischen Ländchen (1642) hielt damit der staatliche Schulzwang seinen Einzug in die Gesetzgebung. Die zweite gesetzliche Neuerung war die staatliche Festsatzung des Schulgeldes.

Als unvergleichlicher Soldatenfreund war es ferner Friedrich Wilhelm I., der auch dem Soldatenstande eine planmäßige Erziehung und Berufsbildung geschaffen hat. Er richtete — nach dem Muster der schon seit dem Großen Kurfürsten entstandenen Garnisonsschulen²⁾ — bei einer ganzen Reihe von Regimentern „Regimentschulen“ für Soldatenkinder ein, die dem Heere selbst zugeteilt blieben und unter militärischer Aufsicht und Verwaltung standen; ihre Leiter waren in der Regel Feldprediger. Eine Zentrale wurde 1724 diesem Berufsbildungswesen in dem sogenannten Militär-Waisenhaus in Potsdam gegeben, das, ohne Beschränkung auf wirkliche Waisen, die Soldatenkinder auf die Höhe eines schon damals anerkannten Mindestmaßes bürgerlicher Bildung durch Unterricht im Christentum, Schreiben, Lesen und Rechnen bringen sollte, zugleich aber ihnen auch die Anfangsgründe ihres späteren Berufes anzueignen bestimmt war, um schließlich dem Könige selbst das beste Soldatenmaterial zu liefern. Die Bedeutung dieser vorbildlichen Militärschule kann man aus der Frequenzziffer von 1400 Knaben, die im Todesjahre des Königs erreicht wurde, ermessen. Das bisher vom Staate überhaupt kaum beachtete Mädchenschulwesen³⁾ fand ebenfalls in König Friedrich Wilhelm I. einen seiner ersten praktischen Verfechter. Der Potsdamer Anstalt wurde ein Mädchenwaisenhaus beigegeben, welches es immerhin bis auf 150 Pfleglinge brachte.

Noch aber in anderer Beziehung bezeichnet dieses Potsdamer Militärwaisenhaus eine neue Epoche: „Es ist auch die erste Anstalt, in der Kinder verschiedenen Glaubens, reformierter, lutherischer und katholischer Konfession zusammen erzogen und unter-

¹⁾ Vgl. Henbaum, a. a. O. S. 146.

²⁾ Fr. Wienecke, Das preussische Garnisonsschulwesen. Berlin, 1907.

³⁾ Die erste Mädchenschule wird 1539 vom Käte zu Spandau gegründet, und nur in größeren Städten treffen wir in den nächsten Zeiten solche Schulen als niedrige Küsterschulen an.

richtet" wurden. Die Frage der Schulparität taucht hier zum ersten Male auf. Und schon das Generalreglement für dieses Institut verfiel auf das Mittel, den konfessionellen Religionsunterricht von dem übrigen Unterricht zu trennen und ihn dem Gottesdienste und der Geistlichkeit der einzelnen Bekenntnisse zuzuweisen. So war gewissermaßen diese Schule auch die erste, wo die Trennung von Kirche und Schule — den Jahrhunderten vorausgehend — durchgeführt wurde.

Das „Waisenhaus“ war für Kinder der gemeinen Soldaten bestimmt. Auch die Offiziere, meist Söhne des Adels, mußten in ähnlicher Weise vom Staate selbst herangebildet werden. Das erkannte der konsequent denkende Fürst. Und so ist er auch der Schöpfer der brandenburgischen Kadettenschule geworden, nachdem ähnliche Versuche seiner Vorgänger sich nicht lebensfähig erwiesen hatten. Er zentralisierte auch diesen Teil des Berufsschulwesens, indem er die Kadettenhäuser in Kolberg und in Magdeburg eingehen ließ und eine Offizierschule 1717 in Berlin begründete. Nach dem Vorbilde der bestehenden Ritterakademien wurde der Schwerpunkt des Unterrichts auf Mathematik, „Fortifikation“, französische Sprache gelegt, ferner trieb man Geographie und Geschichte und die ritterlichen Übungen des Leibes: Fechten, Tanzen, Reiten. Auch hier brachte der Staat erst durch das Obligatorische des Besuchs dieser Schule den vollen Segen, und trotz des erheblichen Widerstandes mancher Adelsgruppen haben die späteren Erfolge des preussischen Heeres dem Gründer dieser Anstalt recht gegeben.

Friedrich Wilhelm I. griff überall an der Wurzel an bei seinen großzügigen Reformen, das bedeutet bei der erzieherischen Einwirkung. Wie er die Reform des Heerwesens durch Militärschulen und Kadettenhäuser unterstützte, so erkannte er den Erfolg seiner Verwaltungsreform als abhängig von der Bildung des heranwachsenden Geschlechtes. Erst die modernsten Zeiten stehen auf dem gleichen Erfahrungsstandpunkt. Wo sich ein Uebelstand in einem Berufszweige bemerkbar macht, muß die Reform bei der Ausbildung der Berufsangehörigen beginnen. Der große Verwaltungsorganismus, den der König schuf und ausbaute, verlangte ausgebildete Beamte, die nicht nur allgemeine Bildung mit ins Amt brachten, sondern auch berufliche Vorkenntnisse. Und es war hier das erstemal, daß man den Wert der praktischen Tätigkeit mit vollem Bewußtsein, in Übereinstimmung mit den Theorien verschiedener Pädagogen des 17. Jahrhunderts, wie Locke, Balthasar Schupp u. a., für die Bildung zu bestimmten Berufen anerkannte und diese selbst zur Voraussetzung der Berufsausübung machte. Die Heranbildung der jungen Juristen zu Verwaltungsbeamten wurde z. B. durch das Institut der „Auskultatoren“ ergänzt. Die Studenten sollten vor ihrer Anstellung erst eine zeitlang praktisch tätig sein, sowohl bei Gerichtskammern, als auch „bei klugen Finanzen- und Hauswirtschaftsräten“. Unter seiner Regierung wurden die Maßnahmen zu Ende geführt, die, schon unter Danckelmann begonnen, die Einführung eines allgemein geforderten Staatsexamens für die Staatsbeamten brachten. Den Anfang machten die Verwaltungsbeamten und darauf die Gerichtsbeamten, die Advokaten und Prokuratoren (1723); bald auch wurde Studium und Prüfung der Theologen, zunächst für Ostpreußen, geregelt (1728), und wurden an den Universitäten besondere Prüfungsinstanzen geschaffen.

Es leuchtet ein, welche mächtige Förderung aller Studien und des allgemeinen

Bildungsniveaus mit solcher zwangsweisen Anspornung durch das sich entwickelnde Prüfungswesen herbeigeführt werden mußte. Ebenso wurde — besonders ebenfalls in Preußen — der erste Versuch gemacht, die Scheidung zwischen Lateinschule und Universität klarer und bestimmter zu machen, indem ein Mindestmaß von Kenntnissen für die Aufnahme an der Universität festgesetzt wurde: Der Anfang des späteren Abiturientenexamens.

Auch lange vergeblich bekämpften Auswüchsen im Schulwesen trat Friedrich Wilhelm schon um der Reglementswidrigkeit willen energisch entgegen. In diesem Sinne wurde das Schulwesen der Neumark durch ein Edikt im Jahre 1738 geregelt, und in demselben Jahre erschien für Berlin eine Verordnung, die zum ersten Male das Winkelschulwesen, die deutschen Schreib- und Leseschulen, unter staatliche Aufsicht stellte. Allerdings konnte der Kampf gegen diese privaten Schulen erst einen Erfolg versprechen, seitdem Staat und Gemeinde nicht mehr stolz und einseitig an der Unterweisung der unteren und ärmeren Volksschichten vorübergingen, sondern — wie wir gesehen — auf anderen Wegen dem wachsenden Lernbedürfnisse entgegenkamen. Gerade in Berlin, das sich stets schulfreundlich erwiesen hatte, entwickelte sich ja soeben ein Armenthulwesen, so ausgedehnt, so wohlorganisiert, wie nur noch in Halle und in Königsberg: durchaus das Werk tüchtiger, in frankes Geiſt wirkender Prediger. Besondere Verdienste erwarben sich dabei Johannes Raue, Gottlieb Renatus Campe, vor allem aber der Prediger Georg Gottlieb Fuhrmann, der seit 1737 an der Jerusalemer und der Neuen Kirche in der Friedrichstadt wirkte. Selbst ein früherer Schüler des Halleschen Pädagogiums, gab er für die von ihm gegründeten Armenthulen eine Schulordnung, die bald darauf sich Johann Julius Hecker zum Muster nahm, und die ferner auch im Generallandschulreglement von 1763 noch wiederzuerkennen ist.

Als eine Vorstufe zur allgemeinen Volksbildungsanstalt hatten wir das Potsdamer Militär-Waisenhaus kennen gelernt, und auch sonst ging das Verlangen nach allgemeinem Volksunterricht von den Schützern der Armen aus, der Waisen. Waisenhäuser in Halle, in Potsdam, in Oranienburg waren die Anfänge der unentgeltlichen Volksschule und der Armenthule. Da fand der Pietismus seine schönste Betätigung. Eine allgemeinere Bewegung für die Volksschule ging somit von Königsberg aus, wo nach langen Kämpfen der Pietismus gleichfalls herrschend geworden war. Vor allem war es dort Franz Albert Schulz, der die bisher bestehenden Privat-Armenthulen unter den Schutz und die Aufsicht des Staates zu stellen wußte und das „erste Gemeindegulensystem“ geschaffen hat. Mit der königlichen Bestätigungsorder von 1734 wurde die Einführung des allgemeinen Schulzwanges von 1717 erneuert, und es begann „auch das niedere Schulwesen aus der privatrechtlichen Sphäre heraus in die öffentliche zu treten“. Aber das brandenburgische Stammland hatte davon nur mittelbaren Nutzen, und es kam hier noch nicht zu einheitlich gesetzlicher Regelung des Volksbildungswesens. Aber das preussische Vorbild regte doch zur Nachahmung an, wenn auch nur bei Privatleuten. So gründete vor allem der Nadlermeister Steinbart ein Waisenhaus in Jülichau, das dann unter dessen Sohne noch lange blühte und erweitert wurde. Dieser Sohn gründete dort noch das Schullehrerseminar und machte sich als Oberschulrat vielfach verdient.

Obgleich man zu sagen pflegt, die Wissenschaft habe unter Friedrich Wilhelm I.

keine Förderung erfahren, so darf man nicht vergessen, daß er auf dem Gebiete der praktischen Wissenschaften dennoch Unvergängliches geschaffen hat.

Die Medizin stand bei ihm in besonderer Gunst, und so errichtete er 1717 „zum Nutzen des Heeres und des Volkes“ ein anatomisches Theater und verband es 1724 mit dem vom Großen Kurfürsten gestifteten Collegium medico chirurgicum, das in erster Linie der Militärchirurgie dienen sollte. Indes wurde letzteres jetzt erheblich erweitert, und es wurden darin vor allem die mit der Medizin eng verbundenen Hilfswissenschaften gepflegt, gelehrt und studiert. Besonders fand hier die Chemie eine Stätte, an der bedeutende wissenschaftliche Neuerungen das Licht der Welt erblickt haben. Wieder war es ein Leibarzt des Königs, Ernst Georg Stahl, der den wissenschaftlichen Führer abgab, indem er zum ersten Male alle die bisherigen chemischen Kenntnisse unter wissenschaftliche Gesichtspunkte einordnete. Er hat auch die phlogistische Verbrennungstheorie aufgestellt, welche erst hundert Jahre später besseren Einsichten weichen mußte. Stahls Schüler, Pott und Kaspar Neumann, machten sich gleichfalls einen Namen, und des letzteren Schüler wieder war der berühmte Sigismund Marggraf, der Entdecker des Runkelrübenzuckers. Von großer Tragweite — und man hatte das volle Bewußtsein für die wissenschaftlich-pädagogische Bedeutung der Sache — war es auch, daß der König 1726 ein allgemeines Krankenhaus für die Residenz stiftete, die berühmte Charité, welches gleichzeitig als eine Art Abungsschule für Ärzte gedacht war. Mit der Förderung der Medizin hängt auch die Ausgestaltung des „Hopfen- und Küchengartens“ zu Schöneberg zum wissenschaftlichen „Botanischen Garten“ zusammen.

Der König hat auch die Universitäten keineswegs unbeachtet gelassen. Für Ökonomie und Kameralwissenschaft richtete er in Halle und Frankfurt die ersten Lehrstühle ein, ebenso für Ingenieurwesen und Mechanik. Dennoch gingen die Universitäten unter ihm wesentlich zurück. Vor allem litt Frankfurt, dem der König aus Liebe zu Halle seinen letzten bedeutenden Lehrer, Johann Gottlieb Heineccius, den „bedeutendsten Juristen des 18. Jahrhunderts“, raubte; und fast tragisch berührt es, zu hören, mit welchen kleinen Mitteln der Herrscher dem Rückgang entgegenzuarbeiten gedachte: Verbot des Besuchs ausländischer Universitäten, allerhand Vorschriften über die Vorlesungen, über Einschränkung der Ferien usw., und wie wenig dies alles doch fruchtete. „Seit diesen Tagen schwindet die Universität Frankfurt fast ganz aus dem geistigen Leben.“

Auch die Akademie hatte, ganz abhängig vom königlichen Wohlwollen, keinen leichten Stand gegenüber den sonderbaren Eigenwilligkeiten des Königs. Jedenfalls hatte dieser keine volle Empfindung für die Würde einer Gesellschaft, die die Wissenschaft der Monarchie vertreten sollte. Aus dem berühmten Tabakskollegium heraus hat sich die Akademie zwei Präsidenten oktroyieren lassen müssen.

Zu diesen abendlichen, ungezwungenen Zirkeln um den König wurden nämlich auch einzelne gelehrte Männer hinzugezogen, die an der Hand der Zeitungen den versammelten Herren die Weltbegebenheiten zu erklären hatten. Unter diesen Gelehrten finden wir Paul Gundling und David Faschmann, die beide allgemach im Tabakskollegium die Rollen von Hofnarren einnahmen. Der erstere, Schüler von Thomasius in Halle, ein tüchtiger Geschichtschreiber und Volkswirtschaftler, der andere, ein geborener Sachse, hat sich durch seine anekdotenhafte Geschichtschreibung über Friedrich

Wilhelms I. Regierung (1735 und 1741) einen zweifelhaften Ruhm erworben. Beide wurden nacheinander zu Präsidenten der Sozietät ernannt, und die noch weit ärgeren Narren der Tafelrunde Graben zum Stein und Morgenstern wurden wenigstens aus dem Präsidentschaftsgehalt bezahlt.

Jenes Tabakskollegium offenbart in seinem Treiben doch aber auch eine neue Richtung des geistigen Lebens, indem es die Presse in ihrer belehrenden und Nachrichten verbreitenden Bedeutung anerkannte und sich zunutze machte.

Die Zeitungen waren damals, zur Zeit Friedrich Wilhelms I., keine ganz neue Erscheinung in der Mark mehr; die Versuche, Zeitungen herauszugeben, beginnen schon vor dem Dreißigjährigen Kriege. Im Anfange des 18. Jahrhunderts hat man der Sache schon so viel Gewicht beigelegt, daß man wünschte, die Sozietät der Wissenschaften sollte den Herausgeber spielen, weil man mit den bisherigen Anfängen nicht zufrieden war. So gab ein verabschiedeter Rittmeister Ch. H. Melven als Akademiemitglied seit 1708 die erste Berliner Zeitschrift in deutscher Sprache heraus unter dem Titel: „Monatliche Curieuse Natur-, Kunst-, Staats- und Sitten-Präesenten“. Friedrich I. hatte einem Flüchtling aus der Pfalz ein Zeitungsprivileg gegeben, dessen Sohn hat das Blatt aber erst emporbringen können, und dessen Schwiegersohn Voß gab eben dieser ältesten Berlinischen Zeitung seinen Namen, den sie bis auf den heutigen Tag behalten hat. Zur Zeit des zweiten Königs war sie aber durch die vom Könige selbst ausgehende strenge Zensur arg behindert; sie konnte sich ihre Anziehungskraft unter diesen Verhältnissen nicht bewahren, so daß das fürstliche Kollegium schließlich selbst sich mehr der ausländischen Presse bediente.¹⁾ —

Während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms war der Pietismus in Brandenburg-Preußen mehr und mehr zur Herrschaft gelangt, und dessen Hauptvertreter, A. H. Franke, stand ob seiner praktischen Erfolge bei ihm in hoher Gunst. Schon aber erhob die sogenannte Aufklärung ihr Haupt, die die Zeit seines großen Thronfolgers vollauf beherrschte.²⁾

Mit Friedrich II., dem Einzigen, kam eine neue Sonne für Wissenschaft und Bildung in Preußen herauf und ließ auch die halb verkümmerte Akademie wieder aufleben. Diese hatte nicht die Momente des Fortschrittes im Geistesleben von Anfang an an sich gerissen; gedrückt unter einem Herrscher, der sie nicht verstand, konnte keine neue Weltanschauung dort Wurzel schlagen; die alte Abhängigkeit von der Theologie blieb nirgends länger bestehen. Es war im übrigen Deutschland die Philosophie von Christian Wolff in Halle längst zur allgemeinen Annahme gelangt, und damit war der Pietismus von der Aufklärung abgelöst worden, die Herrschaft des gläubigen Gemütes von der der kalten Vernunft. Der Akademie blieb aber zunächst die neue Bewegung fremd. Aber das Neue fand andere Eingangstore in das Herz Brandenburgs hinein. Im Jahre 1736 schon gründeten in Berlin Wolffsche Anhänger die „Gesellschaft der Methophilen“ unter dem Grafen von Manteuffel und dem Propst Reinbeck zur Verbreitung der neuen

¹⁾ Vgl. E. Geiger. Berlin 1688—1840. Berlin 1893, 1895.

²⁾ Über Friedrichs des Großen Erziehung und die indirekten Einflüsse von Leibniz auf diese s. E. Bratuschek, Die Erziehung Friedrichs des Großen. Berlin 1885.

Philosophie und „des begründeten Denkens“, Bestrebungen, die für die Akademie bald eine gefahrvolle Konkurrenz wurden.

Die Aufklärung, wesentlich von Frankreich und England aus angeregt, bemächtigte sich der Tendenzen zur Weltbeglückung durch Erhöhung des Bildungsniveaus und durch Verbreitung der Wissenschaft und verschaffte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den ruhmvollen Namen des „pädagogischen Zeitalters“, denn niemand war im Zweifel, daß die Verbesserung des Menschengeschlechts eine verbesserte Jugend-erziehung in sich schloß. Die weitesten Kreise nahmen aber jetzt, im Gegensatz zu früher, an diesen Idealen Anteil. Die überall entstehenden „Moralischen Wochenschriften“ machten es sich zu einer ihrer Hauptaufgaben, die bestehende Erziehungs- und Unterrichtsweise einer beständigen Kritik zu unterziehen und auf Besserung nach neuen Forderungen, unter denen wohl die Gedanken Lockes obenanstehen, zu dringen. Berlin war nach Hamburg einer der Orte, wo solche Zeitschriften zuerst ins Leben gerufen wurden.¹⁾ Das Streben, die Wissenschaft zu organisieren und damit zu fördern, hatte mehr und mehr Anerkennung gefunden. In Petersburg, in Wien, in Dresden waren die Gedanken und Anregungen von Leibniz zur Tat geworden, so daß man in Berlin nun auf die dort gegründeten Akademien wie auf Vorbilder für die heimische hinweisen konnte. Durch wesentlich französischen Einfluß war aber neben dem sachlichen Interesse an wissenschaftlichen Bestrebungen auch das Gefühl für Schönheit und Glätte der Darstellung gewachsen. Dem Genie Friedrichs blieb keine von all diesen Strömungen der Zeit fremd: er hat ihnen überall die Bahn freizumachen gesucht und ist selbst ein universaler Repräsentant dieser bildungsbegeisterten Zeit geworden.

Es ist ein Zeichen für die ursprüngliche Bedeutung der Berliner Sozietät der Wissenschaften, daß — obwohl sie noch ganz, durch Personen und Organisation, einer verflorenen Epoche zugehörte — Friedrich doch seine Tätigkeit zur Förderung des wissenschaftlichen Lebens an diese Sozietät knüpfte. Es war freilich nur ein Akt der Gerechtigkeit, wenn er gleich nach seinem Regierungsantritt dieses Institut von dem Drucke befreite, der während so langer Jahre unter seinem Vater auf ihm gelastet hatte. Nachdem er sich über den Stand des Instituts hatte berichten lassen, schrieb er dessen Sekretär die ermutigenden Worte: „Ich habe resolviret, daß in dem Etat von nun an die odöse Ausgabe ‚Vor die sämtlichen Königlichen Narren‘ cessiren soll . . . Ich werde auch noch ferner vor obgedachte Societät alle Vorforge tragen und derselben von Meiner Huld und Protection reelle marque zu geben nicht ermangeln.“²⁾

Aber der König mag bald den Eindruck gewonnen haben, daß es sich hier weniger um eine Rehabilitierung, um eine Neubelebung, als vielmehr um eine völlige Neuschöpfung handeln konnte. Alle die wissenschaftlichen Sterne, die sein ganz in der neuen Zeit lebender Geist bewunderte, paßten offenbar nicht in den alten Bau.

„Weder die Wolffsche, noch die französisch-englische Philosophie — die beiden Großmächte des Zeitalters — regierten in ihr; das Vorherrschen der medizinischen Abteilung ließ sie untergeordnet erscheinen, und die theologisch-kirchlichen Aufgaben galten als veraltet.“ Aberdies fehlte ihr Esprit, Geschmack und Grazie, wie sie für die fran-

¹⁾ O. Lehmann, Die moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1894.

²⁾ A. Harnack, a. a. O.

zöfisch gebildete vornehme Welt unerläßlich waren. Und so waren Friedrichs Gedanken sogleich darauf gerichtet, die Koryphäen der Wissenschaft von überall her zu sich nach Berlin zu rufen, um hier eine glänzende Gelehrtenrepublik zu begründen. Ganz im Sinne seiner Zeit war er dabei von der Internationalität aller Wissenschaften so weit überzeugt, daß er nicht das mindeste Bedenken haben konnte, seine wissenschaftlichen Freunde und Diener fast nur aus dem Auslande zu holen. Sein Freundeskreis von Rheinsberg wurde berücksichtigt, aber natürlich zugleich überschritten. Zwei deutsche Freunde aus der Kronprinzlichen Zeit verdienen als bedeutsame Gegengewichte gegen den von vornherein überwiegenden Einfluß der französischen Mitglieder in der preussischen Akademie Erwähnung: Charles Etienne Jordan und Christoph Ludwig von Stille. Beide waren geborene Berliner, der erstere ein reformierter Prediger, der seinen Beruf aufgegeben hatte, um sich ganz der Wissenschaft zu widmen, der andere ein Lutheraner und hochgebildeter Offizier. Jordan war Anhänger der Wolffschen Philosophie, ließ die Aufklärung aber nicht bis zur Verachtung der Religion gehen und hat dem Könige, durch seine ernste Wissenschaftlichkeit, mit religiösem Sinn verbunden, stete Achtung abgenötigt. Stille, in anderer Hinsicht in einem gewissen Gegensatz zum König stehend, bemühte sich vergeblich, diesem einen besseren Begriff von den Deutschen und ihrer Literatur beizubringen — freilich ohne rechten Erfolg. Immerhin wurde durch diese beiden wackeren Männer, die allerdings keine schöpferischen Geister waren, das märkische Deutschtum nicht unwürdig vertreten. So viel wurde von Anfang an aber klar, daß der König, der alle Anstalten zur Erhöhung seiner Akademie selbst traf, sich gänzlich auf französische Männer zu stützen gewillt war. Voltaire hatte er schon vor der Thronbesteigung prophetisch als das Haupt der preussischen Gelehrtenrepublik gefeiert. Zunächst aber sicherte er sich den großen Mathematiker Maupertuis, der durch seinen Nachweis von der Abplattung der Erde an den Polen Weltruf erlangt hatte, als Haupt der Berliner Gesellschaft. Unter den Deutschen schien ihm nur der Philosoph Wolff ebenbürtig zu sein, der, von Friedrichs Vater in Folge theologischer Heterodoxien aus Halle vertrieben, sich in Marburg befand, und den er nun nach Berlin rief. Aber Wolff fürchtete, durch seine Erfahrungen mit dem Berliner Hofe mißtrauisch gemacht, eine Erniedrigung der freien Wissenschaft und folgte dem Rufe nicht. Dagegen kam der Schweizer Euler, schon damals ein berühmter Mathematiker, und der Chemiker Pott nach Berlin.

Durch die Kriegszeiten bald nach Friedrichs Thronbesteigung wurde jedoch die Neugründung der Sozietät erheblich verzögert, und es herrschte eine allgemeine Unzufriedenheit unter den jüngeren Gelehrten mit den Zuständen derselben. Freudig wurde es deshalb in allen wissenschaftlich interessierten Kreisen begrüßt, als 1743 der Staatsminister von Borcke und der Generalfeldmarschall Samuel Graf von Schmettau, ein hochbegabter, aber unsteter Kriegsmann, der in den verschiedensten Heeren gebient hatte, zusammentraten und die „Société littéraire“ gründeten, der bald die bedeutendsten Mitglieder der alten Sozietät angehörten und die, gefährlicher als jene Gesellschaft der Mithophilen, stillschweigend als die von Friedrich geplante neue Akademie betrachtet wurde. Sie bevorzugte durchaus die französische Bildung, die Sprache der Verhandlungen wie der Statuten war französisch, und sie hat in ihren Sitzungen auch

ernste, wissenschaftliche Arbeit verrichtet. Der König war ihr freundlich gesinnt, obwohl er nichts zu ihrer Begründung getan; ja er räumte ihr im Schloß einige Zimmer ein.

Aber die beiden gelehrten Gesellschaften mußten sich sehr bald gegenseitig un-
bequem werden. Auf Betreiben von Schmettaus und Eulers wurde die Vereinigung derselben in Erwägung gezogen, aber erst nach langen und ziemlich ernstlichen Verhandlungen ist es 1744 zur völligen Verschmelzung gekommen. Diese vereinigten Gesellschaften erhielten den Namen einer Königlich-akademischen Akademie der Wissenschaften; an ihrer Spitze stand zunächst, ohne eigentlicher Präsident zu sein, von Schmettau.

Bald aber vollzog sich im Präsidium dieser vereinigten Gesellschaften eine bedeutende Änderung. Vom Feldlager des Zweiten Schlesiens aus verhandelte König Friedrich mit dem französischen Mathematiker Maupertuis und machte diesen 1745 formell zum Präsidenten seiner Akademie unter ganz außerordentlichen Machtbefugnissen. Auf Grund der veränderten Verhältnisse wurden die Statuten der Akademie gänzlich umgearbeitet; sie erschienen im Mai 1746. Die erflusste Stellung Maupertuis' war derart, daß nach dessen Abgang nur der König selbst die Präsidentschaft übernehmen konnte; die Akademie hatte eine streng monarchische Verfassung erhalten. Maupertuis, in stetiger und engster Fühlung mit dem Könige stehend, und ganz dessen Intentionen teilend, hat in der Tat der Akademie die höchsten Aufgaben gestellt und die großartigsten Ziele gewiesen, und sie so wirklich zu dem gemacht, was zum Teil schon Leibniz vorgeschwebt hatte: zu einem wissenschaftlichen Mittelpunkte der Monarchie, ja ganz Deutschlands. Harnack urteilt über die Bedeutung dieses Instituts für die damalige Zeit mit folgenden Ausführungen: „Unter dem Präsidenten Maupertuis hat die Berliner Akademie eine glänzende Periode gehabt. Aber sie war keine deutsche Akademie; es war eine halb französische, halb schweizerische in Deutschland. Die meisten Mitglieder waren Ausländer. Dennoch sind gerade die wissenschaftlichen Arbeiten von wirklicher Bedeutung größtenteils in deutscher oder lateinischer Sprache gelesen und erst nachträglich ins Französische übersetzt worden. Die zwangsweise vorherrschende Anwendung der französischen Sprache als der vermeintlichen gelehrten Universal-sprache erscheint um so bedauerlicher. Indes vom geschichtlichen Standpunkt sieht sich dieser Umstand anders an als vom patriotischen. Und die Deutschen von damals empfanden die Bevorzugung des fremden Elementes in der wissenschaftlichen Zentrale der evangelischen Vormacht noch nicht so kränkend. Wie in der Literatur erst Gottsched und Lessing das Selbstgefühl der Deutschen heben und damit zugleich ihre Kräfte stärken mußten, so waren sie auch in der Wissenschaft trotz Leibniz und anderen an die Vorherrschaft des französischen Geistes seit der Zeit Ludwigs XIV. zu sehr gewöhnt.“ Dazu kam das unbestreitbare geistige Übergewicht der französischen Kolonisten in Berlin, die eine Brücke bauten zwischen dem Einheimischen und dem Fremden, in dem sie beides zugleich waren. Auch die meisten Akademiker deutscher Nation entstammten dem hugenottischen Blute. Man war infolgedessen auch in Brandenburg stolz auf die Berliner Akademie, die — wie selbst die Franzosen einsahen — vor allem den Vorzug einer Freiheit der Wissenschaft hatte, soweit sie damals denkbar war. „Der große Friedrich war tätiger Mitarbeiter in der Klasse der schönen Künste, aber blieb im übrigen völlig erflusst,

verehrte kaum mit den Akademikern, außer mit ihrem Präsidenten; andererseits vermied er, nach Fertigstellung der äußeren Organisation, in die Arbeiten irgendwie einzugreifen, weder fördernd noch hindernd. Sein Name allein war allen ein Ansporn, er allein wog als Deutscher viele französische Gelehrte auf.“

Nun aber traf es sich gar noch, daß die beiden bedeutendsten Vertreter des Franzosentums in der Akademie und in nächster Umgebung des Königs sehr bald in furchtbaren Gegensatz zueinander gerieten. Voltaire, der große Literat und Freund des Königs, war zuerst für die Präsidentschaft an der Akademie ausersehen gewesen, hatte aber nicht sogleich abkommen können, und so nahm Maupertuis den Platz ein. Dies hat der ehrgeizige Voltaire seinem gelehrten Landsmanne nie verzeihen können. Voltaire kam als Gast des Königs 1750 nach Berlin, wo er drei Jahre lang blieb. Bald benutzte er eine wissenschaftliche Streitfrage zwischen dem Präsidenten und dem auswärtigen Mitglied der Akademie Samuel König, um seinen Landsmann anonym anzugreifen und ihn nichts Geringeres als ein Plagiat vorzuwerfen. Infolge verschiedener Schmähschriften Voltaires kam es schließlich auch zum Bruch zwischen dem bisherigen Günstling und dem Könige, und Maupertuis erkrankte durch die erlittenen Aufregungen und starb schon 1759 im Auslande.

Inzwischen war der große Dritte Schlesische Krieg ausgebrochen, der lange Zeit den König von der Sorge um seine Akademie abzog und diese selbst natürlich in ihren Arbeiten und Interessen hemmte. Unter den in dieser kriegerischen Zeit aufgenommenen Mitgliedern befand sich auch Lessing — „endlich einmal eine Wahl, bei der die Akademie sich ihrer Aufgabe, die deutsche Literatur zu pflegen, erinnert hat!“ Nur der König mißbilligte diese Wahl, weil Lessing vorher von Voltaire verleumdet worden war.

Selbst nach dem großen Kriege und seinen Siegen über die Franzosen verringerte sich Friedrichs Vorliebe für diese Nation nicht. Und democh konnten die Deutschen voll Stolz betonen, daß sie es fast allein seien, die der Akademie wirklich wissenschaftliches Ansehen gaben: Euler, Vater und Sohn, Pott, Marggraf, Gleditsch, Merian, Sulzer und Süßmilch leisteten allein die wissenschaftliche Arbeit, der die französischen Mitglieder nichts Gleichwertiges entgegenstellen konnten. Gleichwohl suchte der König den berühmten französischen Enzyklopädisten d'Alembert an die Spitze der Akademie zu stellen, konnte diesen aber nicht zur Annahme des Amtes bewegen. Und so blieb Friedrich selbst der eigentliche Akademiepräsident, indem er sich selbst zum stellvertretenden Präsidenten erklärte, der vor allem allein Neuwahlen von Mitgliedern durchführte, immer den Ratsschlügen des fernwohnenden d'Alembert folgend.

So kamen denn freilich die bedeutendsten Deutschen der Zeit, ein Gellert, ein Winckelmann, ein Herder, nicht in die Berliner Akademie; Lessing blieb dem Könige ein Dorn im Auge. In der ganzen, langen Zeit der Regierung Friedrichs des Großen ist nicht ein einziger Deutscher zum auswärtigen Mitglied der Berliner Akademie ernannt worden und nur fünf Spezialgelehrte zu ordentlichen.¹⁾

„Mit ihrem großen König alterte auch die Akademie.“ Die Zahl der ordentlichen Mitglieder betrug um das Jahr 1780 nur noch 18. „Dreißig Jahre hindurch

¹⁾ Harnack, a. a. O.

(1763—86) saß der wirkliche Präsident der Akademie in Paris, erst d'Alembert, dann Condorcet; die Sekretäre der französischen Akademie leiteten zugleich die preussische! Dieser Zustand war unhaltbar; er wurde jetzt endlich in Berlin, in Preußen, in ganz Deutschland als eine Schmach empfunden und mit Groll und Bitterkeit beurteilt.“

So ganz — im Gegensatz zu den Strömungen im eigenen Volke — repräsentierte der große König das höhere geistige Leben in Brandenburg allein.

Unter den deutschen Gelehrten der Akademie begegnen wir — wie früher — immer wieder tüchtigen Schulmännern, die in ihrem Amte die eigentliche Wissenschaft nicht vernachlässigten. Lange Jahre stand unter Friedrich dem Großen der Rektor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Heinius, an der Spitze der philosophischen Klasse der Akademie, dem auf kurze Zeit der bekanntere Sulzer folgte. Man fand dann im In- wie Ausland keinen Nachfolger für diesen nach dem Geschmacke Friedrichs; an Kant wurde nicht gedacht. Die Berliner Aufklärungsphilosophen: Mendelssohn, Nicolai, Teller, Engel, Spalding, Bießer u. a. wurden nicht beachtet, der berühmte und bedeutende J. Heinr. Lambert stand beim König übel angeschrieben. Und doch lag jetzt dem alternden König, der sich allmählich von der absoluten Aufklärung frei machte, selbst im Gegensatz zu seinem verehrten d'Alembert, mehr als früher an den philosophischen Fragen, besonders soweit sie als *Moral* praktisch wurden. Und diese philosophischen Fragen, zugleich Fragen der Regierungskunst, brachten den König in seinen späteren Jahren in innigere Verbindung mit den pädagogischen Tendenzen der Zeit. Ein drastisches Zeichen von dem, was den König in seinem Innern bewegte, war vor allem die bekannte akademische Preisaufgabe, die er im Jahre 1778 durch die Akademie ausschreiben ließ. Während früher meist mathematische und naturwissenschaftliche, sodann spekulativ-philosophische Themata gegeben worden waren, so verlangte der König in seiner herrischen Weise jetzt Themen von praktisch-nützlicher Tragweite und ersetzte selbst eine eben erst von der Akademie vorgelegte Preisaufgabe durch die berühmt gewordene Frage: Ob es nützlich sein könnte, das Volk zu täuschen. Der Sinn dieser Frage war der, ob das Volk die volle und ganze Wahrheit, wie sie die strenge Aufklärung verstand, also völlige Beseitigung aller offenbarten Religion, vertragen könne, oder ob die Täuschung des Volkes durch Beibehaltung des kirchlichen Wesens zu dessen Besten sein würde. Schon seit Jahren war diese Frage zwischen dem König und seinem Pariser Freunde behandelt worden; dieser stellte sich auf den Standpunkt der konsequenten Aufklärung, jener glaubte als Regent praktische Konzessionen machen zu müssen, und es war Friedrich eine Herzenssache, diese Angelegenheit vor den Areopag einer großen wissenschaftlichen Korporation zu bringen. Er hat keine bestimmte Antwort erhalten: die Akademie teilte in kluger Rücksicht den Preis unter verneinende und bejahende Antworten, da in der That die Frage nicht so einfach mit ja oder nein zu beantworten war.

Friedrich, selbst irre geworden an aller Philosophie und an dem unbedingten Segen religionsloser Aufklärung, stützte sich mehr und mehr allein auf den Pflichtbegriff, und immer mehr bemühte er sich, unbekümmert um seine eigenen Überzeugungen, sein Volk glücklich zu machen. Dieses Pflichtbewußtsein spricht sich wesentlich in seinen pädagogischen Bestrebungen aus. Und auch dabei sollte ihm seine Akademie behilflich sein. Er verlangte von ihr gute Übersetzungen der alten Schriftsteller, die er für sehr

wertvoll für den Unterricht erachtete; er legte ihr Studienordnungen zur Begutachtung vor, welche die Universitäten reformieren sollten.¹⁾

Und weiter suchte er den *höheren Schulen* eine andere Richtung zu geben. Er hatte in dem Minister von Sedlitz einen Mann gefunden, der auf seine Intentionen aus eigener Überzeugung einging: An ihn richtete Friedrich den berühmten Erlaß vom 5. September 1779:

Karl Abraham Freiherr von Sedlitz²⁾ ist eine der bedeutendsten Gestalten in der Bildungsgeschichte des Brandenburgisch-Preussischen Staates. Als Schlesier geboren, hatte er seine Schulbildung in einigen jener für den Adel bestimmten Anstalten erhalten, die in ihrer Art das Prinzip der Berufs- und Standesbildung vertraten: auf der Ritterakademie in Brandenburg a. d. H. und auf dem damals berühmten akademischen Gymnasium zu Braunschweig; darauf hatte er in Halle studiert. Zunächst von Fach Jurist, stieg er seit 1755 die Staffel der juristischen Würden empor, bis er 1770 Justizminister wurde; bald darauf wurde ihm auch die Leitung der Kirchen- und Unterrichtsangelegenheiten anvertraut, und die Akademie nahm ihn als Mitglied auf. Er dokumentierte sich als Aufklärer, aber war weit entfernt, seinem König zu gleichen. Er stand auf dem Boden des Christentums und dessen Ethik, und sein Patriotismus war nicht durch Franzosenliebe verblaßt, sondern er liebte deutsche Sprache und deutsches Wesen. Hinsichtlich der Schuldisziplin wünschte er Milde und Erwecken des Ehrgefühls; unter ihm führte Meierotto in den oberen Klassen der höheren Schule die Anrede „Sie“ an die Schüler ein.

Schon bald nach dem Siebenjährigen Kriege hatte der König die Ziele zu erkennen gegeben, die er für die Bildung des Adels verfolgte, indem er die „Académie des nobles“ 1765 in Berlin gründete, die schon etwas ganz anderes als die früheren Ritterakademien war. Für diese Schule erließ er eine Instruktion. Die Hauptunterrichtsgegenstände sollten Logik und Rhetorik bilden, als beste Mittel zur Entwicklung des Verstandes; als Teil der Philosophie soll die Moral den jungen Leuten die Nützlichkeit der Tugend zeigen, und die Geschichte der Philosophie die Meinungen der größten Denker ihnen bekannt machen: Locke wird als der weiseste von diesen besonders empfohlen. Dagegen erschienen dem Fürsten der Aufklärung im Gegensatz zu früheren Zeiten drei Religionsstunden in der Woche völlig ausreichend.

Aber die gesamten übrigen höheren Schulen seines Landes bildeten einen Gegenstand seiner Unzufriedenheit. Sedlitz huldigte als Aufklärer dem Philanthropismus Basedows, aber er war zugleich ein begeisterter Bewunderer des Altertums, ein Anhänger des Neuhumanismus Gesners und Heynes, die ein tieferes, sachliches Verständnis der alten Schriftsteller forderten. Jener erwähnte, epochemachende königliche Erlaß von 1779 schreibt nun vor: „Lateinisch und Griechisch müssen die jungen Leute absolut lernen, davon gehe ich nicht ab; es muß nur darauf raffiniert werden, auf die leichteste und beste Methode es den jungen Leuten am besten beizubringen; wenn sie auch Kaufleute werden oder sich zu was anderem widmen, so ist ihnen das doch allezeit nützlich.“

¹⁾ R. Koser, Friedrich der Große und die Preussischen Universitäten. (Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte. 17.)

²⁾ C. Rethwisch, Der Staatsminister Freiherr von Sedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen. Berlin 1881.

Ähnlich wiederholte dies der König fort und fort. Aber die bisherige Art des Sprachbetriebes billigte er durchaus nicht, und er hat sich darin, ohne die philologischen und pädagogischen Lehren der neueren Zeit eigentlich verfolgt zu haben, ebenfalls als Anhänger des Neuhumanismus und andererseits des Philanthropismus gezeigt. Die Schüler sollen nicht bloß Worte und Wendungen aus den Autoren erzerzieren, sie sollen lernen „den Grazien opfern“, sie sollen „Beredsamkeit der Geschichtschreibung im großen Geschmack“ kennen lernen. Darum sollen die Schriftsteller nicht zeilenweise buchstabiert, sondern im ganzen gelesen werden, und damit dies möglich werde, sollen die *autores classici* alle ins Deutsche übersetzt werden. Daneben sollen Rhetorik und Logik die Grundlagen des höheren Unterrichts sein. Auch im einzelnen bekümmerte sich der König um Organisation und Lehrpläne der Gymnasien, wie die Audienzen Meierottos beim Könige, worüber wir Berichte besitzen, beweisen.

Mit den Zielen und Gedanken Friedrichs des Großen war Minister von Zedlitz durchaus einverstanden, ging aber in der Verwertung des Neuhumanismus noch weiter, indem er vor allem den griechischen Unterricht stark begünstigte und auch seine Aufmerksamkeit auf den Unterricht in deutscher Sprache und Literatur richtete. Sein Verfahren, diese Grundsätze in die Praxis einzuführen, bestand nicht in der Aufstellung eines allgemeingültigen Lehrplanes, sondern er reformierte zunächst einige wenige Schulanstalten in seinem Sinne, die als Muster dann den übrigen voranleuchten sollten. Im Brandenburgischen war vor allem das alte Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin das Objekt seiner Reform. Hierher hatte er Joh. Heinr. Ludwig Meierotto als Rektor berufen. Dieser stammte aus einer pommerschen Pädagogenfamilie, hatte selbst das Joachimsthalsche Gymnasium besucht und wirkte seit 1771 daselbst als Professor der Beredsamkeit. In einem längeren Rektoratsinterim war aber das Gymnasium sehr heruntergekommen. Meierotto richtete nun das Fachklassensystem ein, führte Naturwissenschaftsunterricht und verschiedene philosophische Zweige als Unterrichtsgegenstände ein und darf als ursprünglicher Anreger der Abiturientenprüfung angesehen werden. Hierher wurde auch der aus Berlin stammende P. Villume (bis 1793) berufen, ein Mitarbeiter des philanthropistischen „Revisionswerkes“ und Förderer der Lehrmethoden. Neben dem damals maßgebenden Joachimsthalschen Gymnasium entwickelten sich auch die anderen Gymnasien Brandenburgs im Sinne der neuen Reformbewegung, zumal in Berlin: Unter Büsching das vereinigte Berlin-Cöllnische, unter Friedrich Gedike das Friedrich-Werdersche Gymnasium, unter Steinbart das Pädagogium in Jülichau u. a. Von diesen hervorragenden Schulmännern war Gedike ein Kind der Prignitz, war in Jülichau und in Seehausen zur Schule gegangen, hatte Theologie studiert und wurde später Rektor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, das unter ihm die gesuchteste Anstalt Berlins wurde. Als Mitglied des Oberschulkollegium verfaßte er mit Meierotto zusammen das Edikt über die Maturitätsprüfungen (1788). Er gründete auch das erste Seminar für gelehrte Schulen in Berlin. Seine Schulpolitik ging hauptsächlich dahin, viele von den lateinischen Schulen der kleineren Städte in Realschulen oder Bürgerschulen umzuwandeln.

Diese Schulmänner waren zugleich auch tüchtige Gelehrte, und es war des großen Königs tiefe Einsicht, daß er offenbar Wert auf dauernd lebendige Beziehungen zwischen der Hüterin der Wissenschaften und deren Pflanzstätten legte. Einige der hervor-

ragendsten Mitglieder der Akademie, wie die Philosophen Sulzer und Merian, zuletzt der wissenschaftliche Vertraute Friedrichs, waren Inspektoren Berlinischer höherer Schulen, und die bedeutendsten Männer des Schulwesens der Zeit wurden Mitglieder der Akademie, so Zedlitz, der Minister, die Direktoren Gedike und Meierotto.

Für die Universitäten und ihr Ansehen in der wissenschaftlichen Welt war die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts im allgemeinen keineswegs günstig. Sie waren noch keine Stätten der freien Forschung, selbst nachdem Halle und Göttingen darin die ersten Schritte getan hatten; sie waren hohe Schulen zur Übermittlung traditioneller Lehre; ihr Betrieb erschien vielfach unfruchtbar und, da die Berufsbildung von den Pädagogen auf die Fahne geschrieben war, zum Teil überflüssig. Auch der schon über die Zeit des Pietismus und der Aufklärung sich erhebende Minister v. Zedlitz betrachtete die Universitäten, deren Oberkurator er gleichfalls war, noch wesentlich als Berufsschulen. Dahin gingen seine Reformen, die er mit Halle begann. Er stellte als Richtziel für die akademischen Studien auf, „daß ein junger Mensch Gelegenheit zum Unterricht in allen hauptsächlich nützlichen Kenntnissen finde“, und daß „die Köpfe der Studierenden nicht mit nahrungslosen Subtilitäten verdüstert“ würden. Durch Reglements über die Vorlesungen sollte Einheitlichkeit und emsigerer Studienbetrieb erzielt werden.

Vor dem übermäßigen Zudrange zum Studium wurde immer von neuem gewarnt, denn Friedrich der Große hatte, wie sein Vater, große Besorgnis vor dem akademischen Proletariat, so daß er 1765 bekundete: „... Wir müssen mit höchstem Mißfallen vernehmen, daß viele Schulzen, Bauern, Kretschmer oder Gärtner und Häusler ihre Kinder den Studiis widmen und gleichwohl nicht des Vermögens sind, ihnen die nötigen Hilfsmittel zu fournieren.“ Demokratische Anschauungen waren dem Zeitalter noch fremd.

Eine bedeutsame Einsicht drang aber gerade in Brandenburg-Preußen damals durch, nämlich, daß die Kunst des Lehrers wie alle Künste vor der Ausübung erst gründlich gelernt und geübt werden müsse, und zwar auf allen Stufen. Der große Philologe Fr. A. Wolf, der Zedlitz seine Berufung auf den Lehrstuhl zu Halle verdankte, errichtete — das Prinzip der Berufsbildung verfolgend — das erste Universitätsseminar für künftige Philologen und Schulmänner und schuf somit — wie man gesagt hat — erst einen wirklichen Philologenstand. In Berlin wurde unter Hecker, dem wir uns sogleich näher zuwenden müssen, das erste Volksschullehrerseminar gegründet, und unter Gedikes Leitung sahen wir schon eine Lehrstätte für Gymnasiallehrer daselbst entstehen.

Auf dem Gebiete der niederen Schule fand der so rührige, reformfreudige Minister die Hauptarbeit schon getan. Diese hatte Friedrichs des Großen Regierungseifer gleich nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges durch die Hand eines anderen Mannes leisten lassen. Es führt die friderizianische Volksschulgesetzgebung zurück zu der Real-
schulbewegung, die oben erwähnt worden ist. Die erste Realanstalt des Pastors Semler in Halle lernte ein dort studierender Theologe, der vornehmlich Franckes Schüler war, kennen: Joh. Jul. Hecker. Dieser wurde im Jahre 1733 als Prediger und Schulinspektor an das Militär-Waisenhaus nach Potsdam berufen, wo er bestätigt fand, was der Volkserziehung mangelte. Später als Pastor an einer Berliner Kirche tätig, errichtete er allmählich sechs vierklassige Schulen für die Kinder des Volkes. Dann aber, 1747, für

die praktische Berufsausbildung begeistert, eröffnet er seine berühmt gewordene „mechanische Realklasse“.¹⁾ Das war eine vielseitige Fachschule, in der es Manufaktur-, Architektur-, Buchhalter-, Bergwerks-, ökonomische und andere Klassen gab. Diese Anstalt erregte bald auch die Aufmerksamkeit des Königs, der Hecker zum Oberkonsistorialrat ernannte und die Anstalt durch verschiedene Privilegien sowie mit jährlicher Geldsubvention bedachte. Darauf wurde 1751 mit jener Schule auch ein Lehrerseminar verbunden, das „Berlinische Küster- und Schulmeisterseminar für die Kgl. Amtskirchen in der Kurmark“. Der Gedanke von der Notwendigkeit besserer und praktischer Lehrerbildung wurde auch vom König geteilt, der diese Bestrebungen unterstützte, indem er mehrere Male anordnete, daß „alle zur Erledigung kommenden Küster- und Schullehrerstellen möglichst mit Subjekten aus diesem Seminar zu besetzen“ seien; Ein eigentümlicher Gegensatz zu desselben Königs Anordnung, Schulvakanz mit Kriegsinvaliden zu besetzen.

Im Jahre 1779 gab Friedrich auf Vorschlag des Geh. Finanzrates v. Breckenhoff den Erlaß, „bei Besetzung von Schulstellen solche Invaliden zu berücksichtigen, welche lesen, rechnen und schreiben können und sich zu Schulmeistern auf dem Lande und sonst gut schicken“. Wenn man, wie Schleiermacher, auf diese *B e d i n g u n g* den Nachdruck legt, so erscheint der Beschluß des Königs für damalige Zeit durchaus nicht ungeheuerlich, sondern als eine humanitäre Maßregel: „Solange es noch an zweckmäßig gebildeten Elementarlehrern fehlte, war das durch die Tapferkeit erworbene Ansehen kein schlechter Ersatz für andere Vorzüge.“ Und die Verhältnisse lagen immer noch so, daß der Lehrerberuf einen Mann nur teilweise ernähren konnte, so daß auch ein Mann wie Hecker als Zöglinge seines Seminars hauptsächlich Handwerker verlangte. Selbst die nächste große Volksschulreform hat daran nur wenig geändert.

Von seiner Thronbesteigung an hat Friedrich wiederholt seine Fürsorge für die Volks- und Landschulen in Reskripten aus den Jahren 1741, 1743 und 1754 bewiesen, wobei besonders zu beachten ist, wie der fast religionslose König darauf dringt, daß die Religion dem Volke müsse erhalten bleiben, indem er sich an die Forderungen des Pietismus anschließt. Eine Landschulordnung für Minden und Ravensburg (1754) bezeichnete einen großen Fortschritt in der Bewertung der Volksschule, indem hier zum ersten Male der Lehrerberuf als besonderer Beruf, ja als amtlicher Beruf im Dienste des Staates, anerkannt und für ihn eine spezifische Vorbildung verlangt wurde. Damit war die Lehrerschaft „vom Handwerk emanzipiert“.²⁾ Die Eingaben zweier Berliner Geistlichen, des Propstes Süßmilch und jenes Konsistorialrates Hecker, beide aus dem Jahre des Friedenschlusses 1763, beschleunigten nun die reformatorische Gesetzgebung, welche für alle weitere Entwicklung des preussischen Volksschulwesens die Grundlage bilden sollte. Am 12. August 1763 wurde das von Hecker ausgearbeitete, vom Minister Freiherrn v. Danckelmann gezeichnete „General-Land-Schul-Reglement“ vom König genehmigt. Es war die Fortsetzung der schon unter Friedrich Wilhelm I. begonnenen Schulgesetzgebung: Allgemeine Schulpflicht, staatliche Aufsicht über das Volksschulwesen unter Zuhilfenahme der Geistlichkeit. Aber es bezeichnete dieses Gesetz doch außerdem auch einen ganz wesentlichen Fortschritt. Der Pietismus nach frankeischem Muster bildete noch

¹⁾ Vgl. H. Lewin, Geschichte der Entwicklung der preussischen Volksschule. Leipzig 1910.

²⁾ H. Hepppe, Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Gotha 1858 ff.

den Grundton, aber der gesamte Unterrichtsbetrieb: Schulzeit, Stundenplan, Unterrichtsfächer, Lehrbücher, wurde einheitlich geregelt. Nur eines trennt dieses großzügige Gesetz noch von den modernen Anschauungen vom Wesen der Volksschule: der Staat wollte als solcher keine Lasten für das Schulwesen im ganzen übernehmen; diese fielen den Gemeinden und dem Protektoratsadel zu. Dieser Umstand verhinderte von vornherein eine gleichmäßige Durchführung der Bestrebungen dieses Gesetzes. Die Folge war, daß trotz dieses Gesetzes sich bei der kärglichen Besoldung zu wenig geeignete Lehrer fanden, daß man nicht auf gehörige Vorbildung der Lehrer dringen konnte, daß die Schulkostale meist ihre elende Beschaffenheit behielten wie vordem.

Auch der so verdienstvolle v. Zedlitz konnte hierin wenig Wandel schaffen. Zwar legte er einen höheren Maßstab an die Persönlichkeit des Lehrers, zwar betonte er auch für die Volksschule im Sinne des Philanthropismus Verbreitung von Wissen und praktischen Kenntnissen — allein der Mangel an staatlich verfügbaren Mitteln hinderte nach wie vor jede durchgreifende Besserung.¹⁾

Da war es für die Mark Brandenburg ein Segen, daß sich in ihr ein wahrhafter Edelmann fand, der aus reiner Liebe zum einfachen Volke bewundernswerte Leistungen auf dem Gebiete des Volksbildungswesens der stauenden Mitwelt zeigte, wie sie ähnlich fast gleichzeitig jener große Schweizer in Yfferten geschaffen hat: Pestalozzi. Und nicht mit Unrecht ward Freiherr Eberhard v. Rochow deshalb auch der Pestalozzi der Mark genannt. Geboren 1734 in Berlin, war er als Grundherr der Mark preussischer Generalmajor, hatte aber im Siebenjährigen Kriege eine schwere Verwundung erhalten, die ihn zwang, den Militärdienst zu verlassen. Nun widmete er sich wissenschaftlichen Studien und der Bewirtschaftung seiner Güter. Mit seinen Landleuten in engerer Fühlung stehend, erkannte er den tiefen Bildungsstand derselben und den Zusammenhang von Bildung und materiellem Wohlstand überhaupt. Er schrieb Volksbildungsschriften, wie den „Bauernfreund“ (seit 1773), eine Art Volksschullesebuch, das später „Der Kinderfreund“ genannt und mehrfach nachgeahmt wurde. Für die bessere Ausbildung der Lehrer auf dem Lande schrieb er ein besonderes Lehrbuch; denn in dem Mangel vorgebildeter Lehrer sah er den Krebschaden des ländlichen Schulwesens. Insofern wurde sein Vorbild von weitgehender Bedeutung. Er errichtete in seinem Schlosse Reckahn, sowie in seinen Dörfern Gettin und Krahne wohl ausgestattete Schulen unter treuer und emsiger Beihilfe seines Pfarrers Stephan Rudolph und seines wackeren Lehrers Julius Bruns, dem er seit 1772 die Leitung der Schule zu Reckahn übertrug, nachdem er ihn früher als Sekretär um sich gehabt hatte. Ein seltenes Vorbild seines Standes, wandte v. Rochow erhebliche Mittel auf und zeigte, wie auch auf dem Lande sich vieles bessern ließe. Sein Beispiel blieb nicht ohne Nachfolge. Zedlitz selbst, der lebhaft mit dem Herrn von Reckahn korrespondierte, errichtete Landschulen in Friedrichshagen bei Berlin, wie in der Hauptstadt „Elementarschulen“, und schrieb über die Notwendigkeit von Land- und Bürgerschulen. Der König aber, zwar nicht ohne Interesse für die Rochowschen Versuche, war dem adligen Pädagogen nicht gewogen, wie diesen auch seine Standesgenossen vielfach verspotteten; und selbst die Geistlichkeit schätzte sein Streben gering.

¹⁾ C. Clausniger, Die Volksschulpädagogik Friedrichs des Großen. Halle 1902.

Aber er hat doch der Welt auf märkischem Boden die Ausführung von Ideen für die Landschulen gezeigt, die Hecker auf anderem Gebiete praktisch erwies.

Imitten dieser mannigfachen pädagogischen Reformbestrebungen unter den Augen eines auf der höchsten Höhe der Bildung stehenden königlichen Erziehers wuchs der Neffe Friedrichs II., der nachmalige König Friedrich Wilhelm II., auf. Freilich auch bei diesem Prinzen erwiesen sich die Absichten des Erziehers als vielfach unwirksam. Die Instruktion des Oheims an den erwählten Hofmeister des Prinzen, Major von Borcke (1751), zeigt, wie die pädagogischen Meinungen des Königs in den Anschauungen der Zeit wurzelten. Friedrich legt großes Gewicht vor allem auf geschichtliche Kenntnisse, verlangt Unterricht in Logik und Geschichte der Philosophie und der Religionen, und im Sinne des herrschenden Philanthropismus bezeichnet er es als die Kunst des Pädagogen, dem Prinzen alle Lernstoffe angenehm zu machen, die Pedanterie fernzubehalten und ihm Geschmack an den Studien beizubringen.

Die ganze Richtung der Zeit und der pädagogischen Bestrebungen ging gegen den humanistischen Betrieb des Unterrichts, wie ihn die höheren Schulen bis herab zu den kleinsten Lateinschulen noch festhielten. Jetzt verlangte man für alle Stände praktische, unmittelbar nützliche Kenntnisse; die Realien fanden in hohen und niederen Schulen mehr und mehr Eingang; die Schule suchte Fühlung mit dem Leben. Neben Land- und Bürgerschulen entstanden deshalb jetzt sogenannte Industrieschulen, Gewerbeschulen, Arbeitsschulen, in denen ein vorbereitender Unterricht für Handwerker, Landwirte usw. gegeben wurde, teils selbständig in besonderer Anstalt, teils in Verbindung mit dem herkömmlichen Volksschulunterricht. Die sogenannte Erwerbschule in Berlin (gegründet 1793) war die bekannteste brandenburgische Frucht dieser Art. Diesen Bestrebungen begegnet man später wieder einestheils in der wachsenden Realschulbewegung, anderenteils in den Versuchen zur Einführung eines Handarbeitsunterrichts in den Elementarschulen und schließlich in der Entwicklung des Fortbildungsschulwesens.

So sehen wir in den letzten Jahren Friedrichs des Großen in allen Zweigen des Schulwesens die regste Tätigkeit erwachen. Die höheren Schulen machten nach den Grundsätzen des Göttinger Neuhumanismus eine Läuterung durch, die Anfänge der Realschule hatten sich bereits zu einer besonderen Schulgattung klar herausgebildet, die realistische Richtung hatte in den Städten Bürgerschulen geschaffen, und die Volksschule war durch das allgemein-preussische Schulgesetz von 1763 unmittelbar zu einer Staatsangelegenheit geprägt worden, wie es nie zuvor in gleichem Umfange geschehen war.

Noch kurz vor Friedrichs Tode wurde auch die Einheitslichkeit des Schulwesens durch eine oberste Schulbehörde, das „Oberschulkollegium“, das bald darauf in Tätigkeit trat (1787), gesichert, wodurch die Schule im allgemeinen unabhängig von den kirchlichen Organen wurde.

So war auf dem Gebiete des Bildungswesens Brandenburg-Preußen vorbildlich für ganz Deutschland geworden, und Österreich, Bayern, Württemberg verpflanzten freudig die dort aufgekeimten Ansätze auch in ihre Gebiete. —

Bildete so die Zeit des Todes von Friedrich dem Großen in vieler Beziehung einen Höhepunkt im geistigen Streben der Mark wie ganz Deutschlands, so stand die Entwicklung doch auch in den folgenden Jahren noch nicht still. Vor allem wirkte die

friderizianische Schulreform noch die nächste Zeit hindurch fort. Jedlitz blieb vorerst noch Kultusminister, und das Oberschulkollegium vertrat das preußisch-märkische Unterrichtswesen auf kurze Zeit im fortschrittlichen Sinne, indem es als Immediatbehörde, direkt unter dem Könige stehend, zum ersten Male vom Kirchlichen unabhängig dastand.

Durch diese ihre Sonderstellung wurde jedoch die neue Behörde sehr bald gerade eine Waffe in der Hand der nun einsetzenden Reaktion und der folgende Kultusminister, der antilibérale Wöllner, wußte sich Einfluß in diesem Kollegium zu verschaffen.

Der Abgang des Ministers von Jedlitz war unter dem neuen Könige von vornherein unvermeidlich. Aber kurz zuvor war noch eine bremende Frage im Schulwesen, vorläufig wenigstens, zu einem gewissen Abschlusse gekommen.

Seit langem war die mangelhafte und äußerst verschiedene Vorbildung der auf die Universitäten gelangenden Studenten hindernd empfunden worden. Eine strenge Scheidung von höheren Schulen und Universität bestand noch nicht, ja weniger als je, seitdem die sogenannten „akademischen“ Gymnasien danach trachteten, die Aufgaben der Universitäten zum Teil mit zu übernehmen und über die allgemein üblichen Schulwissenschaften in ihrem Betrieb hinauszugehen. Diesem Zustande sollte durch die gesetzliche Vorschrift eines *Abgangsexamens* ein Ende gemacht werden: Ohne Bestehen der Schlußprüfung oder des „*Abiturientenexamens*“ sollte kein Schüler mehr auf den Universitäten irgendwelche Stipendien erlangen dürfen. Es war also ein Studium immer noch auch ohne dieses Examen möglich, aber die Universität erhielt das Recht, ihrerseits den Aufzunehmenden zu prüfen. Auch diese beschränkte Studienregelung war ein großer Fortschritt. Nur Jedlitz und den ihm befreundeten Direktoren ist er zu danken, obgleich das Edikt erst am 22. Dezember 1788 verkündet wurde und Wöllners Unterschrift trug.

Es hat noch fast ein halbes Jahrhundert gewährt, ehe dieses Scheidungsexamen dauernd und allgemein zur Einführung gelangte, aber sein unbestreitbarer Segen begann ihm mehr und mehr Anerkennung zu erringen. Es war eine Neuerung von tiefgehendem Einfluß auf Schul- und Universitätswesen.

Nun aber kam jene Zeit, in der der schon niedergehende Pietismus, und zwar in seiner weniger sympathischen Form der selbstgerechten Frömmerei, den Kampf gegen die einseitige Herrschaft der Vernunft begann. Es konnte den Gegensatz der beiden sich ablösenden preußischen Herrscher nichts deutlicher kennzeichnen, als daß ein Wöllner, den Friedrich der Große den „*betrügerischen und intriganten Pfaffen*“ genannt hatte, zum Nachfolger eines Jedlitz ernannt worden war.

Unter Wöllner, diesem erbitterten Feinde der Aufklärung, wurde manches wieder abgetragen, was das vorhergehende halbe Jahrhundert aufgebaut hatte. Sein „*Religionsedikt*“ vom 9. Juli 1788 hat ihn in der Bildungsgeschichte berichtigt gemacht. Joh. Christoph von Wöllner, aus dem jetzt militärisch bekannten Döberitz bei Spandau stammend, war ursprünglich Theologe und Hofmeister in einer adligen Familie und lebte dann lange Zeit als Privatmann und volkswirtschaftlicher Schriftsteller. Schon den Kronprinzen Friedrich Wilhelm hatte er in pietistischen Zirkeln zu umgarnen verstanden und wußte sich von vornherein einen maßgebenden Einfluß auf ihn zu sichern. So wurde er sofort nach dessen Thronbesteigung geädelt, zum Geheimen Oberfinanzrat und 1788 zum Geheimen Staatsminister ernannt. Mit dem sogenannten „*Religionsedikt*“ führte er

einen furchtbaren allgemeinen Schlag gegen die herrschende Aufklärung, zu deren Gegner er den Monarchen längst sich entwickeln sah, und brachte mit einem Federstrich ganz Brandenburg-Preußen um etwa 150 Jahre zurück: der moderne Toleranzstaat des Großen Kurfürsten wurde in einen Tummelplatz heuchlerischer Frömmerei verwandelt; die Anduldsamkeit griff im Staate eines Friedrichs des Großen um sich. Am fühlbarsten war dies natürlich auf dem Gebiete des Kirchen- und Schulwesens. Ebenso wie die Geistlichen wurden die Lehrer, welche von den symbolischen Büchern ihres Bekenntnisses abwichen, mit harten Strafen bedroht, und durch das 1791 folgende „Zensuredikt“ wurde eine häßliche Gesinnungsspionage amtlich eingeführt, die keinen geraden Charakter mehr duldet. Es wurde als eine große Erleichterung angesehen, als Friedrich Wilhelm III. gleich nach seinem Regierungsantritt 1798 diesen Mann entließ, der sich ins Privatleben zurückziehen mußte.

Nicht so jäh und durchgreifend hatte der Systemwechsel nach dem Tode des großen Friedrich auf die märkische Wissenschaft und ihre Zentrale, die Berliner Akademie, eingewirkt. Hier war es in den ersten Jahren Friedrich Wilhelms II. der aufgeklärte Minister Hertzberg, der, von brennendem Ehrgeiz beseelt, nicht nur die äußere Politik Preußens, sondern auch die innere mit regem Eifer in die Hand nahm. Wir haben gesehen, wie die friderizianische Akademie allmählich ganz in ein französisches Institut sich verwandelt hatte; mit edlen patriotisch-gesimten Männern fühlte auch Hertzberg die Notwendigkeit einer Reform in deutsch-nationalem Sinne. Auch Friedrich Wilhelm hatte eine völlig französische Erziehung genossen, aber schon der bewußte Gegensatz zu seinem großen Oheim brachte ihn den Deutschen näher. Sofort wurde auf Hertzbergs Betreiben eine ganze Anzahl deutscher Mitglieder in die Akademie aufgenommen und damit eine Umwandlung des Instituts herbeigeführt. Jetzt erst zog die Berliner Aufklärung in die Akademie ein, d. h. zu einer Zeit, da sie ihre Glanztage schon hinter sich hatte, und Ramler, der Dichter, Engel, der Ästhetiker, Teller, Propst zu Berlin, ein Haupt der theologischen Aufklärung, wurden neben den tüchtigen Fachgelehrten Bode, Meierotto, Moehsen u. a., bald auch Moritz, Gedike, Zoellner Mitglieder. Nur der berühmte Nicolai fand noch keine Aufnahme. Aber viele von dem deutschen Zuwachs waren wenig bedeutende Gelehrte. Und dann — wie seltsam! — neben diesen Männern der Aufklärung war auch jener Wöllner aufgenommen, der bald darauf so ungeheuer gegen die Aufklärung wütete. Aber der Akademie hat er wenig anhaben können: wissenschaftlichen Einfluß besaß er nicht, sein „Religionsedikt“ traf die gelehrte Körperschaft nicht, so allgemein es auch in ihr verurteilt wurde. Wöllners geheime Wühlereien beim König gegen die ihm verächtliche, rein wissenschaftliche Arbeit der Akademie hat der Minister Hertzberg abzuwehren verstanden: „ein Verdienst, das nicht gering anzuschlagen ist.“¹⁾

Hertzberg war jedoch bei seinem Tode 1795 bereits völlig in Ungnade gefallen: Wöllner beherrschte allein das Feld, und schon 1796 mußte Alexander von Humboldt von der Akademie sagen, sie sei ein Siechenhaus. Erst mit dem Tode Friedrich Wilhelms II. fielen die Wöllnerschen Fesseln.

Auch Friedrich Wilhelm III. besaß keine wirkliche Hochschätzung der reinen Wissen-

¹⁾ Vgl. H. Harnack a. a. O. I, 504.

schaft, die für ihn von den praktisch-nützlichen Zielen begrenzt blieb. Zudem wurden zunächst alle reformatorischen Gedanken hinsichtlich Wissenschaft und Schule durch die üblen Finanzverhältnisse gelähmt, in denen sein Vater den Staat hinterlassen hatte. Der neue König hatte keine rein französische Erziehung genossen, und bei seinem einfachen, ehrlichen Charakter besaß er eine ungeheuchelte Frömmigkeit, die jedoch frei war von aller Unduldsamkeit. Somit war eine seiner ersten Regierungshandlungen die Entlassung des völlig intoleranten Wöllner und die Aufhebung des verhassten „Religionsediktes“.

Ein Mann von rein praktischen Neigungen, von Massow, wurde zum Minister ernannt. Dieser war schon Kurator Berliner höherer Schulen und erhielt nun das evangelische Oberschuldepartement. Beeinflusst von diesem, wünschte der König, daß sich die Akademie wesentlich dem „gemeinen Leben“ und seiner Verbesserung widmen möge, sie solle für die Hebung der nationalen Industrie, für die Aufklärung des Volkes, für Förderung des Erziehungswesens tätig sein: alles wertvolle Aufgaben, aber keine wissenschaftlichen. Da aber begreiflicherweise diese „Reformgedanken“ innerhalb der Akademie keine Begeisterung erwecken konnten, und der König bei allen Änderungen sich vor jeder Überstürzung scheute, so blieb so ziemlich alles beim alten. „Daher konnte die Akademie in den Jahren 1799—1806 ein selten unterbrochenes Stilleben führen, während in der politischen Welt sowohl als in der Welt des Geistes Stürme brausten, das alte Reich zerfiel und eine neue Zeit heraufzog.“

Das Französische blieb auch jetzt noch die Sprache der Akademie, obwohl jetzt fast nur Deutsche deren Nachwuchs stellten. Es begegnet uns der berühmte königliche Leibarzt und vielseitig gebildete Hufeland, Nicolai, das frühere Haupt der rückständig gewordenen Berliner Aufklärung, dessen Gefährte Biester, der Bibliothekar der Großen Bibliothek, die jetzt der Akademie unterstellt worden war. Schon aber kamen auch die Sterne der neuen Zeit, vor allem: Alexander von Humboldt, der freilich sich meist auf Reisen befand. Der Kabinettsrat von Beyme und Hardenberg lenkten die Aufmerksamkeit noch auf den Hannoveraner Chaer, den Begründer der rationellen Landwirtschaft in Deutschland, und auf Johannes von Müller, der brandenburgischer Historiograph wurde, sowie auf Schiller, der 1804 Berlin besuchte, ohne sich jedoch dort halten zu lassen.

Vor allem aber ist hier der Kämpfe zu gedenken, die Fichtes Gesuch um Aufnahme in die Berliner Akademie in den wissenschaftlichen Kreisen Berlins verursacht hat. J. Gotth. Fichte, aus der Oberlausitz gebürtig, hatte die Universität Jena verlassen müssen und sich 1799 nach Berlin begeben, um eine Stelle in der Akademie zu erlangen. Er hatte sich damit mitten hinein in die deutsche Zentrale derjenigen Weltanschauung gesetzt, die er als philosophischer Neuerer und Reformator aufs heftigste bekämpfte, der Aufklärung. In wahrhaft prophetischem Geiste ahnte und fühlte Fichte schon damals die aus der bequemen Selbstgenügsamkeit, dem gänzlichen Mangel an idealen Gesichtspunkten der bereits entarteten Aufklärungsperiode entkeimende Erschlaffung des moralischen Willens; ihr reines Nützlichkeitsbestreben erschien ihm Gift für den Charakter. Diesem, besonders in Berlin noch herrschenden Geiste der Zeit hatte er „mit großartigem Schwung den Krieg angekündigt und ihm den erhabensten Idealismus gegenübergestellt“.

Fichte benutzte, seit 1805 in Berlin, die neu aufgekommene Sitte der öffentlichen Vorträge, um seine Lehren „Über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ vor

immer weiteren Kreisen zu predigen. In den Gelehrtenkämpfen für und gegen Fichte in der Hauptstadt bekundete sich „der Eintritt eines neuen Bildungszeitalters, und selten hat sich der Einfluß einer Philosophie auf das wirkliche Leben in stärkerem und zugleich erhebenderem Maße gezeigt, als in der Einwirkung des fichteschen Idealismus auf den Gesamthabitus des Preussischen Staates“, vor allem aber seiner Hauptstadt. Die „Aufklärung“ siegte noch gegen Fichte, hatte aber democh schon abgewirtschaftet.¹⁾ Schon das folgende Jahr brachte mit dem Zusammenbruch des Preussischen Staates den Sieg der neuen Denkweise, für die Fichte als Sprachrohr diente, wenn sie auch auf den Schultern der rationalistischen Aufklärung ruhte. Und die ereignisreiche Zeit von Preussens Zerrümmern bis zur Erhebung und Rehabilitierung des Staates ist für das Bildungswesen der Provinz wie des Gesamtstaates von ganz besonderem entwicklungsgeschichtlichen Einfluß geworden.

Die Mark Brandenburg mit ihrer geistig führenden Hauptstadt hat auch in diesen Zeiten im Mittelpunkte des Lebens gestanden. Wie von Altpreußen, von Königsberg her, die Wiedergeburt des Staates anhob, so hatte schon vorher in stillerem Wirken in Berlin die geistige Wiedergeburt des Volkes ihren Anfang genommen. Und es bleibt ein ewiger Ruhm der preussischen Nation, daß sie inmitten der Knechtschaft, der tiefsten Demütigung und Ohnmacht den Glauben an ihre Kraft nicht verloren hat, und ebenso der preussischen Regierungsmänner von damals, daß sie mit hoffnungsvoller Energie an der Wiederaufrichtung des Volkes gearbeitet haben. Der König Friedrich Wilhelm III. selbst hat diesem Streben den unsterblichen Ausdruck durch jenes Wort gegeben, das ihm allerdings streitig gemacht wird: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzt, was er an physischen verloren hat.“ Im Zusammenwirken von Volk, Regierung und König ist dann Großes geleistet worden.

Die deutsche Wissenschaft im ganzen hatte sich jetzt bereits eine derartige Stellung in der Welt erobert, daß niemand mehr daran denken konnte, sie in einer Berliner Körperschaft als Aschenbrödel zu behandeln. Zunächst gab Alexander von Humboldt den naturwissenschaftlichen Forschungen ein Übergewicht; der Physiker Erman, ein Hugenottenabkömmling zu Berlin, und der größte Geologe der Zeit, von Buch, ein Uckermärker, wurden 1806 den Akademikern beigegeben, aber auch der Altertumsforscher Buttman aus Frankfurt a. M. Unter den auswärtigen Mitgliedern ragen hervor Männer wie Goethe, Zoëga, Cuvier.

Auch die preussischen Universitäten machten in den Kriegszeiten schwere Erfahrungen durch. Das ruhige und unbedeutende Frankfurt a. d. Oder blieb im allgemeinen unbehelligt, aber Halle wurde vom Feinde besetzt und seine Universität aufgehoben. Von dortigen Professoren rührte der natürliche Wunsch her, dafür jetzt in Berlin selbst eine gleiche Anstalt zu errichten; vor allem war es Friedrich August Wolf, dem die ersten Anregungen in diesem Sinne zu danken sind.

Der Geheime Kabinettsrat Beyme in Berlin nahm diesen ihm sehr sympathischen Gedanken mit Energie auf, und ihm zur Seite standen bald die bedeutendsten Männer des damaligen Berlin: die beiden Humboldt, Hufeland, Fichte und andere. Karl Friedrich Beyme war ein Kind der Neumark. Geboren in Königsberg (1763), hatte er märkische

¹⁾ S. M. Kenz, Gesch. d. Kgl. Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin. 4 Bde. Halle 1910.

Schulen besucht, bis er nach Halle an das Waisenhaus kam und dort seine juristischen Studien absolvierte. Nach schneller Karriere war er, obwohl ein Bürgerlicher, an die Spitze des Zivilkabinetts Friedrich Wilhelms III. gestellt worden, kurze Zeit, bevor das ganze System der sogenannten Kabinettsregierung durch Stein vernichtet wurde. Unter der Ungunst der Verhältnisse, an der Scheide zweier Zeitalter stehend, und in angstvoller Weise das konservative Element in einer Zeit sich überstürzender Reformen vertretend, hat Beyme und sein geschichtlicher Ruf arg gelitten. Und in der That zeigt sein Verhalten jenes schwächliche, auf das Kleine gerichtete Streben, jene „Anekdotentugend“ und leichte Moralphilosophie, die ihn dem geistesverwandten König so sympathisch machte, die aber mit an Preußens Fall schuld trug. Daher wurde er von Stein und Hardenberg gehaßt und mußte 1810 sein Amt abtreten. Beyme hat aber das Verdienst, auf die bedeutendsten Männer zum Nutzen der Universitätsgründung hingewiesen zu haben, die in Mengen dem Rufe folge leisteten. Dennoch entwickelte sich dieser Gründungsplan nicht ohne Kämpfe innerhalb der beteiligten Kreise, vor allem war kein Einverständnis über die anfänglich angestrebte Verbindung der neuen Universität mit der Akademie zu erzielen.

Die Verhandlungen mit Gelehrten für die Berliner Universität offenbarten allorts die männliche Zuversicht, am Staate dürfe man niemals verzweifeln und die Wissenschaft könne zur Erneuerung des Vaterlandes Wesentliches beitragen.

Dabei hat man freilich der damals noch herrschenden Kabinettsregierung schon nicht mehr den rechten, freien Sinn für eine lebendige Umgestaltung zugetraut, und als Beyme, der bisherige Vertreter des Universitätsgedankens, vom Schauplatze abtreten mußte, wandte sich alle Welt begeistert dem Sterne der Zukunft, dem Freiherrn vom Stein und der neuen verantwortlichen Geschäftsregierung zu. Die Fragen der Wissenschaft kamen aber für Stein und seine berühmten Räte Nicolovius und Suerern erst in zweiter Linie in Betracht; Volksaufklärung und Volkserziehung standen damals im Vordergrund des Interesses.

Aber die Gelehrtenwelt selbst fühlte in sich den Drang, an ihrem Teile an der Neugestaltung des Volksgesistes mitzuwirken. Schon 1808, also noch ehe eine Berliner Universität bestand, hielten in der Hauptstadt des gedemüthigten Preußen Schleiermacher, Wolf, Schmalz, Fichte Vorlesungen, dort erschollen die „Reden an die deutsche Nation“ des begeisterten Philosophen und die machtvollen Predigten des großen Theologen. Und zu gleicher Zeit kam der Mann an die Spitze der Unterrichtsverwaltung und als Gelehrter an die Akademie, der für die nächste Zeit die Reformkräfte aller Teile des Bildungswesens in sich zusammenfaßte: Wilhelm von Humboldt, wenn dieser auch seine Stellung nur kurze Zeit bekleidete.

So sind von ausschlaggebendem Gewicht für die Wissenschaft und ihre Institute, Akademie und Universität, sowie für das gesamte Bildungswesen im Preussischen Staate zwei echte Märker geworden: die Gebrüder Humboldt.

In ganz einziger Weise repräsentierte dieses Brüderpaar das gesamte wissenschaftliche und ideale Leben ihrer Heimat und damit ganz Deutschlands. Es war echt bodenständige, märkische Kraft in ihnen beiden, die sie doch auf getrennten Gebieten erwiesen. Im Mittelpunkte von Brandenburg waren die Brüder als Söhne eines preussischen

Kammerherrn geboren, der ältere, Wilhelm, zu Potsdam (1767), der jüngere, Alexander, zu Berlin (1769), und unter der Leitung einer geistvollen Mutter genossen beide die vorzüglichste Erziehung auf dem still und schön gelegenen Schloß Tegel bei Berlin.¹⁾ Beide begannen sodann juristische Studien auf der märkischen Hochschule zu Frankfurt a. d. O.; bald darauf aber trennten sich ihre Wege, wie ihre Studien ganz verschiedene Wege einschlugen. Früher als der Bruder machte sich Alexander, der sich in Göttingen dem Naturstudium zuwandte, einen Namen in der wissenschaftlichen Welt, und er hat bis zum heutigen Tage den Ruhm behalten, einer der vielseitigsten Naturforscher aller Zeiten gewesen zu sein. Geologie und Geognosie, Botanik und Zoologie, Physiologie, Völkerkunde und Statistik, Geographie und Astronomie, alle haben durch die Beobachtungen Humboldts und seiner Freunde außerordentliche Förderung erfahren. Trotz der gewaltigen Fortschritte der Naturwissenschaften in den hundert Jahren nach Humboldts Hervortreten (1790) sind seine Werke in vielen Stücken noch nicht überholt, und die Berichte über seine großen und kühnen Reisen in den verschiedensten unerforschten Gegenden vermittelten ganz neue Kenntnisse über große Teile der Erde. In Riesenwerken wurden die Resultate dieser Reisen niedergelegt, unter ihnen vor allem das berühmte „Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent“ (1811—1832). Dem weiteren Publikum wurde er vor allem bekannt durch seinen, auch durch die Schönheit der Sprache ausgezeichneten „Kosmos“, eine allgemeine Weltbeschreibung für alle Gebildeten. Sein Wohnsitz wurde erst seit 1826 dauernd Berlin; aber längst vorher hatte er gewichtigen Einfluß in der dortigen Akademie und im wissenschaftlichen Leben überhaupt. Im hohen Alter ist er erst 1859 zu Berlin gestorben.

Ganz andere Gebiete hatte sich der Bruder, Wilhelm, gewählt, hat aber auf diesen in ähnlicher Weise Hervorragendes geleistet. Seine Neigung ging mehr auf die Geisteswissenschaften. Nach mannigfachen größeren Reisen wurde er — ohne ein Amt zu bekleiden — seit 1794 Mitglied eines ästhetisch einflussreichen Kreises in Jena, und seine Einwirkung auf Schiller, von dem der Briefwechsel beider Männer noch Zeugnis gibt, hat ihm in der deutschen schönen Literatur keine geringe Stelle verliehen. Schon früher mehrfach auch diplomatisch verwendet, nahm Wilhelm von Humboldt 1801 eine Stelle als preussischer Gesandter in Rom an, wo er Gelegenheit hatte, seine Liebe für das klassische Altertum in Kunststädten an der Quelle zu vertiefen. Im Jahre 1808 wurde er in das preussische Ministerium nach Berlin gerufen. An der Spitze der Unterrichtsverwaltung in den Jahren der tiefsten Erniedrigung des Vaterlandes stehend, hat Wilhelm von Humboldt seinen Namen aufs engste mit der geistigen Wiedergeburt Preußens verknüpft, obgleich er kaum mehr als zwei Jahre in jener Stellung verblieb. Er hat dann wieder mehrere hohe diplomatische Ämter bekleidet, war an den Kongressen zu Prag, Paris, Wien und Aachen (1815—1818) hervorragend beteiligt, wobei er überall eine freiere, volksfreundlichere, liberalere Politik dem beginnenden Ansturm der Reaktion entgegenzusetzen suchte. Als er 1819 abermals in das preussische Staatsministerium unter Hardenberg kam, veranlaßte die Gegnerschaft gegen den Kanzler Humboldt nach kurzer Zeit wiederum zum Rücktritt. Von da an hat er auf Schloß Tegel ein ruhiges, beschau-

¹⁾ An der Erziehung der Brüder waren wesentlich der berühmte Philanthropist Campe und der spätere preussische Staatsmann Joh. Christ. Knuth beteiligt.

liches Leben geführt, das er durch sprachwissenschaftliche, ästhetische und politische Untersuchungen ausfüllte, so daß ihm seine zahlreichen Werke unter den ersten Größen der geistigen Welt einen Platz gesichert haben. 1835 ist er gestorben.

Für die Organisierung der Wissenschaft und der Volksbildung im heimatlichen Staate ist unstreitig der ältere der beiden Brüder von größerer und nachhaltigerer Wirkung geworden. Zur rechten Zeit, in dem „bedeutungsvollen Jahre 1808“ kam Wilhelm von Humboldt aus Italien nach Berlin in die Regierung. Die kurze Zeit seiner Amtsführung gab der Akademie eine zeitgemäße Form, vollendete die Gründung der Berliner Universität und gab dem Schulwesen eine für weite Zukunft maßgebende Gestaltung. Er hat in großartiger Weise das gesamte Bildungswesen als ein Ganzes erfaßt. Für die wissenschaftlichen Anstalten hat er durch eine wertvolle Denkschrift noch bei seinem Austritt aus dem Amte Unvergängliches geleistet. Der Geschichtschreiber der Akademie sagt darüber: „Diese Denkschrift enthält das Tiefste, was über dieses Thema gesagt werden kann. Sie ist epochemachend, weil sie aus der Sache selbst und aus den besondern deutschen (d. h. hier brandenburgisch-preussischen) Verhältnissen folgert, daß die eigentlichen Stätten der fortschreitenden Wissenschaft die *U n i v e r s i t ä t e n* sein müssen.“ Deshalb müsse auch die Akademie mit einer Universität in Verbindung gesetzt werden, so daß z. B. sämtliche Akademiker das Vorlesungsrecht für die Universität erhalten sollten. Dadurch erhielt also zugleich die neue Universität ein hohes, ideales Ziel. Alle Veranstaltungen zur Pflege höherer Bildung wollte aber Humboldt unter die Aufsicht des Staates gestellt wissen.

Nach Humboldts Idee — doch unter Mitarbeit anderer — ist, vor allem unter *N i e b u h r s* Leitung, die Akademie reformiert worden. Dieser, obwohl Däne von Geburt, doch von durchaus deutscher Bildung, war als Nachfolger von Johannes von Müller brandenburgischer Hofhistoriograph geworden. Im preussischen Staatsdienst seit 1806 war er hoher Finanzbeamter, danach widmete er sich wesentlich der Geschichtsforschung, obwohl er später noch wichtige diplomatische Aufgaben erhielt. Seine römische Geschichte (seit 1811 erschienen) begründete die strenge historische Kritik, ein bedeutungsvolles Patengeschenk an der Wiege der Berliner Hochschule. Die wissenschaftlichen Hilfsinstitute, wie Königliche Bibliothek, Botanischer Garten, astronomisches Observatorium, chemisches Laboratorium wurden jetzt von der Akademie — obwohl ihr zugänglich — getrennt und dem Lehrinstitut näher gerückt.

Ein Jahr vor der großen Wiedergeburt des Preussischen Staates war inmitten der brandenburgischen Hauptstadt somit die größte wissenschaftliche Korporation in neue Bahnen gelenkt. Sie war auch vaterländischer geworden. Die französische Sprache war seit 1807 beseitigt, die Deutschen behielten dauernd die Majorität unter den Mitgliedern, und man begann in ihr jetzt größere, gemeinsame und nationale Aufgaben ins Auge zu fassen, und der erniedrigte Staat fand sogar Mittel, das Institut finanziell etwas besser zu stellen. Die Akademie in Brandenburg-Preußen hatte jetzt „ihre wissenschaftliche und nationale Höhe erreicht.“¹⁾ Ihre Grundlagen blieben die alten.

Die Gründung des wissenschaftlichen Lehrinstituts in einer im ganzen bis zur Gegenwart beibehaltenen Gestalt charakterisiert hingegen einen *W a n d e l* in den *U n*

¹⁾ Harnack a. a. O.

schauungen über die höheren Bildungsfragen gegenüber den letzten Jahren des verfloffenen Jahrhunderts.

Die Universitäten waren im Dienste des Staates vor allem Beamenschulen geworden, wenn jetzt auch mit der bloßen Übermittlung des Überlieferten durch hervorragende Gelehrte wissenschaftliches Streben verbunden wurde. Der allgemein vorhandene Wunsch nach *Berufsbildung*, welcher das Ende des 18. Jahrhunderts befeelte, suchte sich schließlich mit seinen Wirkungen auch auf die Universitäten zu erstrecken.

Besonders energisch hing dem allgemeinen Ideale der Berufsbildung der Minister *Ernst v. Massow* aus Neuguth an, der nach dem Abgange Wöllners (1797) an der Spitze des Geistlichen Departements getreten war. Dieser Ministerialabteilung unterstand auch die Unterrichtsverwaltung, wenn auch das Ober-Schulcollegium eine Art Selbständigkeit besaß. Massow war, wie schon Jedlitz, bestrebt, „an die Stelle der verwahrlosten Landschulen und der trümmerhaften Reste der althumanistischen Schuleinrichtungen nach Beruf und Stand gegliederte, auf das Praktische, unmittelbar Nützliche gerichtete Organisationen zu setzen,“¹⁾ wie er es selbst später in seiner Schrift „Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Schul- und Erziehungswesens“ dargelegt hat. Folgerichtig verlangte er nun auch, als Zwischenstufe zwischen der Land- und Volksschule und den höheren Schulen eine besondere Schulgattung für die Kreise des Handwerks und der Gewerbe: die sogenannte „*Industrieschule*“, und auf den dürren Stamm der alten Lateinschulen in kleineren Städten pflanzte er lateinlose „*Realschulen*“ auf.

In demselben Sinne konnte Massow den bestehenden Universitäten keinen Geschmack abgewinnen. Er fand an ihnen keine genügende Gliederung nach Berufsverhältnissen und hielt sie für einen „monströsen Zusammenwuchs mehrerer Schulen“. Wenn er seine Ideen ungestört hätte durchführen können, so hätte vielleicht ganz Deutschland heutzutage keine Universitäten in unserem Sinne, sondern nur eine Anzahl höherer Fachschulen, Akademien, ähnlich wie etwa Frankreich.

Auch an der Wiege der Berliner Universität haben die entgegengesetzten Bildungsideen der Zeit miteinander in Streit gelegen; von Massow und Beyme vertraten die Parteien.

Zunächst wurde das schon oben erwähnte *Collegium medicochirurgicum* in Berlin Gegenstand der Pläne von Massows, da es dem Begriffe einer Fachhochschule schon ziemlich nahekam. Es war schon damals ein anerkannt ausgezeichnetes Institut, das mit allen Hilfsmitteln ausgestattet war; denn mit ihm waren das große Krankenhaus der Charité, der Botanische Garten, die Tierarzneischule, das Königliche Naturalienkabinett und das Anatomische Museum, welches letztere aus Privatbesitz vom Staate angekauft war, verbunden. Und so wurden dort auch neben der eigentlichen Medizin der ganze Kreis der naturwissenschaftlichen Zweige gepflegt. Die bedeutendsten Ärzte der Zeit wurden für die weitere Ausgestaltung des großen Instituts zu Räte gezogen: *Keil* in Halle und *Hufeland* in Berlin. Der letztere wurde mehr und mehr eine der markantesten Persönlichkeiten der preussischen Hauptstadt, der, obwohl Thüringer von Geburt, in allen Schicksalen Preußens treu blieb. In Jena hatte

¹⁾ Vgl. *U. Henbaum*, Die Reformbestrebungen unter *Jul. v. Massow*. (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, 1904.)

er seine erste Professur, von wo er 1798, im Alter von 36 Jahren, als Direktor des Berliner Kollegiums gerufen wurde, um dort den medizinischen Hauptlehrstuhl nach Gründung der Universität zu erhalten. Als weitberühmter Arzt und zum echten Berliner geworden, als anerkannter Gelehrter und vielgelesener populär-medizinischer Schriftsteller, ist er erst 1836 daselbst gestorben.

Nicht aber die Ideen von Massows oder Beymes haben schließlich die Gründung einer großen, höchsten Bildungsanstalt in der Hauptstadt des Preussischen Staates zuwege gebracht, sondern die gewaltigen Ersütterungen desselben durch die kriegerischen Ereignisse: Der Verlust der preussischen Universitäten bis auf Königsberg und Frankfurt ließ die Gründung einer dritten Universität im nationalen Mittelpunkte als „eine erste Notwendigkeit“ erscheinen, wie Beyme sagte, der im September 1807 den Auftrag erhielt, eine „allgemeine Lehranstalt“ in Berlin zu errichten. Denn Königsberg hatte trotz Kants Universalbedeutung immer nur provinZIAles Gewicht gehabt, und Frankfurt war in der Nähe Berlins schon seit längerer Zeit zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Die Frequenz der alten Diadrina betrug aber im Jahre 1805 immer noch 307 Studierende, worunter 76 Kurmärker und 56 Neumärker sich befanden.

Die bedeutendsten deutschen Männer wurden um ihre Ideen über die Zukunft der neu geplanten Hochschule angegangen, und man lernte die allseitig kritische Stimmung über die bisherigen Zustände der preussischen Universitäten und ihre mittelalterlichen Zöpfe kennen. Am radikalsten, aber auch am phantastischsten war Fichtes Plan einer großen Zentraluniversität. Wertvoll war aber darin die von kraftvollen Worten getragene Zuversicht auf eine bessere Zukunft des Staates. Als das Bedeutendste, was über die Angelegenheit gesagt worden ist, bezeichnet Lenz, der Geschichtschreiber der Berliner Universität, eine Schrift von Schleiermacher, der erst später zur Mitwirkung beim Aufbau des Neuen herangezogen wurde, mit dem bescheidenen Titel „Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinne, nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende.“

Dieser wahrhaft große Mann, obwohl kein Kind der Mark selbst, darf in einer Skizze von deren geistiger Entwicklung unmöglich fehlen. Nicht nur auf seinen engeren Arbeitsgebieten, Theologie und Philologie von Einfluß, bezeichnet Schleiermacher einen Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Bildung, der vor allem an Berlin geknüpft ist. In Breslau geboren (1768) und in den strengen Anschauungen der Brüdergemeinde erzogen, befreite er sich während seines Studiums in Halle von dem theologisch gefesselten Geiste ebensosehr wie von der absterbenden Aufklärung. Im Jahre 1793 kam er nach Berlin an das Seminar für gelehrte Schulen unter Gedike und war seit 1796 daselbst im geistlichen Amte, wo er in den Zirkeln der Henriette Herz bald eine Rolle spielte, die ihn aber bei seiner Behörde mißliebig machte. Seit 1804 Professor in Halle, wurde er durch die Suspendierung der Universität brotlos und flüchtete wieder nach Berlin. Dorthin verpflanzte er seine in inneren Kämpfen gewonnene Auffassung von wahrer Religiosität und Sittlichkeit, die zunächst gegenüber Aufklärung und Pietismus siegreich blieb, siegreich auch auf den Schlachtfeldern der Freiheitskriege. Seine Predigten, seine „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, wie seine berühmten „Monologe“ (1800), alles „Meisterwerke apologetischen Inhalts“, deuten das

religiöse Gefühl als ein „Erfassen des Unendlichen in jedem Momente unseres Daseins“; der „Kern aller Religion ist die ehrfurchtsvolle Betrachtung auch des Gewöhnlichen und Alltäglichen als Ausfluß ewiger Gesetze“. Und so stellte er auch in seiner weiteren Tätigkeit als Geistlicher immer das Gemeinschaftsgefühl der Volksgenossen, die soziale und nationale Gesinnung an die Spitze seiner moralischen Forderungen. Auf solchem Grunde konnten erst die Humboldt-Süvern'schen Reformen des Bildungswesens für den Volksscharakter Früchte tragen. War doch Schleiermacher selbst das Vorbild eines Patrioten. Fest, wie Fichte, schloß er sich hoffnungsvoll an den zertrümmerten Preußenstaat an und beteiligte sich begeistert an dem Aufbau der ersten, wirklich modernen nationalen Hochschule.

Die tiefdurchdachten Pläne ausgezeichneter Männer für diese große Gründung fanden zunächst nicht freie Bahn; denn schon die Frage der Ortswahl führte zu Schwierigkeiten. Der großmächtige Kanzler von Stein war kein Freund Berlins, das ihm mit seinen unbestreitbar lockeren Sitten für eine Studienstadt ungeeignet erschien, so daß man in Frankfurt a. d. O. sich Hoffnung machen konnte, die alte Diadrina solle dort wieder aufleben. Inzwischen machte das vom König Jérôme neu eröffnete Halle erhebliche Konkurrenz, und viele von den für Berlin in Aussicht genommenen Gelehrten wurden abtrünnig. Um so glänzender war das Verhalten anderer, wie Fichte, Schleiermacher, Schmalz, dem Staatswissenschaftler, u. a. die sofort, ohne Aussicht auf Gehalt, ihre Vorlesungen schon im Winter 1807/08 begannen, kurz vor dem Amtsantritt Wilhelms von Humboldt, dem man „schließlich die vollendete Gründung der Berliner Universität verdankt“.

Auch Humboldt hatte anfangs schwere Bedenken gegen Berlin als Mäusensitz, aber allmählich überzeugte er sich von dem Werte der Hauptstadt für die neue Bildungsanstalt, wenn es gelten sollte, wie er in seiner oben erwähnten Denkschrift sagte, „dem Staate tiefere Quellen des Lebens zu erschließen“. Einen weitreichenden Einfluß auf die Bildung der ganzen Nation könne nur eine Universität in der Hauptstadt gewinnen. Er hat dann den König in Königsberg für die Sache gewonnen und für die materielle Sicherung der Gründung Sorge getragen.

Alle praktischen Ziele Humboldts wurden aber getragen von einer originalen, höchst idealen Auffassung aller Bildungsbestrebungen.¹⁾ Er stand im vollkommensten Gegensatz zu den letzten Vorgängern unter den höchsten Kultusbeamten der preußischen Regierung und der bisherigen Zeitrichtung. Ihm galt der Staat für die höheren Interessen nichts, die „Güter der Nationalbildung“ sollen nur durch die freiwirkende Gesamtheit der Nation geschaffen werden; der Staat soll möglichst wenig sich einmischen. „Das war ein vollkommenes Abwenden von den Begriffen, die ein absolutes Königtum aufgerichtet hatte.“ Die Elemente aller nationalen Bildung lagen für Humboldt im freien Entfalten aller Kräfte nach bewußten, sittlichen Pflichten. Und diese Elemente müssen als grundlegende auf allen Stufen der Erziehung die gleichen sein. Schon auf der Elementarschule muß also nicht der Beruf, sondern die allgemeine Bildung das Ziel sein und jedem Spezialunterricht vorangehen. Auf Übung des Gedächtnisses, Schärfung des Verstandes, Klärung des Urteils, Verfeinerung des sittlichen Gefühls — darauf kommt es zunächst an.

¹⁾ Vgl. E. Spranger, Wilh. v. Humboldt. Berlin 1910.

Solche Bildung gilt für alle Berufe. Man sieht: das unmittelbare Gegenbild zu den erzieherischen Idealen der vorhergehenden Zeiten.

Diese Anschauungen erstreckten sich ebenso auf die höchsten Bildungsorgane. Nichts wollte Humboldt wissen von einer Ausbildung der Studierenden bloß zu Beamten des Staates oder sonstigen höheren Berufen. Das einzige Ziel der höchsten Bildungsanstalten ist ihm die „Erweiterung der Wissenschaft“. Er sagte: „Vor der Wissenschaft sind Lehrende und Lernende gleich, alle sind Lehrlinge, denn niemand besitzt sie in ihrer vollen Klarheit. Alle sind Suchende, Mühsrebende, Mühkämpfer . . . Nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter, und dem Staat ist ebensowenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun.“¹⁾ Das sind Grundsätze, welche im großen und ganzen die deutschen Hochschulen zu dem gemacht haben, was sie für das Vaterland geworden sind, wie sie sich im 19. und 20. Jahrhundert dauernd bewährt haben. Diese Grundsätze sind stillschweigend maßgebend geblieben, trotz mancher Gegenströmungen geblieben bis zur unmittelbaren Gegenwart, und sie haben der Wissenschaft ebenso gedient wie der nationalen Gesamtentwicklung des deutschen Volkes. Während Göttingen und Halle vorher auf diesem Entwicklungswege schon Anläufe gemacht hatten, vollendete schließlich erst Berlin das Ideal einer modernen Universität im besten Sinne. Die hohe Bildungsanstalt im Herzen der Mark hat seitdem fort und fort an der Spitze der wissenschaftlichen wie nationalen Entwicklung in Deutschland gestanden, und auch die letzten großen Ereignisse, während welcher diese Zeilen geschrieben sind, haben erst wieder gezeigt, daß sie sich in ihren idealen Aufgaben niemals überflügeln läßt.

Auf dem Wege der praktischen Erfahrung gelangte allerdings Humboldt sehr bald von seinen oben gezeichneten Idealen der staatlichen Zurückhaltung ziemlich weit ab, und schon unter ihm übernahm in vollem Sinne der Staat die neu errichtete Anstalt in sehr energischer Weise. Und wenig nahm Humboldt selbst Rücksicht auf die ideale Freiheit der Universität, die er früher als so erstrebenswert gepriesen hatte; aber „die unangreifbare Höhe der Persönlichkeit des Organisators“ entschuldigt jedes despotische Eingreifen. Die Freiheit in der gesamten Organisation des Lehrkörpers, der Verwaltung, der akademischen Bürger war dennoch von ihm selbst fest gegründet. Als Vorsitzender des Kultusdepartements konnte Humboldt die für die neue Hochschule unerträgliche Konkurrenz des älteren „Collegium medico-chirurgicum“ beseitigen. Es hatte in der Idee des Berufs- und Fachschulsystems gelegen, daß auch das Militär für seine Ärzte besondere Bildungsanstalten beansprucht hatte. Jetzt wurde dem ein Ende gemacht, und die Ausbildung der Ärzte wurde der Universität anvertraut, so daß diese unter Übernahme der Zöglinge der alten Anstalt und ihrer Hilfslehrinstitute mit einer verhältnismäßig stattlichen medizinischen Fakultät ins Leben treten konnte.

Während noch die schwierigen Verhandlungen mit den zu berufenden Lehrern geführt wurden, drang Humboldt auf die tatsächliche Eröffnung der Universität; er erreichte vom König die Ausstellung einer Stiftungsurkunde vom 16. August 1809 und bildete eine spezielle Universitätskommission, in die er Sävern, Uhden und Schleiermacher berief, und in die Nicolovius noch eintrat, als Humboldt infolge von Mißhelligkeiten

¹⁾ M. Fenz a. a. O.

innerhalb der Regierung vom Amte zurücktrat, sobald Hardenberg Staatskanzler geworden. Durch diese Kommission ist in kurzer Zeit nach Berlin eine Schar Dozenten versammelt worden, „die einen machtvollen Eindruck von der Gesamtheit deutscher Wissenschaft im damaligen Zeitpunkte gewährte“.

Zugleich aber begann mit dem Eintritt Friedrich von Schuckmanns in die Unterrichtsverwaltung ein abermaliger Umschwung der Zeiten für alles was Wissenschaft und Bildung hieß. Im Gegensatz zu Humboldt war er nicht Märker, hatte aber seine Bildung auf der Brandenburger Ritterakademie empfangen und war mit Leben und Amt ganz in dem Preussischen Staat aufgegangen. Er stand auf dem entgegengesetzten Standpunkt wie Humboldt: er hatte einen Widerwillen gegen alle „Tendenzen, welche ihm auf Schwächung der staatlichen Autorität hinauszu laufen schienen“. Zur Zusammenfügung des Volkes in die Staatseinheit schien ihm nichts geeigneter als die Religion, der „alte ehrliche Köhlerglaube“. Und so kam er dazu, allen freieren Regungen zu mißtrauen. Mit Recht nannte ihn Stein einen „Erzphilister“, und Humboldt bekreuzte sich vor ihm. Rasch genug entpuppte sich seine Denkweise. Nach seinem Amtsantritt schob er die Universitätskommission beiseite und nahm der Hochschule mehr und mehr die ihr gewährleisteten Freiheiten.

Mit dem Namen Schuckmann ist der Beginn der schweren Reaktionsperiode nach dem herrlichen Aufschwung der Freiheitskriege aufs engste verknüpft, und seine Bemühungen zur Erstarkung der staatlichen Polizeimacht wurde gestützt durch die Gemütsverfassung des Königs nach dessen Rückkehr von Königsberg nach Berlin. Von Anfang an hat dem Könige das Treiben der Studentenschaft in der Hauptstadt mißfallen, und die Hochschule begegnete lange Zeit „einer Verständnislosigkeit und Gleichgültigkeit in den höheren und höchsten Regionen des Staates.“¹⁾

Dennoch wurden dem Berliner Studentenleben jener Zeit, im Gegensatz zu den Äußerungen über das unmoralische Leben des damaligen Berlin in anderen Kreisen, durchaus nur gute Sittenzeugnisse ausgestellt, wenn auch einige, die Öffentlichkeit erregende Hauerereien zwischen den Medizinern der Universität und den Jünglingen des älteren medizinisch-chirurgischen Kollegs anfangs stattgefunden haben, die den streng urteilenden Fichte, der gerade das Rektorat innehatte, schließlich in Konflikt mit der Studentenschaft, dem Professorenkollegium und der Regierung gebracht haben. Das studentische Verbindungsleben kam erst in den nächsten Jahrzehnten auf.

Nicht mit großen Hörerzahlen konnten in den ersten Semestern die Berliner Professoren, die bedeutendsten Gelehrten aus ganz Deutschland, aufwarten: Die neue Alma mater schien bei den trüben Zeiten wohl noch nicht ausreichend gesichert. Das erste Semester zeigte nur 256 Immatrikulierte, zu denen die medizinische Fakultät, in welche ja das Collegium medico-chirurgicum vollzählig mit eintrat, allein 117 Studierende stellte; das zweite Semester brachte es aber schon auf 450 Immatrikulierte.

Den modernen Geist, der die neue Schöpfung erfüllte und sie eigentlich gebar, erkannte man gleich anfänglich an der neuen Regelung des Promotionswesens, das seiner mittelalterlichen, zünftigen Art entkleidet wurde, und an dem Kampf gegen den in Frankfurt nie ganz ausgerotteten „Pennalismus“.

¹⁾ Vgl. M. Fenz a. a. O. I, S. 540.

Von den Begründern des wissenschaftlichen Rufes der neuen märkischen Hochschule aus deren ersten Jahren müssen wir noch einige hervorragende Namen anführen. „Hier, auf märkischem Sande, im Dienste des Preussischen Staates, ist von Karl Friedrich Eichhorn (aus Jena gebürtig und zuletzt an der Frankfurter Universität tätig gewesen), das Buch erdacht worden, „das die Reichs- und Rechtsgeschichte des alten Deutschland zu deuten sucht: recht zum Zeichen, daß deutsche Politik und deutsches Recht hier von neuem Fundament und Eckstein finden sollten.“ Zwei Jahre vor des Buches Erscheinen war das alte Reich zusammengebrochen, und der Verfasser hat wenige Jahre später begeistert mit das Schwert für das Vaterland ergriffen. Für die philosophische Fakultät ist von Bedeutung der große Kenner des Griechentums, August Böckh gewesen, der, aus Karlsruhe stammend, der märkischen Hauptstadt unter den größten wissenschaftlichen Erfolgen bis zu seinem Tode (1867) treu geblieben ist.

Von den politischen Zuständen im Preussischen Staate ist die Universität wenig berührt, wie überhaupt die gesamte Bevölkerung in Berlin und in der Mark. Eine öffentliche Meinung ist ja erst mit ein Ergebnis der späteren patriotischen Erhebung. Noch dicht vor dem Ausbruch des Befreiungskampfes hat sich dort wenig von patriotischer Begeisterung bemerkbar gemacht. Nur einzelne, tiefer fühlende und größer denkende Männer vermochten sich zu dem Gedanken der Errettung des Vaterlands aufzuraffen. Unter ihnen ist jetzt vor allen Schleiermacher zu nennen, der von der Kanzel herab zum heiligen Kriege aufrief, und seit dem Breslauer Ausruf des Königs hat sich Brandenburg, und vor allem Berlin, hervorragend an dem allgemeinen Opfermute beteiligt. Schüler, Studenten, Lehrer und Professoren stellten einen verhältnismäßig hohen Prozentsatz freiwilliger Kämpfer und hohe Beiträge bei den patriotischen Geldsammlungen. Welche Namen — so sagt Lenz — unter den Landsturmmännern: Savigny, Schleiermacher, Solger, Niebuhr, Reil, Marheinecke, Fichte, die Eichhorns, Wolf, Böckh, wenn sie auch meist nicht an den wirklichen Kämpfen Anteil genommen haben! Und mit verwunderten Blicken, ja zum Teil nicht ohne Spott, betrachtete die Mittwelt diese Umwandlung der Anschauungen auf den Höhen der Bildung, die unsere Gegenwart dagegen mit Genugthuung als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Bekanntlich galt damals ja bei Hofe der Landsturm als eine für den Staat höchst gefährliche Einrichtung und wurde zunächst bald wieder abgeschafft.

Dem Aufschwung des großen Jahres 1813 verdankt Deutschland auch die erste deutsche, im großen Stile gedachte politische Zeitung, den „Preussischen Korrespondenten“, den Niebuhr und Schleiermacher gemeinsam gründeten, der freilich, allzu eifrig vom Sensor bewacht, beargwohnt und bekämpft, schon im folgenden Jahre wieder eingezogen ist.

Mit großer Begeisterung konnte im Februar 1814 die Berliner Studentenschaft den Jahrestag ihrer Erhebung feiern. Aber schon wenige Tage darauf mußte die Alma mater von neuem ihre Söhne zum Kampfe fürs Vaterland entlassen. Dieses Mal zeigten sich die meisten Professoren engherzig wegen der Unterbrechung der Studien besorgt, aber die studierende Jugend drängte sich wiederum zu den Fahnen, und von den akademischen Kämpfern wurden 41 als gefallen verzeichnet. Schon nach zwei Monaten war der Feldzug zu Ende. Man hatte endlich einen gesicherten Frieden.

Jetzt war die Brandenburgische Hochschule nicht mehr der geistige Anker eines schwer beschädigten Staatswerkes, sondern sie war der geistige Mittelpunkt eines neu erstarkten Preußens, der nur noch gegen die Feinde der Geistesfreiheit im Inlande lange Zeit sich zu verteidigen hatte.

Die Hauptstadt Brandenburgs wurde aber auch im übrigen der Sitz aller Bildungsinstitute von zentraler Bedeutung.¹⁾ So hatte Friedrich Wilhelm II. hier, vor allem im militärischen Interesse, im Jahre 1790 eine Tierarzneischule einrichten lassen; ungefähr um dieselbe Zeit wurde zur Ausbildung von Offizieren die sogenannte Ingenieur-Akademie und die Artillerie-Akademie gegründet, bis Scharnhorst 1810 die von ihm selbst „begründete“ Akademie für junge Offiziere mit den beiden älteren Anstalten zu der „Allgemeinen Militär-Akademie“, der jetzigen Kriegsakademie, vereinigte, neben der noch seit 1816 eine „Artillerie- und Ingenieurschule“ bestand (seit 1903 die Militärtechnische Akademie genannt). Im Jahre 1799 wurde die Berliner Bauakademie gegründet, die eine besondere „architektonische Lehranstalt“ neben der Akademie der Künste war. Seit 1770 bestand in Berlin auch eine Forstlehranstalt, seit 1778 ein Kursus für Bergbauwissenschaft. Die weitere Ausgestaltung des Schulwesens, obwohl ebenfalls an die Bewegungen und Persönlichkeiten der eben behandelten Epoche anknüpfend, zeigt doch erst ein deutliches Fortschreiten in der nachfolgenden.

In jeder Hinsicht repräsentierte sich, wie wir sehen, schon damals die Hauptstadt Brandenburgs nicht nur als der politische Mittelpunkt, sondern auch als das Bildungszentrum des gesamten Staates. Berlin verliet somit der Urprovinz Preußens, der einstigen alten Mark, nunmehr das unbestreitbare geistige Übergewicht.

Fünfte Periode.

Von der Gründung der Berliner Universität bis zur Gegenwart.

Mehr als in den früheren Perioden verschmilzt das Leben und Wesen des ganzen Preussischen Staates nach seiner Wiederaufrichtung in und nach den Freiheitskriegen zu einem einheitlichen Ganzen, und mehr und mehr verschwindet das ursprünglich Provinzielle in das allgemein Preussische. Blässer und matter wird die Eigenart der Mark Brandenburg im Staatsgebilde. Der geographische oder richtiger der historische Begriff des märkischen Gebietes ist kein politischer mehr und konnte auch kein bildungsgeschichtlicher mehr sein. Die Entwicklung des Bildungswesens und der Wissenschaft, soweit beides eine Verbindung mit dem Territorium behält, knüpft sich jetzt lediglich an einzelne Ortschaften und an einzelne Persönlichkeiten. Die Provinz als solche lebt kein besonderes Geistesleben: dasjenige des Gesamtstaates umspannt im allgemeinen auch das der Provinz.

¹⁾ Hierzu kann als bequeme Quelle genannt werden: P. Goldschmidt, Berlin in Geschichte und Gegenwart, Berlin 1910.

Da aber das preußisch-deutsche Bildungs- und Wissenschaftsleben zu schildern, nicht die vorliegende Aufgabe ist, so dürfen wir uns im folgenden, obwohl wir eine Zeit durchschreiten, die an Fülle bildungsgeschichtlicher Begebenheiten vielleicht alle Vergangenheit übertrifft, verhältnismäßig kürzer fassen. —

Die gleiche idealistische Anschauung von der einer richtig geleiteten Geistesbildung innewohnenden Kraft, welche zur Gründung der Berliner Universität geführt hatte, nötigte zur selben Zeit auch zu Reformversuchen im Schulwesen. Sie trat in der Reform zutage, die man als die Humboldt-Süvernsche bezeichnet.

Zwei Haupttendenzen waren in ihr maßgebend: der sogenannte Neuhumanismus, dessen Wesen als vertiefte, nationalgewandte Nachahmung des Altertums und besonders der alten Griechen schon oben angedeutet wurde, und die Abkehr von der alleinigen Herrschaft des Verstandes, wie sie die Aufklärungsperiode proklamiert hatte. Dazu kam aber noch ein Drittes: das Bemühen der Regierungsgewalten, die Kräfte des Volkes, die sich in den Kämpfen um die Freiheit so herrlich offenbart hatten, aus Furcht vor Auswüchsen in staatliche Obhut zu nehmen. So hatte die überall als Fessel empfundene Reaktion, die nach großartigem Aufschwung sich herabgesenkt hatte, das Gute, daß das Bildungs- und Schulwesen immer deutlicher als Staatsgebiet erkannt wurde. Jetzt erst wurde im Preußischen Staate das gesamte Schulwesen in größerem Stile staatlich geregelt. Das hatte natürlich zur Folge, daß alle Besonderheiten einzelner Gebiete und Anstalten mehr und mehr verschwanden.

Neben Wilhelm von Humboldt, der eigentlich nur den Anstoß zu der Neugestaltung im Schulwesen gegeben, ist unter den führenden Männern in erster Linie Joh. Wilhelm Süvern zu nennen.¹⁾ Nicht als Märker geboren (er stammte aus Lemgo im Lippischen), hat er die märkische Eigenart in dem 1787 gegründeten philologisch-pädagogischen Seminar zu Berlin unter Gedike in sich aufgenommen. Der preußische Neuhumanismus, wie er dort vertreten war, „unterschied sich von dem Jenas, Göttingens, Halles, Leipzigs durch die Legierung mit dem Geiste der Aufklärung, mit der Methode der Philantropine und mit der Richtung der Bürokratie auf zielbewußte Regierung der Gymnasien“. Der Vertreter dieser Richtung war seinerzeit Gedike gewesen; jetzt erwachte sie zu neuer, ausgedehnterer Betätigung in Süvern, der 1809 als Staatsrat in die Unterrichtsabteilung des Ministeriums des Innern eintrat.

Süvern hat die große Schulreform in die Wege geleitet, und er konnte dies, weil er unter einem Minister arbeitete, der mit vollem Verständnis seinen reformatorischen Gedanken gegenüberstand: dem Freiherrn Karl von Altenstein. In ihm begegnen wir wieder einmal einem Sprößling der brandenburgischen Enklave im Frankenlande. Er war in Ansbach geboren und hatte bei der dortigen Domänenkammer sich seine ersten Sporen in der Verwaltungskarriere erworben. Seit 1817 stand er an der Spitze des neugegründeten Kultusministeriums.

Durch Humboldt waren über die Aufgaben der höheren und höchsten Bildungsanstalten gänzlich neue, und von da ab für alle weitere Zukunft maßgebende Grundsätze zur Geltung gelangt. Waren diese neuen Ideale zuerst sichtbar geworden bei der Aus-

¹⁾ Vgl. W. Dilthey in der Allg. Deutschen Biographie, Bd. 37, S. 206 ff.

gestaltung der neuen Universität zu Berlin, so wurden sie fast zu gleicher Zeit auch auf die höheren Schulen übertragen. Das moderne höhere Schulwesen wuchs ebenfalls unter Humboldts Lebensanregungen innerhalb der allgemeinen Reformzeit des Staates heran: und so legte doch eigentlich gerade das märkische Land die Keime zu den Entwicklungen des Bildungswesens des gesamten preussischen Landes.

Es war nicht ein einzelner reformatorischer Gedanke, der Humboldt und seine Mitarbeiter und Nachfolger ergriff, es war der fortschreitende Gesamtzeitgeist, der in seinen einzelnen Offenbarungen gerade hier im preussischen Zentrum voll sich entfaltet hatte. Es war ein ganzer Komplex von bewegenden Ideen, die im Bildungswesen ihre bedeutungsvollsten Ziele fanden und nun hier die geeigneten Männer aufriefen; es hatten alle Besserungsarbeiten an den verschiedenen Stufen von Bildungsveranstaltungen nur eine einzige gemeinsame Grundlage, wenn die Reformen auch nicht gleichzeitig zur Ausführung gelangten. Durch die französische Revolution war die Sehnsucht nach und der Glaube an eine Erneuerung des menschlichen Geschlechtes neu geweckt, und die politische Niederlage Preussens hatte dieser Sehnsucht den mächtigen Anstoß der Notwendigkeit gegeben.

Nach erfolgter Gründung der Universität in Berlin und nach dem Wiedergewinn der staatlichen Freiheit wendete man der Neugestaltung des Schulwesens die Aufmerksamkeit zu. Hier zeigte es sich aber deutlicher noch als bei der Universität, wie freiheitliche, fortschreitende Tendenzen mit reaktionären sich mischten und einander bekämpften. Die Furcht der Regierenden vor demagogischen Auswüchsen der soeben bewiesenen Volkskraft lähmte zum Teil die edelsten Grundsätze. Aber die reformatorischen Richtungen der Zeit erkennt man doch an den Plänen zur Begründung des modernen Schulwesens. Die Anfänge bezüglich der höheren Schulen wurden schon im Gründungsjahre der Universität gemacht, wobei aber von vornherein an das gesamte Schulensystem gedacht war. Es wurde die Neugestaltung¹⁾ mit einer seltenen, durchgreifenden Energie angefaßt, und dem Bestehenden wurde so wenig Rücksicht entgegengebracht, so daß man hat sagen können: „Die neue Gelehrtenschule, die geschaffen wurde, das humanistische Gymnasium, hatte mit der alten gerade so viel gemein, wie die Chemie mit der Alchemie, die Astronomie mit der Astrologie oder Zeppelin mit Dädalos.“ Man teilte alle Schulanstalten in drei Kategorien: allgemeine Elementarschulen, allgemeine Stadtschulen und Gelehrtenschulen oder Gymnasien. Es handelte sich zunächst um die Festlegung der künftigen Gymnasialform, die sich von den anderen Schulgattungen dadurch unterscheiden sollte, daß hier alle Gegenstände systematischer und wissenschaftlicher behandelt werden und die alten Sprachen das Übergewicht behalten sollten. Die Form der Realschule wurde noch nicht einer besonderen Betrachtung gewürdigt. Ja, man scheute sich vielleicht vor einer Überschätzung derselben; denn wie die Universität ein allgemeines wissenschaftliches Lehr- und Lerninstitut werden sollte, so wurde auch hier betont: „Alles muß entfernt werden, was wie Vorbereitung auf einen bestimmten Stand aussieht und den Schulen den Charakter von Spezialschulen verleiht.“

¹⁾ Vgl. P. Schwarz, Die Gründung der Universität Berlin und der Anfang der Reform der höheren Schulen im Jahre 1810. (Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgesch. 20. Jg.)

Die Ausarbeitung der neuen Schulorganisation wurde den 1808 neugeschaffenen „Wissenschaftlichen Deputationen“ anvertraut, welche an die Stelle des Oberschulkollegiums getreten waren und von denen je eine in Berlin, in Königsberg und in Breslau ihren Sitz hatte. In der Berliner Deputation saßen außer Schleiermacher, der den Vorsitz inne hatte, der verdiente Professor der Physik, vorher Lehrer am französischen Gymnasium, Erman; der Erfinder des Alkoholometers, der Hamburger Tralles; der Professor am Grauen Kloster und Akademiker Georg Ludwig Spalding, ein Sohn des Berliner Propstes an der Nikolaitirche, der Historiker Karl Ludwig von Woltmann und der schon erwähnte große Philolog Fr. A. Wolf. Besonders wertvoll aber und zugleich charakteristisch war in dieser Reformbehörde die Mitarbeit eines echten Berliners: Aug. Ferd. Bernhards. Nach seiner Schulzeit am Joachimsthalschen Gymnasium unter Meierotto, hatte er unter Wolf Philologie studiert, kam dann als Lehrer an das Werdersche Gymnasium und war seit 1808 Direktor daselbst. Als Freund von Tieck und anderen Romantikern spielt er in deren Geschichte eine literarische Rolle und machte sich als Sprachforscher durch gelehrte Werke (Anfangsgründe der Sprachwissenschaft u. a.) bekannt. Außer in seinen hervorragenden Erfolgen als Schulleiter offenbarte er sich als tiefdenkender Pädagog und gewissermaßen als Nachfolger Wilhelms von Humboldt durch seine Schrift: „Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen“ (1818). Er war es auch, der im Auftrage der Deputation einen Lehrplan für die Gymnasien ausarbeitete, der aber, wie alle ähnlichen Vorschläge, fürs erste nur Vorarbeit blieb.

Nichts aber konnte deutlicher als die Zusammensetzung und die Arbeit dieser Deputation die Erkenntnis verkörpern, daß Wissenschaft und Bildungswesen zusammengehören und sich gegenseitig fördern müssen. Und es ist bedauerlich, daß im Preussischen Staate bis zur Gegenwart trotz solcher Erkenntnis, die öfter auch in der Zukunft zur Heranziehung der Gelehrten zu Schulbesserungsplänen geführt hat, der Pädagogik selbst noch kein offizieller Platz im Kreise der Wissenschaften bewilligt worden ist, und es hier keinen Universitätslehrstuhl für dieselbe gibt.

Wichtiger noch ist die mit der Schulreform in Verbindung stehende Neuordnung der höheren Lehrerbildung. Im Jahre 1810 wurde durch Verordnung das *examen pro facultate docendi* vorgeschrieben, und dieses Jahr nennt deshalb Paulsen¹⁾ das „Geburtsjahr des preussischen höheren Lehrerstandes“. Ebenso wurde nunmehr das Abiturientenexamen so vervollständigt und ergänzt, daß es erst von jetzt ab seinen Zweck im vollen Maße erfüllen konnte. Die Prüfungen wurden den höheren Vollanstalten allein zugewiesen, aber erst im Jahre 1834 wurde auch die letzte Möglichkeit eines Studiums ohne vorheriges Abiturium und jede Ausnahmeprüfung an der Universität selbst beseitigt.

Auf Grund jener Vorarbeiten der Jahre 1810—11 hat dann unter Heranziehung zahlreicher Gutachten von Gelehrten und Schulmännern Süvern im Jahre 1819 seinen großen Entwurf eines alle Unterrichtsanstalten umfassenden Unterrichtsgesetzes für die ganze preussische Monarchie ausgearbeitet und vorgelegt. Dieser Entwurf ist, wie alle übrigen Versuche der gleichen Art, nie Gesetz geworden, trotz seiner „unleugbaren Vorzüge“, während der neue Lehrplan für die Gymnasien wenigstens im allgemeinen künftig zur

¹⁾ Fr. Paulsen, a. a. O.

Norm genommen wurde. Das Wesentliche daran war, daß, dem modernen Geiste entsprechend, neben den beiden alten Sprachen auch Deutsch und Mathematik als Hauptfächer zur Geltung kamen und Naturwissenschaft, Geschichte und Geographie reichlich Berücksichtigung fanden. Französisch als einzige Neufremdsprache wurde zur Wahl freigestellt.

Hatte Süvern in jenem Gesetzentwurf noch versucht, eine einheitliche geordnete Stufenleiter von Unterrichtsanstalten aufzustellen, in der jede untere Stufe zugleich als Vorstufe für die obere angesehen werden konnte, kam man sehr bald von diesem undurchführbaren Prinzip ab und gab dem Gymnasium eine völlige Sonderstellung, die es zur alleinigen gelehrten Vollanstalt auf lange Zeit hinaus machte. Darin wurde auch nichts in der Zeit geändert, während Süverns Nachfolger, Johannes Schulze, in 40jährigem Ministerialdienst das höhere Schulwesen Preußens in vorsichtiger Steuerung ohne eigentlichen festen Kurs geführt hat.

Dieser Mann¹⁾ hat unleugbare Verdienste um das preußische Schulwesen, aber stellte sich der von oben kommenden Tendenz einer gewissen polizeimäßigen Vielregierung nicht energisch genug entgegen. Die Schaffung eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes auf Süvern'scher Grundlage war nicht zustande gekommen; an Stelle dessen ließ der Nachfolger dem Bureaukratismus freien Lauf, der bald hier, bald dort eingriff und durch zahlreiche Verordnungen die Lehrverfassung der höheren Schulen ausbaute. Aber auch er hat zu jeder Zeit das Prinzip der „allgemeinen Bildung“ als Grundlage für das Gymnasium festgehalten. Dieses Prinzip brachte notwendigerweise die Not der Überbürdung und eine Verlängerung des Schulbesuchs mit sich, wodurch in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts dann der Überbürdungsturm gegen das preußische Gymnasium entfacht wurde, der aber vom Ministerium ohne Gefahr abgeschlagen werden konnte, weil noch niemand etwas Besseres an die Stelle des Bisherigen zu setzen wußte.

Trotz der Neigung zu einer gewissen bureaukratischen Willkür in der Aufsicht über die höheren Schulen war Schulze doch kein Mann der Reaktion, und die Direktoren und Lehrer der ihm unterstehenden Anstalten blieben von aller politischen Anglistlichkeit und Demagogenjagd verschont.

Inzwischen begründete sich eine Schulgattung, deren Anfänge wir schon in der vorangehende Periode geschildert haben, die *Realschule*. Man darf sagen, daß deren Tendenz und Wesen gerade dem altpreussischen, in der Zentralprovinz der Monarchie stark erhaltenen Volkscharakter ganz besonders zusagend gewesen zu sein scheint, und daß somit das Realschulwesen gerade hier zuerst zur größeren Entwicklung gelangte. Die Realanstalt von J. J. Hecker in Berlin blieb der Anknüpfungspunkt der realistischen Schulbewegung. Durch die Gymnasialprüfungsordnung von 1812 hatten die humanistischen Gymnasien eine privilegierte Sonderstellung erhalten, und eine Berücksichtigung des werktätigen Lebens der Gegenwart war von diesen Vollanstalten nur in beschränktem Maße zu erreichen. Je mehr diese die strenge Form von Gelehrtenschulen, wenn auch in der Verflachung der „allgemeinen Bildung“ annahmen, um so mehr machte sich das Bedürfnis nach Lehranstalten geltend, die für die Ausbildung von Gewerbetreibenden im

¹⁾ C. Varrentrapp, Joh. Schulze und das höhere preussische Unterrichtswesen in seiner Zeit, 1889.

weiteren Sinne bestimmt waren. Als höhere Schulen niederen Ranges waren die alten „Lateinschulen“ übriggeblieben, die man ja schon früher zum Teil in „Bürgerschulen“ zu verwandeln gesucht hatte. Für diese verlangte die veränderte Zeit jetzt eine neue Form. Aber die Idee einer notwendigen „Allgemeinbildung“ war ja in dieser Zeit so mächtig geworden, und das Latein besonders genoß noch so außerordentliches Ansehen unter den Unterrichtsgegenständen, daß die neuen realistischen Anstalten des 19. Jahrhunderts sich von vornherein nicht außerhalb des Kreises der bisherigen Schulen, sondern sich *n e b e n* das Gymnasium stellen mußten. Sie waren aber vorderhand völlig ungefährliche Nebenbuhler. Außerdem hatte die ausschließlich gewerbliche Bildung seit 1817 eine eigene Vertretung im Schulwesen durch eigentliche *Gewerbeschulen* (auf Grund der 1808 eingeführten Städteordnung) erhalten, die freilich zunächst noch keine staatliche Unterstützung erfuhren.

Jene allgemeine realistische Schwesternanstalt der Gymnasien entstand also zuerst an derselben Stelle, wo vor fast drei Menschenaltern unter Joh. Jul. Hecker die Berliner Realschule emporgewachsen war. Es hatten sich aus der Heckerschen Gründung ein Gymnasium, eine Realschule und eine Mädchenschule entwickelt. Der Direktor des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, das mit der „Königlichen Realschule“ verbunden war, war in den Jahren 1821—1849 Gottlieb August Spilleke, ein geborener Halberstädter. Mit Absicht rückte auch dieser energisch ab von jeder eigentlichen Berufsvorbereitung. Die Realschulen sollten eine allgemeine vorbereitende Bildung „für das höhere praktische Leben“ gewähren. Auf diesem Standpunkte mußte der Realschule sehr bald auch das Latein wieder aufgebürdet werden, und so entstand die Unklarheit in der Bestimmung und Berechtigung der Realanstalten, welche erst die neueste Zeit einigermaßen gehoben hat. Spilleke hat dennoch mit der Neugestaltung der Berliner Realschule dem realistischen Schulwesen einen mächtigen Anstoß gegeben, und dessen Entwicklung war von da an nicht mehr aufzuhalten; ganz Preußen ist dieser Entwicklung allmählich gefolgt.

Mehr als die höheren Lehranstalten hatten unter den Fesseln des Systems Metternich die Volksschulen zu leiden. Zwar war auch die märkisch-preussische Volksschule eine Zeitlang getragen und gehoben worden durch die Überzeugung von der Stärkung der gesamten Volkskraft durch Bildung und Selbstbestimmung. Humboldt, Stein und Sövern hatten in ihren darauf gerichteten Bestrebungen die Volksschule mit eingeschlossen, ja auf deren Gedeihen besondere Hoffnungen gestellt. Aber bald nach dem Wiener Kongreß ging von der Region des höchsten Staatsoberhauptes ein Rückschlag aus, der alle Hoffnungen freiheitlich gesinnter Geister zerstörte. Im Altensteinschen Ministerium konnten bald nicht mehr die Sövernschen Pläne weiter gedeihen; die Begeisterung für die Bildung des Volkes war verfliegen. Dennoch wurde unter des aus Hannover gebürtigen, später zum Katholizismus übertretenden Ministerialrats von Beckedorffs Leitung tüchtig am Ausbau der Volksschule gearbeitet. Vor allem wurde für Aus- und Fortbildung der Lehrer viel getan: Die Seminare wurden häufig inspiziert, man setzte hierzu Schulräte ein, man veranstaltete Fortbildungskurse für Lehrer, die bereits im Amte standen, und man stellte nicht geringe Forderungen an Wissen und Leben jedes einzelnen Lehrers. Dieses starke andauernde Interesse der Regierung an der Persönlichkeit der Lehrer schlug jedoch die

Brücke zur allmählichen reaktionären Fesselung des Volksschullehrerstandes. Man begann, sich gegen die aufstrebenden Tendenzen in dem jungen Stande zu wenden; die stürmischen Bildungsbestrebungen in ihm schienen gefährlich, und man warnte ebenso in harmloser, methodischer Begründung vor „leichter Vielwisserei“, wie man mit scheinbarem Rechte zu Frömmigkeit, Gottesfurcht und christlicher Demut mahnte.

Die seit dem Ministerium von Altenstein in den Regierungskreisen hervortretenden Befürchtungen vor vermeintlich unberechtigter Ausdehnung der Lehrer- und allgemeinen Volksbildung und vor zu großer Freiheit in volkstümlichen Bildungsbestrebungen standen in Gegensatz zu den in der Pestalozzischen Volksschule verkörperten Gedanken, die doch bereits auch in Brandenburg Wurzel gefaßt hatten. Es war ja gerade ein großes Verdienst des Preussischen Staates, daß er die aus der Schweiz kommenden Anregungen in der Zeit der größten politischen Schwäche für sich nutzbar machte und das Wesen der Pestalozzischen Erziehung, deren charakterstärkende Art man empfunden hatte, in das eigene Gebiet zu verpflanzen suchte. Und so beherrschten bald und auf lange Zeit die Schüler und Bewunderer Pestalozzis das Schulwesen der Mark wie ganz Preußens. Weitblickende Staatsmänner und Gelehrte hatten die innere Lebenskraft erkannt, die von dem tieferen, auf den neuen Grundsätzen ruhenden Schulbetriebe ausging. Stein und Fichte hatten die sogenannte Pestalozzische Methode in vertrauensvoller Überzeugung empfohlen, und es wurden darauf junge Lehrer in das Pestalozzi-Institut nach Yfferten gesandt, um dort die verbesserte Erziehungs- und Lehrart zu studieren. Ein ganz auf den Gedanken des Schweizer Menschenfreundes aufgebautes Privatinstitut ist damals in Berlin entstanden. Im Jahre 1805 gründete Ernst P l a m a n n seine Erziehungsanstalt, die lange Jahre geblüht hat, bis sie 1827 eingegangen ist. Es ist bekannt, daß ein Otto von Bismarck ihr berühmtester Schüler war. Dieses Institut war der Mittelpunkt der begeisterten Jünger Pestalozzis; an ihm haben bekannte Pädagogen der neuen Richtung gewirkt, wie Kaverau, Dreißt, Harnisch, Friesen, Jahn, von Klöden. Aus echten Pestalozzianern wurden auch im Jahre 1826 die Schulräte der neu angeordneten Provinzialschulkollegien gewählt, einer Einrichtung, die eine Anerkennung der Bedeutung dieses Zweiges der Staatsverwaltung und der Pädagogik als eines eigenen wissenschaftlichen Faches in sich schloß. Unter diesen ersten preussischen Schulräten ragt Karl Friedrich von Klöden hervor, der, ein geborener Berliner (1786) und einer alten, echt märkischen Adelsfamilie entsprossen, sich aus dürftigen Verhältnissen zu einem hochgeachteten Gelehrten und Schulmann emporarbeitete. Als Geograph und Geschichtschreiber, vor allem der märkischen Vergangenheit, ist er über seine Lebensdauer hinaus in hohem Ansehen geblieben; nach längerer pädagogischer Tätigkeit am Plamannschen Institut hat er an der Spitze des Lehrerseminars zu Potsdam und darauf der 1824 gegründeten neuen Gewerbeschule zu Berlin gestanden (gest. 1856).

Bald aber begann man nun jener erst so begehrten Richtung im Volksschulwesen zu mißtrauen; es ist bekannt, wie dann besonders nach dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. und seit dem Ministerium von Eichhorn die Reaktion ihren vollen Einzug in die Verwaltung des preussischen Schulwesens hielt, und es braucht nur in allgemeinsten Anrissen an den Fortgang der Entwicklung erinnert zu werden, an der die Mark Brandenburg als Mittelpunkt des Staates Anteil hatte. Die Revolution

brachte die Verfassungsurkunde von 1850, welche im Anschluß an das Allgemeine Landrecht von 1794 auch die Regelung des Volksschulwesens als einer staatlichen Organisation gesetzlich festsetzte und ein allgemeines Gesetz über das Unterrichtswesen in Aussicht nahm. Die darauf aber erneut einsetzende Reaktion schuf im Jahre 1854 unter dem Minister von Raumer die berüchtigten drei Regulative des Geheimen Oberregierungsrates Ferdinand Stiehl, eines Süddeutschen (vgl. weiter unten). In dieser ganzen Zeit ängstlicher Regierungsgrundsätze ging von dem wesentlich dadurch bedrückten Volksschullehrerstande eine stille, passive, aber zähe Opposition gegen jede Beschränkung des freien Bildungsfortschrittes aus. In der Provinz Brandenburg fand dieselbe ihren stützenden Mittelpunkt in der Hauptstadt Berlin, ohne daß die äußere Welt viel davon verspürt hätte. Zwei Männer sind in erster Linie zu nennen, die — jeder in seiner Weise — auf den Volksschullehrerstand wirkten und in ihm die Pestalozzischen Grundsätze zu erhalten suchten. Wilhelm Harnisch war ein geborener Brandenburger; aus Wilsnack in der Prignitz stammend, besuchte er das Gymnasium zu Salzwedel, studierte in Halle und in Frankfurt a. d. O. Theologie und war seit 1809 Lehrer an jenem oben erwähnten Plamannschen Institut. Harnisch ist später fort und fort einer der einflussreichsten Verbreiter und Fortentwickler des Pestalozzianismus geblieben, wobei er immer die Notwendigkeit von Lehrerbildungsanstalten betonte. Man berief ihn auch bald an das Seminar zu Breslau und darauf an das zu Weisensels, das durch ihn einen Weltruf erlangte. Persönlich auf streng christlichem Standpunkte stehend, teilte er durchaus die Forderung der Regierung, daß der Lehrer von Religiosität durchdrungen sein solle. Aber seine Religiosität war innerlicher Art, sie haßte alle äußeren Anzeichen und verachtete das blendende, aber gerade von oben mehr und mehr geforderte Memorierwerk, das der Religion wie der Methode gleichermaßen widersprach. Harnisch ist erst 1864 im kirchlichen Amte gestorben.

Weiter reicht der Einfluß Adolf Diesterwegs auf die Volksschule und ihren Lehrerstand. Er war kein Märker von Geburt, aber sein Einfluß ging doch von der Hauptstadt aus, wo er heimisch geworden war. Im Jahre 1790 zu Siegen in Westfalen geboren, neigte er anfangs mehr den mathematischen Fächern zu, bis er 1811 in Elberfeld die Bekanntschaft des Institutsvorstehers Wilberg, eines Schülers und Nachahmers von Rochows, machte, der ihn durch sein Beispiel für den Lehrerberuf begeisterte. Durch Bekanntschaft mit den Pestalozzischen Forderungen vertieften sich seine erzieherischen Ideale. Seine Schriften machten ihn bekannt, und vor allem gewann er durch seine Zeitschrift „Rheinische Blätter“ Einfluß auf weite Kreise der Lehrerschaft. Auch er legte das Schwergewicht seines Strebens auf die Bildung der jungen Lehrer und Seminaristen, denen er schon als Seminardirektor in Mörns besonders nahegestanden hatte, und war Zeit seines Lebens für die Hebung des Volksschullehrerstandes nach Bildung und äußerer Lage unermüdlich tätig. Sein „Wegweiser zur Bildung für Lehrer“ steht noch jetzt in verdientem Ansehen. Dabei hat er in zahlreichen Schriften mit Erfolg die Pestalozzische Methode weiterzubilden gesucht, so daß er vielfach der „deutsche Pestalozzi“ genannt worden ist. Noch der König Friedrich Wilhelm III. machte ihn zum ersten Direktor des von ihm 1830 gegründeten „Seminars für Stadtschullehrer“ in Berlin, das zu einer Musteranstalt gemacht wurde. Besonders wurde die damit verbundene

Seminarübungsschule bewundert. Als tiefeinwirkender Lehrer wie als pädagogischer Schriftsteller übte Diesterweg einen außergewöhnlichen Einfluß auf die Lehrerschaft aus. Und dieser Einfluß wurde um so stärker, je mehr der Druck der engherzigen Bildungspolitik fühlbar wurde. Weit kraftvolleren Geistes wie Harnisch, widersetzte er sich in Reden und Schriften ungescheut der wachsenden Reaktion der Regierung. Er erkannte die Aufgabe der Volksbildung bereits im modernsten Lichte. Sein Kampf galt vor allem der Macht der Geistlichkeit über die Volksschule, die deren Aufsicht noch immer unterworfen war, und aus diesem Grunde, abgesehen von methodischen Rücksichten, verlangte er schon damals einen konfessionellen Religionsunterricht, daneben stärkere Verwertung der Realien, Zurückdrängen der reinen Gedächtnisarbeit usw. Vergeblich war sein Schwimmen gegen den Strom der Zeit, dem die Regierung die Richtung wies.

Sein früherer Kollege, der Seminaradministrator zu Wied, Ferdinand Stiehl, verstand sich besser auf den Geist der Reaktion. Dieser gelangte 1844 ins Ministerium und hat sich als Urheber der drei „Regulative“ vom Oktober 1854 in der Bildungsgeschichte des Preussischen Staates einen dauernden Platz errungen. Jene Regulative haben im Grunde nur verordnungsmäßig festgelegt, was schon seit mehr als 20 Jahren das Bestreben der Regierung in bezug auf Volksbildung und Volksschullehrerbildung gewesen war. Dennoch gelten sie noch jetzt als das Zeichen des Höhepunktes der Reaktion auf dem Gebiete des Schulwesens. Vergeblich sind ihnen oft Verteidigungen zuteil geworden von den Gegnern der in Lehrerkreisen schon damals weit verbreiteten rationalistischen Auffassung der kirchlichen Lehre. Unschwer ist die zwischen den wohlwollenden Zeilen hervorschauende Angst vor der schweren Lenksamkeit des allzu selbständigen Lehrers zu erblicken. „Der letzte Zweck des Seminarunterrichts ist nicht, daß der Zögling lerne, sondern daß durch das im Unterricht vermittelte Lernen und Gelernte Leben geschaffen und der Zögling seinem Beruf gemäß herangebildet werde zu einem Lehrer für evangelisch-christliche Schulen“ . . . „Der Gedanke einer allgemein menschlichen Bildung durch formelle Entwicklung des Geistesvermögens an abstraktem Inhalt hat sich durch die Erfahrung als wirkungslos oder schädlich erwiesen. Das Leben des Volkes verlangt seine Neugestaltung auf Grundlage und im Ausbau seiner ewigen Realitäten auf dem Fundamente des Christentums. Demgemäß hat die Elementarschule dem praktischen Leben in Kirche, Familie, Beruf, Gemeinde und Staat zu dienen. Darum kommt es vor allem an auf eine richtige *B e g r e n z u n g* der Unterrichtsgegenstände.“ So heißt es u. a. diplomatisch in jenen denkwürdigen Dokumenten. Das bedeutete allerdings eine unmittelbare Abkehr von den Grundgedanken Wilhelms von Humboldt und dessen Zeit.

Aber unter der Regierung des folgenden Königs, des späteren ersten Deutschen Kaisers, kamen wieder andere Zeiten herauf, die auch die Schule wieder freiere Luft atmen ließen. Da indes Preußen, zumal nach seiner Vergrößerung infolge der glücklich geführten Krieg immer einheitlicher regiert und verwaltet wurde, so blieb von provinziellen Eigenheiten kaum noch etwas übrig, und wir können hier nur durch einige Daten und Namen auf die Geschichte der allgemeinen preussischen Schule hinweisen.

Wilhelm I. hat von Anfang seiner Regierung an sein Augenmerk auf die Pflege der Volksbildung gerichtet. Aber auch unter seinem Regimente führten die verschiedenen Versuche, ein allgemeines Schul- und Unterrichtsgesetz zustande zu bringen, nicht zum

Ziele. Die Reihe der preußischen Kultusminister stellt die Entwicklung des Schulwesens gewissermaßen tabellenmäßig dar.¹⁾

Von diesen leitenden Männern sind die meisten keine geborenen Märker, alle aber haben der Staatshauptstadt einen großen Teil ihrer wissenschaftlichen Bildung verdankt. Minister von Ladenburg war in Ansbach geboren in der letzten Zeit der brandenburgischen Herrschaft über das dortige Fürstentum; Minister von Puttkamer aber, aus pommerischem Adelsgeschlechte, war zu Frankfurt a. d. O. geboren, hatte Berliner Schulen besucht und seine Studien zum großen Teil in Berlin erledigt. Allen diesen verantwortlichen Hütern der preußischen Bildungspolitik in ihrer meist ziemlich ausgeprägten konservativen Denkweise hat die Berliner liberale Luft keinen Schaden zugefügt. Dennoch wurde die Reaktion besonders unter Falk gänzlich überwunden; an die Stelle jener gehäpften „Regulative“ traten 1872 die „Allgemeinen Bestimmungen“,²⁾ die dem wachsenden Bildungstriebe besser entsprachen, während für den Volksschullehrerstand auch materiell, besonders unter Boffe, gesetzliche Sorge getragen wurde (1897), wie unter von Studt die Lehrerbildung im Jahre 1901 durch neue Regelung einen Fortschritt zu verzeichnen hatte. An der stolzen Entwicklung der preußischen Volksschule hat die Provinz Brandenburg einen regen Anteil genommen, zumal die Hauptstadt, deren kommunales Volksschulwesen geradezu mustergerällig für alle größeren Gemeinden geworden ist (s. unten).

Weniger unter den politischen Verhältnissen und den Anschauungen der Regierung hatten im 19. Jahrhundert die preußischen Höheren Schulen zu leiden, doch konnten auch sie sich nicht unter den beengenden reaktionären Regierungsgrundsätzen frei entfalten. Während Johannes Schulzes Regiment (1818—58) waren bemerkenswerte Punkte in der Entwicklung: Einführung des Probejahrs für die Kandidaten des höheren Schulamts (1825); die endgültige Regelung der Abiturientenprüfung als der nummehr unabweislichen Bedingung für die Aufnahme an einer Universität (1831); die Einschränkung der entstandenen Überbürdung der Gymnasialschüler gemäß der energischen Kritik der öffentlichen Meinung; eine erste staatliche Reglementierung der Realanstalten durch die Einführung einer Entlassungsprüfung (1832), wodurch diese Schulen die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst und zu einigen mittleren Beamtenstellungen erhielten; die Unterrichts- und Prüfungsordnung für die Real- und höheren Bürgerschulen (1859). Auf Grund der Berechtigungsfrage entspann sich nun bald der jahr-

¹⁾ 1848—1850: Adalbert von Ladenburg.
1850—1858: Karl Otto von Raumer.
1858—1862: Moritz August von Bethmann-Hollweg.
1862—1872: Heinrich von Mühler.
1872—1879: Adalbert von Falk.
1879—1881: Robert Victor von Puttkamer.
1881—1891: Gustav von Gossler.
1891—1892: Robert, Graf von Zedlitz-Trützschler.
1892—1899: Robert von Boffe.
1900—1907: Dr. Konrad von Studt.
1907—1909: Dr. Ludwig Holle.
Seit 1909: August von Trott zu Solz.

²⁾ Verfasser: Karl Schneider aus Neusalz a. Oder († 1905).

zehntelange Kampf zwischen humanistischen und realistischen höheren Schulen. Zunächst betrachtete der Staat das alte, humanistische Gymnasium als die allein berechnigte Vollanstalt. Seit 1852 stand an der Spitze des höheren Schulwesens von ganz Preußen Ludwig Wiese. Zu Herford in Westfalen geboren, hatte er in Berlin Theologie und Philologie studiert, um darauf in den Schuldienst zu treten; in Berlin, Clausthal und Prenzlau war er an den dortigen Gymnasien tätig, bis er 1852 durch von Raumer ins Ministerium gerufen wurde. Sein Einfluß auf die Verwaltung des höheren Schulwesens hat seine Amtsführung überdauert. Obgleich ein weitblickender, einsichtsvoller Mann, war er doch so stark konservativ gesinnt, daß er seine Antipathie gegen die Realunterrichtsanstalten niemals hat loswerden können. Nach 1870 aber ließ sich die Entwicklung nicht mehr aufhalten, die eilende Zeit verlangte neue Bildungsorganisationen. Der von dem ausgezeichneten Philologen und Schulorganisator Ministerialrat Hermann Bonitz im März 1882 an Stelle eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes herausgebrachte Lehrplan für sämtliche höhere Schulen Preußens war ein erster Schritt zur Klärung der Verhältnisse, ohne die treibenden Kräfte im Streite zu beschwichtigen. Bonitz, ein geborener Hannoveraner, hatte in Berlin seine Studien unter Böckh und Sachmann erledigt, war mehrfach Lehrer an Berliner höheren Schulen gewesen, wurde nach einer ruhmreichen Dienstzeit im Schulwesen Osterreichs Direktor des „Grauen Klosters“ zu Berlin und trat 1875 nach Wiese in das Unterrichtsministerium.

Wir müssen nun von dem Kampfe um die „Berechtigungen“ wenigstens noch das Endergebnis erwähnen, da sich dieser Kampf in einem mehr als gewöhnlichen Sinne in der Staatshauptstadt entschied; denn der Monarch war es selbst, der durch sein persönliches Eingreifen den modern-realistischen Unterrichtsbetrieb zur vollen Anerkennung zu bringen suchte. Die berühmte Konferenz im Dezember 1890 stand unter Kaiser Wilhelms II. unmittelbarer Anregung, brachte jedoch keine Formierung der verschiedenen Anstaltsgruppen zustande, die auf die Dauer haltbar schien, bis im Jahre 1900 die volle Gleichberechtigung der drei Gattungen höherer Lehranstalten, Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen ausgesprochen wurde, und damit der große Streit um den höheren Wert der durch sie vermittelten Bildung zwar nicht entschieden, aber bis auf weiteres in einen inneren und stilleren Wettbewerb verwandelt worden ist.

Auch in diesen Kämpfen der letzten 25 Jahre hatte es sich wieder gezeigt, daß die Bevölkerung der Mark Brandenburg eine unzweideutige und natürliche Hinneigung zu den realistischen Bildungsanstalten besaß — offenbar eine Folge der realbegründeten Anschauungsweise ihrer Bewohner. Die Verhältnisse der Gegenwart werden darüber weiter unten deutlicheren Aufschluß geben. —

In derselben Richtung wie das Aufkommen der Realanstalten offenbart das technische und gewerbliche Fachschulwesen das Bildungsbedürfnis des Volkes wie die zunehmende Aufmerksamkeit der Behörden darauf. In Brandenburg-Preußen ist es zuerst in größerem Stile zu einer praktischen Verwertung des Gedankens gekommen, daß die Volkswirtschaft eines Staates von der Ausbildung der Bewohner in Handel, Gewerbe und Technik abhängt. Und wieder ist es ein geborener Brandenburger sowie ein in der Mark herangebildeter Beamter gewesen, die sich auf diesem Gebiete unvergängliche Verdienste erwarben. Wir waren Gottlob Johann Christian

von Knudt (auch Knuth) bereits begegnet. In der kleinen Provinzstadt Baruth, im Regierungsbezirk Potsdam, geboren (1757), war er während seiner späteren Studienzeit in der Familie von Humboldt Erzieher der begabten Söhne geworden und stand darauf der Guts- und Vermögensverwaltung der Humboldtschen Besitzungen vor. Nach Beendigung seiner juristischen Studien kam er als Assessor in das „Kommerzkollegium“. Als Beamter des Preussischen Handelsministeriums wies er dann, nach dem Wiener Kongress, eindringlich darauf hin, daß eine Neubelebung von Gewerbtätigkeit und Handel nur auf wissenschaftlicher Grundlage erprießlich sein würde, und daß dazu das höhere und niedere Unterrichtswesen die geistigen Mittel liefern müsse. Der geniale Oberfinanzrat Peter Christian Wilhelm Beuth griff diesen Gedanken mit Begeisterung und Energie auf. Diesen beiden Männern ist der seit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beginnende wirtschaftliche Aufschwung Preussens wesentlich mit zu verdanken. Zwar waren unter klugen Fürsten schon früher Versuche gemacht, im Staate das gewerbliche Leben durch schulmäßigen Unterricht zu erwecken, wie in den Spinnschulen unter dem Großen Kurfürsten, in den Seidenzuchtgärtnereien und dem Butterlehrinstitut unter Friedrich dem Großen usw., aber das waren nur vereinzelte Unternehmungen.¹⁾ Beuth ein geborener Rheinländer, erhielt schon seinen Schulunterricht vornehmlich in Berlin. Seit 1809 arbeitete er in der Reorganisationskommission für das Steuer- und Gewerbewesen mit, beteiligte sich dann als Küstner an den Freiheitskriegen und erhielt darauf 1818 die Leitung für Handel und Gewerbe im Finanzministerium. Durch ihn (gest. 1853) ist nach Knudts Anregungen die Volkswirtschaft mit der Wissenschaft und der Pädagogik eine anerkannte, von nun an unzertrennliche Verbindung eingegangen. Er begründete in Berlin den „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes“ und rief im ganzen Lande Handwerker- und Gewerbevereine sowie Gewerbeschulen ins Leben. Bald entstanden die großen Fachschulen, wie die Webeschulen zu Spremberg und Forst, die Textilschule zu Sorau, deren an anderer Stelle dieses Werkes schon Erwähnung getan worden ist.²⁾

1821 wurde in Berlin das „Gewerbeinstitut“ gegründet, das mit einer Gewerbeschule verbunden war und später mit der seit 1799 bestehenden Bauakademie vereinigt wurde. Es erhielt seit 1866 den Namen „Gewerbeakademie“ und wurde 1879 als volle „technische Hochschule“ organisiert — der aber längst schon andere ähnliche, deutsche Anstalten, vor allem die Karlsruher, vorausgegangen waren. — Das „Polytechnikum“ wurde damit nach Verwaltung und nach der Freiheit von Lehre und Lernen zur Schwesteranstalt der Universität. — Neben diesem obersten, viele technische Zweige umfassenden Lehrinstitut entstanden in Berlin aber noch eine Reihe von Hochschulen für Spezialgebiete: Die Kaiser-Wilhelm-Akademie (seit 1895) ist aus zwei älteren ärztlichen Bildungsinstituten hervorgewachsen; weiter vereinigte allmählich die märkische Hauptstadt noch in ihren Mauern eine Bergakademie, eine landwirtschaftliche Hochschule, eine tierärztliche Hochschule (seit 1903), die sämtlich Staatsanstalten sind und schon erwähnt wurden, während die seit 1906 bestehende Handelshochschule der Korporation der Kaufmannschaft zu verdanken ist. Zur Ausbildung für die verschiedenen Gewerbe wurden aber

¹⁾ Vgl. Heimatkunde von Brandenburg, Bd. I, S. 405 ff.

²⁾ Vgl. Heimatkunde von Brandenburg, Bd. I, S. 472 ff.

auch mittlere und niedere Unterrichtsanstalten notwendig, ja, man war gezwungen, den Besuch der letzteren als „Fortbildungsschulen“ obligatorisch zu machen, eine Maßregel, die allerdings den einzelnen Gemeinden überlassen blieb. In Berlin besteht der obligatorische Fortbildungsschulbesuch seit 1905. Neuerdings haben sich zu diesen Fortbildungsanstalten für die männliche Jugend auch solche für die weibliche gesellt.¹⁾

Auch hinsichtlich des früher gänzlich vernachlässigten weiblichen Geschlechts war es Berlin, das mit der Rezeption des Gedankens von der Notwendigkeit besserer allgemeiner Bildung als eine der ersten Städte voranging. Zunächst im Sinne einer praktischen Ausbildung. Als Parallelanstalt zu der Hecker'schen Realschule wurde eine Mädchenschule eingerichtet, die den „Töchtern der mittleren Stände einen für das häusliche Leben brauchbaren und gemeinnützigen Unterricht“ erteilen sollte. Aber noch Friedrich der Große war ein Gegner alles eigentlichen Unterrichts für Mädchen über den einfachsten Volksschulunterricht hinaus. Der nationale Aufschwung in Preußen erst brachte eine Änderung dieser Ansichten mit sich. Die erste staatliche Anstalt für Ausbildung von Mädchen zu Lehrerinnen war die Königliche Luisenstiftung zu Berlin (1811), dem aber erst 1832 die erste Königliche höhere Mädchenschule in Verbindung mit einem eigentlichen Lehrerinnenseminar folgte. Die 1837 vom brandenburgischen Provinzialschulkollegium erlassene Prüfungsordnung für Lehrerinnen regelte endlich staatlich die Ausbildung für diesen ersten höheren Beruf für Mädchen.²⁾ —

Wie in dem skizzierten Entwicklungsgange der Neuzeit die Mark Brandenburg nur wenig Eigenart auf dem Gebiete des Schulwesens behalten konnte, so hat auch die märkische Universität im allgemeinen nur an der Entwicklung der deutschen Hochschulen teilgenommen. Die Gründung der Berliner Hochschule hatte unter der Ägide Wilhelm von Humboldts die Gefahr beseitigt, welche den deutschen Universitäten durch das von vielen unterstützte Streben, sie zu hohen Fachschulen, zu Akademien, herabzudrücken, gedroht hatte; denn Berlin wurde jetzt das Vorbild für die anderen preussischen Universitäten als Anstalten für wissenschaftliche Forschung und zugleich für streng wissenschaftlichen Unterricht. Hier in Berlin wurde auch zuerst das vorher schon in Halle und Göttingen erprobte Mittel für die Einführung in die wissenschaftliche Tätigkeit in ausgedehntem Maße heimisch: die wissenschaftlichen Universitätsseminare und die praktischen Abungseinrichtungen, die Universitätsinstitute.

An den politischen Bestrebungen der deutschen Universitäten und besonders der Studentenschaft hat die Berliner Hochschule verhältnismäßig wenig tätigen Anteil genommen: Berlin war nicht die geeignete Atmosphäre für stürmische Verkündung politischer Ideale. Sie hat deshalb auch nicht allzu schwer unter den Demagogenverfolgungen und der Reaktion zu leiden gehabt. Dennoch war der Geist freien Denkens, Forschens und Lebens auch an ihr so unzweideutig ausgeprägt, daß sie den Gewalthabern der Reaktion verdächtig genug war, und es z. B. den österreichischen Studenten zur Zeit

¹⁾ Die Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse in der Provinz Brandenburg wird darauf wieder zurückgreifen.

²⁾ Einen Überblick über heimatische Bestrebungen zur Leibesbildung wird man unter der Gegenwartsübersicht finden.

der Regierung des Grafen Thun noch verboten wurde, die Hochschule an der Spree zu beziehen (1849). —

Die Wissenschaft¹⁾ an der Hochschule der Provinz wie an der Akademie und ihren übrigen Organen hatte am wenigsten durch rückschrittliche Tendenzen und einschränkende Maßregeln engherziger Regierungen zu leiden: die schon unter dem aufgeklärten Absolutismus herrschend gewordene Anschauung von dem Segen ungehinderter Forschung war bereits zu fest begründet, als daß an ihr ernsthaft gerüttelt werden konnte, bis es die Verfassung für den Gesamtstaat noch ausdrücklich aussprach: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Und so hat die Wissenschaft vor und nach der Revolution in der Mark Brandenburg die regste Pflege erfahren: hier war durch Akademie und Universität in Berlin eine Zentralstätte geschaffen, und als solche gilt die jetzige Reichshauptstadt mit vollem Rechte noch jetzt. Der Aufgabe dieser Zeilen entsprechend, können wir hier weder die Geschichte der Universitäten noch die der einzelnen Wissenschaften verfolgen, da eben beide keinen provinziellen Charakter haben. Die Mark hat aber an der Entwicklung der Wissenschaft ihren Anteil durch diejenigen Geister, welche sie durch Geburt ihre Heimat nannten oder welchen sie durch Beruf und Leben zur Heimat wurde. In Anbetracht der Menge der hierhergehörigen Männer müssen wir uns leider zumeist mit einer Aufzählung von einigen der berühmtesten Namen begnügen, die ohne strenge systematische Folge nach den einzelnen Wissenschaften gruppiert werden, wobei wir aber im allgemeinen nicht den lebenden Koryphäen zu nähern uns erlauben.

Wir entsinnen uns, daß das erste, große wissenschaftliche Institut der Mark Brandenburg, die Sozietät der Wissenschaften, auf dem Grunde einer astronomischen Forderung, einer verbesserten, staatlichen Kalenderherstellung und eines damit verbundenen staatlichen Kalendermonopols, aufgerichtet wurde. Die **Astronomie** hat seitdem fort und fort in der Wissenschaft unseres Gebietes eine hervorragende Stelle eingenommen.

War der erste von Staats wegen eingesetzte Kalenderberechner, Gottlieb K i r c h aus Guben, ein Märker, so reihen sich diesem bald andere berühmte Namen märkischer Astronomen an. Geborene Brandenburger waren z. B. die eifrigen und erfolgreichen astronomischen Dilettanten Wilhelm B e e r, der Bruder des Komponisten Meyerbeer, und Joh. Heinrich von M ä d l e r, die gemeinsam eine private Sternwarte errichteten und dort eine wertvolle, länger gebrauchte Mondkarte ausarbeiteten. Der letztere, der zunächst ein einfacher Schreiblehrer gewesen war, konnte nach eindrucksvollen Anfängen die wissenschaftliche Laufbahn ergreifen, wurde darauf an die neu erbaute Berliner Sternwarte berufen, ging dann aber nach Dorpat. Ferner ist später als geborener Berliner der Astrophysiker Joh. Karl Friedrich J ö l l n e r (gest. 1882) zu nennen. Ihre berufsmäßige Wirksamkeit fanden in Berlin u. a. Joh. Franz E n c k e, der Nachfolger von T r a l l e s, im astronomischen Sitze der Akademie, der sich um die Kometenforschung große Verdienste erwarb und der

¹⁾ Außer den bereits angeführten Werken über die Geschichte der Berliner Akademie und der Berliner Universität wurden noch die allgemeinen Hilfsmittel zur Geschichte der Wissenschaften zu Rate gezogen. Diese sind zu bekannt, als daß sie hier aufgeführt zu werden brauchten. Die Schwierigkeit ihrer Benutzung bestand in der notwendigen fortgesetzten Bezugnahme auf ein eng begrenztes territoriales Gebiet, welchen Gesichtspunkt man natürlich in der Geschichte einer Wissenschaft kaum jemals berücksichtigt findet.

Berliner Sternwarte einen glänzenden Ruf verschaffte; der Königsberger Gust. Rob. Kirchhoff, dessen mit Bunsen gemeinsam unternommene Untersuchungen über das Sonnenspektrum neue Theorien über das Sonnensystem erzeugten, und der Schlesier Joh. Gottfr. Galle, der, nachdem er in Guben und Berlin Gymnasiallehrer gewesen war, 1835 unter Encke an die Berliner Sternwarte kam. Hier fand er mehrere neue Kometen, vor allem geschah aber hier 1846 die merkwürdige Entdeckung des neuen Planeten Neptun gemäß den theoretischen Berechnungen eines Franzosen. Ebenfalls ein Schüler Enckes war der Holsteiner Karl Christian Bruhns, eines Mechanikers Sohn und Autodidakt, den Encke zum Assistenten an der Sternwarte machte. 1559 habilitierte sich Bruhns an der Universität und wurde bald nach Leipzig gerufen, wo er eine großartige Tätigkeit entfaltet hat. Auch der berühmte Hannoveraner Friedrich Wilhelm Bessel, der zeitweilig in Berlin heimisch war, ist hier zu nennen. Er hat sein Interesse für Bildungsfragen auch außerhalb seiner Wissenschaft u. a. dadurch kund getan, daß er im Jahre 1828 mit dem Wort im Streit um die Organisation der preussischen Realschulen ergriff. — An die Spitze der Männer der gesamten Naturwissenschaften dürfen wir jenen großen Brandenburger stellen, der mit seinem Bruder zusammen nach obiger Darlegung eine Zeilang der hervorragendste Wissenschaftsvertreter der Mark gewesen ist: Alexander von Humboldt. Die **Physik** zeigt unter ihren Größen eine ganze Anzahl, die der Märker zu den Seinigen zählen kann. Die beiden Erman, Vater und Sohn, waren Berliner, von denen ersterer die erste Physikprofessur bekleidete und letzterer mit dem großen Gauß gemeinschaftlich vor allem über den Erdmagnetismus Forschungen angestellt und ebenfalls lange Jahre den Berliner Physiklehrstuhl innegehabt hat. Aus Pommern kommend, wurde Rud. Jul. E. Clausius als Student und als Lehrer an der Artillerieschule in Berlin heimisch; er hat die Wärmelehre gefördert. Gust. Heinr. Wiedemann, zu Berlin 1826 geboren, ein Forscher in Elektrizitätslehre und in Magnetismus, begann seine akademische Laufbahn in seiner Vaterstadt. Werner Siemens aus dem Hannoverischen kam als Artillerieoffizier nach Berlin, gründete ein großes Fabrikunternehmen, das jetzt die weltbekannte Aktiengesellschaft ist, und hat auf vielen Gebieten wertvolle technisch-physikalische Fortschritte bewirkt. Mit ihm zusammen muß auch der Mechaniker Joh. Georg Halske, ein Hamburger, genannt werden, mit dem zusammen Siemens jene Weltfirma elektro-technischer Erzeugnisse errichtete (1855). Einer der größten Naturforscher war der Potsdamer Hermann Helmholtz, ein naturwissenschaftliches Genie ersten Ranges, dem neben vielerlei physikalischen Errungenschaften auch noch der Augenspiegel für medizinische Zwecke verdankt wird. Er hat die naturwissenschaftliche Erkenntnis wieder mehr, als die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts es für richtig fand, mit der Philosophie in Verbindung gesetzt und bei allen Einzelheiten den allgemeinsten und höchsten Standpunkt niemals verlassen. —

Berühmte **Chemiker** waren in Berlin Martin Heinrich Klaproth, Apotheker bei der Akademie und Professor an der Universität (gest. 1817), Richard Mitscherlich, dessen Nachfolger; ferner Aug. Wilh. Hofmann, der 1865 als Professor nach Berlin kam und hier die Deutsche Chemische Gesellschaft stiftete, Karl Bischof, der

sich durch die verbessernde Umgestaltung technischer Feuerungsanlagen um das Hüttenwesen verdient gemacht hat, und Heinrich Rose, der, 1795 in Berlin geboren, hier 1823 Professor wurde und in der Richtung der Forschungen des großen Schweden Berzelius der Schöpfer der neueren analytischen Chemie geworden ist. Er ist als Professor 1864 gestorben. Der Name Rose bezeichnet eine ganze Berliner Gelehrtenfamilie. Vater von Heinrich Rose, aus Neuruppin (gest. 1762) war ebenfalls schon ein namhafter Pharmazeut und Chemiker, der in das Berliner Medicinalkollegium berufen wurde; Heinrichs Bruder, Gustav Rose, starb 1873 als Direktor des mineralogischen Museums der Berliner Universität, und dessen Sohn Valentin Rose, in Berlin geboren, war ein ausgezeichnete Philolog und Abteilungsdirektor an der Königlichen Bibliothek, von dem hauptsächlich Arbeiten über Aristoteles und alte Medizin bekannt sind. Physiker und Mineralogen waren auch Franz Neumann aus Joachimsthal in der Uckermark sowie Theodor Scherer aus Berlin.¹⁾ —

Wir lassen nun die Vertreter der beschreibenden Naturwissenschaften an uns vorüberziehen. Die **Geologie** hat einen ihrer allerbedeutendsten Vertreter in einem altadligen Grundbesitzer der Uckermark gehabt: Leopold von Buch, zu Stolpe bei Angermünde 1774 geboren, war zwar ein Schüler des berühmten Werner in Freiberg, bekämpfte aber später dessen Lehre von der Entstehung der Erdoberfläche nur durch ozeanischen Einfluß und ward der Schöpfer der vulkanistischen Theorie. Er hatte aber auch große Verdienste um die Paläontologie. Als preussischer Kammerherr und Mitglied der Akademie ist er hochangesehen in Berlin 1853 gestorben. —

Ein Spezialgebiet, das der **Hydrographie**, brachte Georg Neumayr zuerst in Preußen zur vollen Geltung. Im Binnenland, in der Bayerischen Pfalz, geboren, machte er nach vollendetem Studium große Seereisen als Matrose, wurde 1871 in das neu gegründete hydrographische Bureau nach Berlin berufen und fünf Jahre später als Wirklicher Admiralitätsrat zum Direktor der Deutschen Seewarte in Hamburg ernannt. Ganz in Berlin heimisch wurde Christian Gottfried Ehrenberg aus Delitzsch, der mit Hilfe großer Reisestipendien der Berliner Akademie längere Zeit Forschungen in Aegypten anstellte, dann mit M. von Humboldt zusammen Asien bereiste, und 1839 eine Professur in Berlin erhielt, wo er 1876 gestorben ist. Er ist der Schöpfer der Infusorienkunde, indem er durch sorgfältige mikroskopische Untersuchungen die Welt der kleinsten Lebewesen bekannt machte. Um den Berliner Botanischen Garten machten sich Alexander Braun, ein Regensburger von Geburt, und vorher Heinrich Friedrich Link, sein unmittelbarer Vorgänger im Amte, besonders verdient. Im Jahre 1851 wurde Braun als Professor der Botanik und Leiter des Botanischen Gartens nach Berlin gerufen, wo er 1877 gestorben ist. Das anatomische und zootomische Museum gründete der geborene Schwede Karl Asmund Rudolphi in Berlin, wohin er 1810 kam.

So kommen wir jetzt zu den Gebieten der **Zoologie, Anatomie, Physiologie, Biologie** usw.

Eine große neue Richtung der Natur- und Lebensbetrachtung ging von dem weltberühmten Naturforscher Ernst Häckel aus, dem Gründer der Lehre vom Monismus,

¹⁾ Zur Landwirtschaftslehre s. den Abschnitt über die Gegenwart.

von der Einheit der gesamten Natur, von Leib und Seele, Gott und Welt, Stoff und Geist. Er ist 1834 zu Potsdam geboren, studierte zu Berlin und Würzburg, hat aber später seinen dauernden Lehr- und Wohnsitz in Jena genommen, dessen Erde er bis ins hohe Alter blieb. Die untersten Lebewesen waren sein Spezialgebiet, die niedersten Säugetiere, die er mit dem Namen der Protisten bezeichnet, und von denen er seine Ansichten der Einheit alles Lebens und Seins herleitete. Seine und Darwins Lehren verfocht und verbreitete erfolgreich der Privatgelehrte Ernst Krause, der sich als Schriftsteller *Carus Sterne* nannte, aus Zielenzig, vor allem durch seine, in den Jahren 1877—82 angelegene Zeitschrift „Kosmos“. Das anatomische Institut der Berliner Universität brachte zu besonderer Blüte Heinrich Wilhelm Gottfried Waldeyer, ein Braunschweiger, der 1883 hierher gerufen wurde. Noch bekannter wurde Emil Du Bois-Reymond, der vom Studium der Theologie zur Anatomie und Physiologie gelangte. Aus einer französischen Emigrantenfamilie stammend, war er in Berlin beheimatet und besuchte hier das französische Gymnasium; 1858 wurde er der Nachfolger Johannes Müllers. Er vertrat die physikalische Richtung unter den Physiologen; da indes die wissenschaftlichen Erklärungen der physiologischen Erscheinungen im Grunde doch nicht die Rätsel der Lebensvorgänge verständlich machen, sie nicht lösen konnten, hat er einmal das berühmte Wort von der Grenze aller Naturwissenschaft mit dem Wort „Ignorabimus“ ausgesprochen. In Berlin lehrte auch noch der Arzt, Physiolog und Philosoph Rudolph Hermann Lotze, ein Bautzener Kind, der vorher in Leipzig und Göttingen war. Er wird uns später nochmals begegnen. —

Die **Medizin** in allen ihren Zweigen ist an der Berliner Universität mit den glänzendsten Namen der Wissenschaft vertreten gewesen. Wir erinnern an Männer wie den Thüringer Hufeland und den Friesen Reil aus der Zeit der Universitätsgründung. Der letztere war im gewaltigen Völkerbefreiungskampfe in seiner Berufstätigkeit mitten unter 20 000 Verwundeten nach der Leipziger Schlacht ein Opfer seiner Hingebung geworden. Er konnte nicht voll ersetzt werden, aber Berlin erhielt in Adam Elias von Siebold, aus der berühmten Würzburger Medizinerfamilie, 1816 einen hervorragenden Vertreter der Gynäkologie, der die Berliner Entbindungsanstalt bei der Universität gründete, an der auch noch sein Sohn mit tätig gewesen ist. — Im Gegensatz zur sonstigen nüchternen Auffassungsweise der Berliner stand es, daß der in der Schweiz aufgekommene „Mesmerismus“, die Lehre von einer magnetischen, im übrigen unerklärlichen Heilweise, hier so zahlreiche Anhänger, selbst in gelehrten Kreisen, finden konnte. Diese eigentümliche Hinneigung zu einer wissenschaftlich noch nicht begründeten Heilweise, die eine Reaktion gegen die Verstandesherrschaft der Aufklärung, eine Hinneigung zur Romantik und ein Bedürfnis eines gewissen Wunderglaubens darstellt, knüpft sich für Berlin an den Namen des jüdischen talentierten Arztes David Ferdinand Koreff, des Leibarztes des Kanzlers Hardenberg. Indem wir viele bedeutende Ärzte und über das Praktische hinaus wirkende Gelehrte übergehen müssen, nennen wir nur einige Größen allerersten Ranges. Robert Koch war 1843 in Clausthal geboren und war praktischer Arzt in der Provinz Posen. Seine wichtigen bakteriologischen Forschungen über Wundinfektion veranlaßten seine Berufung an das Reichsgesundheitsamt in Berlin, wo ihm noch die Feststellung der Tuberkelbazillen sowie des

Cholerabazillus und deren Reinkulturen gelang. Besondere Bedeutung für die Berliner Universität wie für die universale Wissenschaft erlangte Rudolf Virchow. Obgleich nicht innerhalb der Grenzen der Mark geboren, verknüpfte ihn die wesentlichen Erfolge seiner vielseitigen Tätigkeit mit der Berliner Alma mater. Geboren war er 1821 in Pommern, studierte darauf in Berlin an der Universität und konnte sodann besonders an der Charité die reichsten Erfahrungen sammeln. In dem mit einem anderen Gelehrten gemeinsam herausgegebenen „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie“ legte er seit 1847 seine eindringenden Forschungen nieder. Er wurde der Begründer der modernen Zellular-Pathologie, welche alle Vorgänge im menschlichen Körper, zumal alle krankhaften, auf durch die Reizbarkeit der einzelnen Zellen im Organismus entstehenden Veränderungen zurückführt. Vor allem die Erkenntnis von Tuberkulose, Krebs und anderen krankhaften Umbildungen wurde durch diese Anschauungsweise gefördert. Als freisinniger Politiker und erklärter Demokrat mußte er seine Lehrtätigkeit in Berlin im Jahre 1849 aufgeben, ging nach Würzburg, wurde jedoch 1856 als ordentlicher Professor und Direktor des Pathologischen Instituts an der Universität wieder zurückgerufen, wo ihm mehr und mehr die höchsten staatlichen Ehren und Stellungen zuteil wurden. Ein Bahnbrecher wurde er ferner auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege, für die er in ganz Deutschland maßgebend wurde. Seine zahlreichen Werke und Aufsätze erstrecken sich auf die verschiedensten Gegenstände. Er ist 1902 in Berlin gestorben. — Zu den berühmtesten Chirurgen gehörte der Eivländer Ernst von Bergmann, der Nachfolger des ebenfalls berühmten Langenbeck, der spätere Generalarzt der deutschen Armee, der also solcher in Berlin sehr populär war (gestorben 1907).¹⁾ —

Die **Erdkunde** in ihrer wissenschaftlichen Gestalt ist — wie man sagen kann — geradezu von Berlin ausgegangen. Hierher gelangte nach mehrfachem Wechsel des Aufenthalts der erste Geograph seiner Zeit, Anton Friedrich Büsching. Im Jahre 1724 im Lippeschen geboren, besuchte er Schule und Universität zu Halle. Als Theolog wurde er bald vielfach angefeindet: Göttingen, Petersburg, Altona mußten ihn der Reihe nach beherbergen. Von Altona aus wurde er 1766 als Oberkonsistorialrat und Direktor des „Grauen Klosters“ nach Berlin gerufen. Hier starb er 1793. Seine „Allgemeine Erdbeschreibung“ ist das erste geographische Werk wissenschaftlicher Art und führte die statistische Methode in die Geographie ein. Danach sind noch eine Reihe berühmter Geographen mit der Geschichte der Mark verbunden. Einen gewissen Anteil an dem dortigen Aufschwung der Geographie hat deren Bedeutung für die Kriegsführung, so daß die Kartenzeichnung vielfach in den militärischen Dienst genommen wurde. Der bekannte Kartograph Theodor Emil von Sydow, geboren zu Freiberg, war preussischer Offizier und Divisionslehrer. Im Jahre 1843 kam er als Mitglied der Obermilitär-Examinationskommission nach Berlin, wo er Lehrer des Prinzen Albrecht von Preußen und Dozent an der Kriegsschule wurde. Später ist er in den Großen Generalstab und an die Kriegsakademie gekommen (gest. 1873). Bekannt ist ebenfalls der Name Heinrich Kiepert's, der 1818 zu Berlin geboren wurde.

¹⁾ Als hervorragender Förderer der Tierheilkunde ist noch Moritz Fürstenberg, geboren in Berlin, zu nennen († 1872).

Seine historischen Atlanten sind noch jetzt unübertroffen. Der Altmeister der deutschen Kartographen ist eigentlich Heinrich Berg haus. Er kam aus der rheinischen Heimat 1816 als Ingenieur-Geograph im Kriegsministerium nach Berlin, hat in Potsdam eine geographische Kunstschule gegründet, die aber 1848 einging. In fruchtbarer Arbeit hat er die damals besten Handatlanten geliefert. Aus echtmärkischer alter Adelsfamilie stammte Karl Friedrich von Klöden, der 1786 in Berlin geboren war, und von dem oben bereits als Schulmann die Rede war. Auch dessen Sohn, Gustav Adolf von Klöden, war ein wissenschaftlicher Reisender, wurde 1855 Professor an der Berliner Gewerbeschule und war später an der Militärexaminationskommission beamtet.

Ein berühmter und gelehrter Reisender war Adolf Bastian, der, ein geborener Bremer, nach großen Reisen sich in Berlin habilitierte, wo er bald neben einer Professur die Leitung des anthropologischen Instituts erhielt. Ethnologie war sein Sondergebiet, das er im höchsten philosophischen Geiste bearbeitete, wie Werke „Der Mensch in der Geschichte“, „Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung“, „Beiträge zur vergleichenden Psychologie“ u. a. zeigen.

Vor allem aber war es Karl Ritter, der Berlin zur Wiege der modernen Geographie weihte. Den in Quedlinburg geborenen begeisterten Persönlichkeit und Werke eines Alexanders von Humboldt schon als jungen Privatlehrer in Frankfurt a. M., und auch für ihn wurde das militärische Interesse an geographischer Wissenschaft entscheidend. Er wurde 1820 als Professor der Geographie an die Universität und Kriegsschule nach Berlin gerufen, wurde Mitglied der militärischen Prüfungskommission und der Akademie, schließlich Direktor der Kadettenanstalt. Sein Tod erfolgte 1859. Sein Hauptwerk: „Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und Geschichte des Menschen“ bezeichnet das Wesen seiner Forschung, der „vergleichenden Erdkunde“.

In der **Mathematik** hatte die Berliner Akademie ihre Größen meist aus dem Auslande geholt: D'Alembert, Maupertuis, Euler waren keine Brandenburger, nicht einmal Deutsche. Auch der Akademiker Johann Georg Sulzer, der unter Friedrich dem Großen eine Rolle in Berlin spielte, war geborener Schweizer und über dies weit mehr als Ästhetiker wie als Mathematiker bekanntgeworden. Nur seine zeitweilige Amtsstelle als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium seit 1747 war mathematischer Art. Auch aus dem Auslande, aus Paris, wurde Peter Gustav Lejeune Dirichlet, ein geborener Rheinländer, durch Alexander von Humboldt nach Berlin gezogen. Er kam 1829 an die dortige Kriegsschule, und wurde bald darauf Universitätsprofessor, ging aber 1855 nach Göttingen als Nachfolger von Gauß. Dagegen gehörte Karl Gustav Jacobi als geborener Potsdamer völlig der Mark an, lehrte jedoch erst an der Königsberger Universität, bis er als Akademiemitglied seinen Wohnsitz in Berlin nahm, wo er 1855 gestorben ist. Aus der Mark stammte ebenfalls Meyer Hirsch aus Friesack (geboren 1765) und der Sorauer Ernst Eduard Kummer, der 1855 in die Berliner Akademie kam. Der bedeutende K. Ch. Wilh. Weierstrass, der 1816 im Münsterischen geboren war, kam 1856 an das „Gewerbeinstitut“ nach Berlin und wurde daselbst 1864 Universitätsprofessor (gestorben 1897).

Weit größer ist die Zahl der mit der Mark Brandenburg in Verbindung zu nennenden Größen der sogenannten **Geisteswissenschaften**.

Philologie und Sprachwissenschaft haben in Berlin glänzende Triumphe gefeiert. Wir hatten gesehen, wie bei der Gründung der Berliner Universität Friedrich August Wolf, der aus Nordhausen stammte, und sich im Schulamte bewährt hatte, seinen Ruhm und seine Methode, seine Auffassung und seine Lehrbefähigung von Halle nach Berlin verpflanzte. Nach kurzer Zeit empfand er jedoch Unzufriedenheit mit der Akademie wie mit der Universität und zog sich mehr und mehr zurück. Gestorben ist er 1824. Bald nach ihm war auch August Böckh nach Berlin gekommen, wo er in der langen Zeit von 1811—1867 eine ungewöhnliche Zierde der Hochschule blieb. Viele der philologischen Gelehrten sind aus dem höheren Schulamte in die rein wissenschaftliche Laufbahn gelangt. Als Professor am Joachimsthalschen Gymnasium lebte seit 1789 Phil. Karl Buttman in Berlin, ohne aber jemals ein akademisches Amt bekleidet zu haben. Seine griechischen Grammatiken haben ihn jedoch auf längere Zeit zu einer Autorität für Schule und Wissenschaft gemacht (gestorben 1829). — Der echtmärkische, 1792 zu Berlin geborene Karl Gottlob Zumpt war erst Lehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium, am Joachimsthalschen Gymnasium, an der Kriegsschule und erhielt 1827 eine Professur an der Universität. Auch sein Haupttriumph gründet sich auf Hebung des klassischen Sprachunterrichts auf den höheren Schulen (gestorben 1849). — Sein Neffe Aug. Wilh. Zumpt war 1837—1877 an drei verschiedenen Gymnasien zu Berlin als Lehrer angestellt und hat wertvolle Arbeiten zum altrömischen Leben und römischen Rechte veröffentlicht. Einer der Altmeister unter den Klassisch-Philologen war noch der Berliner Immanuel Bekker (1785—1871), der besonders die griechische Handschriftenforschung förderte und ebenfalls schon seit 1810 der Hochschule angehörte. Ein Sohn der Mark war ferner der bedeutende Philolog Gottfried Bernhardt. Er war zu Landsberg in der Neumark geboren, hatte seine Bildung auf dem Joachimsthalschen Gymnasium sowie unter Wolf und Böckh erlangt und war 1825 Professor an der Universität geworden. Schon nach vier Jahren ist er dann aber nach Halle gegangen, wo er bis 1875 tätig gewesen ist. Seine Syntax der griechischen Sprache und seine Literaturgeschichte des römischen und des griechischen Volkes sind Werke von bleibendem Werte. Von dem hervorragenden Organisator im Schulwesen, Hermann Bonitz, der zugleich ein vorzüglicher Kenner des Griechischen, zumal von Plato und Aristoteles war, war bereits die Rede. — Auch Georg Curtius, Friedr. Christian Hase, August Meineke, Martin Herz, Hermann Usener, Theodor Bergk, Joh. Vahlen, Moritz Haupt, Otto Ribbeck, Heinrich Keil haben nicht nur in Berlin studiert, sondern haben daselbst auch als Lehrer an Gymnasien und an der Universität gewirkt.

Die mit der klassischen Philologie verbundene Altertumskunde, die Archäologie, darf in der Mark ihre eigentliche Geburtsstätte sehen. Hier wurde zu Stendal ihr Begründer Joh. Joachim Winkelmann 1707 geboren, der zwar seine Bildung hier sich erwarb und auch fünf Jahre lang zu Seehausen in der Altmark Konrektor gewesen ist, doch dann fast immer im Auslande, in Welschland, inmitten seiner Wissenschaftsobjekte, gelebt und gearbeitet und auch hier sein Ende durch Mörderhand gefunden hat (gest. 1768).

Ein namhafter Archäolog war später der in Nordhausen beheimatete Karl Bötticher. Dieser studierte seit 1827 auf der Berliner Bauakademie, wurde dann

Lehrer am „Gewerbeinstitut“ und der Bauerschule und zuletzt Direktor der Skulpturenabteilung am Königlichen Museum. — Schließlich sei in dieser Gruppe von Männern noch des berühmten Heinrich v. Schliemann gedacht, der, Mecklenburger von Geburt (1823), durch seine, von wissenschaftlicher Divination geleiteten großartigen Ausgrabungen an den Stätten alter Kunst und alten Lebens die Museen der preussischen Hauptstadt mit reichen Schätzen füllte. Er wurde im Jahre 1881 zum Ehrenbürger derselben ernannt (gestorben 1890).

Auch die erotischen, vornehmlich orientalischen Sprachen fanden längst in Berlin selbständige und erfolgreiche Pflege, ehe noch an eine deutsche orientalische Politik gedacht werden konnte, der wir dann später das „Orientalische Seminar“ zu verdanken haben. Das Altägyptische wurde durch Heinrich Karl Brugsch erst gründlich bekannt. Er war geborener Berliner (1827) und veröffentlichte bereits als Gymnasiast seine ersten demotischen Forschungen, d. h. über die alte Volkssprache Ägyptens. Nach einer wissenschaftlichen Reise, die er auf Kosten des Königs Friedrich Wilhelms IV. unternehmen konnte, wurde er als Professor nach Göttingen gerufen. Sein Werk ist vor allem das hieroglyphisch-demotische Wörterbuch. Allgemein bekannt wurde der gleichfalls in Berlin (1837) geborene Ägyptologe Georg Moritz Ebers, und zwar durch seine, geschickt Wissenschaft mit etwas oberflächlicher Dichtung verschmelzenden Romane aus der Zeit des altägyptischen Königtums, die zu seiner Zeit begierig gelesen wurden. Ebers ist aber bald nach Leipzig verzogen und dort dauernd verblieben. Karl Richard Lepsius war zwar kein Berliner, sein Name ist aber dauernd mit der Berliner Wissenschaft verknüpft. In Naumburg 1810 geboren, wurde er nach mehreren wissenschaftlichen Reisen ins Ausland 1842 in Berlin zum Professor ernannt und leitete die von König Friedrich Wilhelm IV. ausgesandte ägyptische Expedition. Das Orientalische Museum in der märkischen Hauptstadt ist auf Grund der damals gemachten Sammlungen entstanden. Seit 1873 bekleidete er das Amt eines Oberbibliothekars an der Königlichen Bibliothek; er starb 1884. Lepsius gilt als einer der Begründer der wissenschaftlichen Ägyptologie.

Paul Anton de Lagarde war 1827 zu Berlin geboren, hat hier Schulen und Universität besucht, war 1854—1866 an mehreren Berliner höheren Schulen Lehrer, wandte sich dann aber als Professor nach Göttingen. Seine Forschungen über orientalische Sprachen konzentrierten sich schließlich auf eine liberale Kritik des ursprünglichen Bibeltextes. Auf diesem Wege wurde er auch politischer Schriftsteller, als welcher er das Verhältnis zwischen Staat, Theologie, Kirche und Religion mehrfach beleuchtete. — Von den übrigen, für die Berliner Wissenschaft besonders hervorragenden Orientalisten seien hier nur kurz noch erwähnt: Albrecht Friedrich Weber, ein Breslauer, Professor in Berlin 1867; Justus Olshausen, ein Holsteiner und längere Zeit in dänischen Diensten, kam 1858 in das preussische Kultusministerium nach Berlin, nachdem er Professor der orientalischen Sprachen in Königsberg gewesen war (gest. 1882). — Für das Sanskrit besonders wurde Berlin bald eine der maßgebendsten Universitäten. August Wilhelm von Schlegel war es, der es durch seine Vorlesungen eingeführt hatte (seit 1821).

Wie die preussisch-deutsche Wiedergeburt nach den Tagen der Schmach mit Berlins Alma mater aufs innigste zusammenhing, so wurde hier auch die Wissenschaft geboren,

die sich zur Aufgabe macht, das ganze, echt deutsche Wesen wissenschaftlich und geschichtlich zu erforschen und durch Darlegung neu zu beleben. Das geschah am gründlichsten auf dem Gebiete der älteren deutschen Sprache und Literatur und sodann auf dem des heimisch-deutschen Rechtes. Eine Verbindung von altklassischer und deutscher Philologie stellt der große Karl L a c h m a n n dar. Dieser war in Braunschweig geboren (1793), kam nach den napoleonischen Kriegen nach Berlin an das Werdersche Gymnasium, habilitierte sich hier und wurde nach einem Aufenthalt als Professor an der Königsberger Universität im Jahre 1824 Professor in Berlin, 1830 Akademienmitglied und starb hier 1851. Er ist der Meister der streng methodischen Kritik, die er in gleichem Maße auf altgriechische, auf altdeutsche, wie auf moderne Literaturprobleme anwandte. Er hat die Liedertheorie für das Nibelungenlied aufgestellt, so Wolfs Homerkritik auf ein anderes Feld übertragend. Ausgezeichnete Ausgaben zur mittelhochdeutschen Literatur haben die Kenntnis von derselben wesentlich vertieft. — Ebenso hat Moritz H a u p t, ein geborener Sachse, als Nachfolger Lachmanns und als Professor der klassischen Philologie in Berlin (1853 bis 1874) bis zu seinem Tode gewirkt, nachdem er sich schon zuvor in Leipzig auch in germanistischen Forschungen einen Namen gemacht hatte. Die Zeitschrift für deutsches Altertum hat er in langen Jahren zu einem unentbehrlichen Rüstzeug der Gelehrten gemacht. Als Vertreter der deutschen Philologie, der G e r m a n i s t i k, ragte aber vor allem wieder ein Brüderpaar hervor, das in treuem Zusammenarbeiten unvergänglichen Ruhm auf die Spree-Universität gehäuft hat, ohne daß es in der Mark beheimatet gewesen wäre: Die Gebrüder Grimm, beide zu Hanau gebürtig. Der ältere Bruder, Jakob Grimm, war 1785 geboren, hatte sich als Bibliothekar und Staatsmann betätigt, als er seit 1830 in Göttingen Vorlesungen über deutsche Sprache und Literatur hielt. 1841 wurde er als Akademienmitglied nach Berlin gerufen, wo er endgültig geblieben ist. Er ist der Begründer der historischen Grammatik; aber seine Forschungen umspannten den ganzen Kreis des altdeutschen Lebens: Deutsche Grammatik, deutsche Rechtsaltertümer, deutsche Mythologie, Geschichte der deutschen Sprache, deutsche Rechts-erkenntnisse (Weistümer), deutsche Märchen, und er gab eine große Anzahl von Ausgaben altdeutscher Literaturdenkmäler. Im Jahre 1863 ist er gestorben. Sein jüngerer Bruder Wilhelm, im Jahre 1786 geboren, kam ebenfalls 1841 nach Berlin, wo er 1859 starb. In seltener Brüderlichkeit mit Jakob verbunden, und durchaus verwandten Zielen zustrebend, richtete er sein Augenmerk mehr auf die deutsche P o e s i e des Mittelalters. Neben den Märchen, die er gemeinsam mit Jakob in klassischer Form dem deutschen Volke wieder-schenkte, waren die Geschichte des Reims, die deutsche Heldensage und ebenfalls viele Ausgaben die Zeugen eines tiefschöpfenden, poetisch fühlenden deutschen Gemüts in der Rüstung umfassender Wissenschaft.

Die Zahl der Schüler dieser Meister ist groß. Der Berliner Theodor Heinj i u s, Oberlehrer und Prorektor am Friedrich-Werder-Gymnasium, machte die Ergebnisse der Forschung durch seine deutsche Sprachlehre und seine Geschichte der deutschen Literatur bekannt. Ein anderer Germanist wurde durch zwei vornehme Berliner Häuser in der märkischen Hauptstadt heimisch: Karl Wilhelm Ludwig H e y s e, ein Oldenburger, wurde Erzieher im Hause Wilhelms von Humboldt und darauf in dem Mendelssohns Bartholdy. 1829 wurde er Professor an der Universität. Sein „Lehrbuch der deutschen Sprache“ und sein

„System der Sprachwissenschaft“ waren für ihre Zeit bedeutende Werke. Ein Acker-
mäcker von altem Schrot und Korn war Heinrich von der Hagen. In Schmiede-
berg 1780 geboren, besuchte er die Schule zu Prenzlau, studierte in Halle und wurde
schon 1810 als Professor der deutschen Sprache nach Berlin gezogen, wo er mit kurzer
Unterbrechung bis zu seinem Tode (1856) geblieben ist. Er hat zuerst das Altdeutsche
in die Universitätsstudien eingeführt; seine Ausgaben alter Dichtungen sind freilich
vielfach inzwischen überholt.

Bis fast an die Gegenwart heranreichend ragt unter den Berliner Neuphilologen
Wilhelm Scherer hervor, ein Niederösterreicher, der 1827 Wohnsitz und Lehrstuhl in
Berlin einnahm, wo er bald auch Mitglied der Akademie wurde. Die „Denkmäler
deutscher Poesie und Prosa“ (gemeinsam mit Müllenhoff), die Forschungen über die
geistliche Dichtung des Mittelalters, die vielgelesene, großzügige deutsche Literaturgeschichte
bezeichnen die Höhepunkte seines Lebenswerkes. Er starb 1886. An der Spree stand die
Wiege von Hans Ferdinand Maßmann (1797). Er hat sich außer durch Arbeiten
über althochdeutsche Sprache und Quellen auch durch erfolgreiches Eintreten für die Sache
der deutschen Turnerei als Turnlehrer und als Organisator des preussischen Turn-
unterrichts einen Namen gemacht. Er wurde Professor in Berlin und starb 1874 in
Muskau. — Auch Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel, ein ausgezeichnete und
vielseitiger Germanist, war ein Sohn der Mark. Im Jahre 1806 zu Berlin geboren,
folgte er schon 1833 einem Rufe an die Hochschule zu Basel, wo er bis zu seinem Tode
(1869) verblieb.

Daß Achim von Arnim, der bekanntlich Berlin seine Geburtsstadt nannte,
durch seine Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn“ mit in diesen Kreis gehört,
wird man an anderer Stelle dieses Werkes nachlesen können. — Wenige berühmte Namen
vermag aus Berlin die Wissenschaft der übrigen neueren Sprachen aufzuweisen. Der
bedeutendste deutsche Romanist nächst Diez ist aber wohl Adolf Tobler gewesen. Der
Schweizer Kanton Zürich war seine Heimat; von der Universität Bern aus wurde er nach
Berlin gerufen, wo seine Verdienste bald auch durch die Mitgliedschaft an der Akademie
anerkannt wurden.

Die Berliner Universität hat sich auch das Verdienst gesichert, das große Sprachgenie
eines Franz Bopp zu sich herangezogen und damit die Entwicklung der gesamten neueren
sprachvergleichenden Wissenschaft an sich gekettet zu haben. Bopp war 1791 zu Mainz
geboren, ging längere Zeit nach Paris, um dort die orientalischen Sprachen zu studieren,
worauf im Jahre 1816 schon seine epochemachende Schrift „Über das Konjugations-
system der Sanskritsprache in Vergleichung mit der griechischen, lateinischen, persischen
und germanischen Sprache“ erschien, die mit einem Schlage alle Sprachvergleichung auf
eine wissenschaftliche Basis stellte. Im Jahre 1821 wurde er darauf als Professor nach
Berlin gerufen, wo er bis an sein Ende (1867) geblieben ist. Mit der Sprachvergleichung
hing auch die Entwicklung der allgemeinen Sprachwissenschaft, der Sprachphilosophie,
der Völkerpsychologie usw. zusammen. Epochemachend war in dieser Richtung Wilhelms
von Humboldt „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren
Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts“, welche Schrift (1835) die
Einleitung zu seinem großen Werke „Über die Kamisprache auf der Insel Java“ war.

— Weiter ausgebaut wurde diese Seite der allgemeinen Sprachwissenschaft durch Moritz Lazarus. Er stammte aus einer Rabbinerfamilie der Provinz Posen, ging als Privatgelehrter nach Berlin (1850), wurde dort Lehrer an der Kriegsakademie und 1873 Professor an der Universität. Durch eine Verbindung von psychologischen, sprachgeschichtlichen und geschichtsphilosophischen Studien gelangte er zu einer Wissenschaft der Völkerpsychologie, einem Gegenstück zur Psychologie der Einzelseele. — Verwandt damit waren die Bestrebungen von Heymann Steinthal aus Anhalt, der sich 1850 in Berlin habilitierte und dort 1863 Professor wurde. Im Anschluß an Wilhelm von Humboldt legte er sich auf die philosophische Behandlung der Sprache und dehnte seine Untersuchungen auch auf die Mythologie aus. Lazarus und Steinthal gaben gemeinschaftlich die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft heraus. —

Die Gründung der Universität Berlin, obwohl anscheinend in erster Linie auf eine Umwälzung des Denkens und Empfindens gerichtet, stand durchaus auf historischem Boden, wie jedes vaterländische Beginnen. Die philologische Wissenschaft, deren Hauptvertreter soeben erwähnt wurden, zeigte die Farbe des Neuhumanismus, der die Kenntnis des Altertums in völlig geschichtlichem Sinne verlangte und aus der Geschichte der Alten auch vaterländischen Geist vermittelte; das ganze bewußte Streben zur Wiedergeburt fußte auf Erinnerungen an glorreichere Zeiten des eigenen Staates unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen wie altdeutscher Ursprünglichkeit im allgemeinen. Die eigentliche **Geschichtsforschung** spiegelte diesen Zug im Wesen der jungen Universität glänzend wieder und gelangte hier zu einer bewunderungswürdigen Entwicklung bis zur stolzeften Höhe. In Menge begegnen uns gerade hier die glänzendsten Namen, zu denen die Mark selbst einen stattlichen Anteil stellte. Aber unser Raum verbietet jede eingehendere Darstellung und verlangt überall die äußerste Beschränkung.

Sobald die Mark Brandenburg bei Beginn der neuen Zeit in den Kreis der großen historischen Ereignisse eintrat, machte sich lebhafter das Bedürfnis geltend, diese in einem Bilde vom brandenburgischen Gesichtspunkte aus festzuhalten: heimatische Historiographen zur Verfügung zu haben. So haben wir gesehen, wie der Große Kurfürst es verstand, sich den ersten Geschichtschreiber der Zeit, Sam. von Pufendorf, dienstbar zu machen. In der Folge waren Leibniz, Jakob Paul von Gundling, der wissenschaftliche Narr Friedrich Wilhelms I., der Historiker und Leiter der brandenburgischen französischen Kolonie, der Berliner Jean Pierre Erman (1735—1814), bis zu Johannes von Müller, G. H. Perz und L. von Ranke u. a. amtliche Geschichtschreiber des Brandenburgischen Staates, die nicht ohne Bedeutung waren. Der Königliche Geschichtschreiber, Friedrich der Große, aber muß in diesem Zusammenhange genannt werden als der Erzähler vornehmlich seiner eigenen Taten. Seine Memoiren und die Geschichte seiner Zeit sind von dauerndem Werte sowohl als Quellen wie als Darstellungen. Die Ausgabe der Gesamtwerke des Königlichen Gelehrten hat die Akademie der Wissenschaften auf Befehl Friedrich Wilhelms IV. in den Jahren 1846—57 veranstaltet, aber seine politische Korrespondenz ist erst noch später gesammelt und veröffentlicht worden. — Der Berliner Joh. Karl Wilh. Möhsler gab schöne Anfänge zur Wissenschafts- und Schulengeschichte der Heimat.

Unter der Agide des früheren großen Reformministers Freiherrn vom Stein

wurde zu Berlin 1819 die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde gegründet und deren gewaltige Quellenveröffentlichung der *Monumenta Germaniae Historica* ins Werk gesetzt. Im Jahre der Gründung dieser Vereinigung veröffentlichte der junge Gelehrte Georg Heinrich Perz aus Hannover seine erste größere Schrift über die Geschichte der merowingischen Hausmeier. Daraufhin wurde er Mitarbeiter und bald darauf, seit 1823 der Leiter dieses großen Unternehmens, das der Staat mehr und mehr finanziell unterstützte. Seit 1842 lebte er als Oberbibliothekar und Regierungsrat gänzlich in Berlin, starb jedoch nach seinem Rücktritt von der Leitung des Unternehmens in München (1876), zwei Jahre nach seiner Amtsniederlegung. Außer seinen Quellenpublikationen innerhalb der *Monumenta* sind bedeutende Werke von ihm: „Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein“ (sechs Bände), und „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithart von Gneisenau“, *Denkmäler historischer Forschung und biographischer Kunst*. Die kritische Behandlung der historischen Handschriften und deren Sammlung hat durch ihn fortgesetzt die regste Förderung erfahren. An Perz' Stelle in der Leitung der *Monumenta* wurde danach Georg Waiz aus Göttingen berufen (gest. 1884). — Im Jahre der Jenaer Niederlage Preußens trat der dänische Finanzmann B. Georg Niebuhr in den preussischen Staatsdienst. Seiner wurde schon oben Erwähnung getan. Mit ihm begann eine neue Epoche nicht nur für die Behandlung der römischen Geschichte, sondern für die strengere historische Kritik überhaupt. Auch als Philologe hat er gewirkt. Nachdem er 1823 nach Bonn gegangen war, gründete er mit anderen Gelehrten das einflussreiche „Rheinische Museum für Philologie“. Ein hervorragender Mitarbeiter der historischen Monumentensammlung war u. a. auch Philipp Jaffé, aus der Provinz Posen gebürtig, bis ein Konflikt mit Perz ihn veranlasste, sich auf seine Universitätstätigkeit zurückzuziehen. Neben seiner Quellenausgabe zur Papstgeschichte ist seine bibliographische *Bibliotheca rerum Germanicarum* (1864) ein Meisterwerk.

Im Jahre 1825 kam der Mann nach Berlin, der der gesamten Geschichtschreibung der Neuzeit seinen Stempel aufgedrückt hat: Leopold von Ranke. Thüringen ist seine Heimat (geb. 1795), Schulpforta und Leipzig die wesentlichen Stätten seiner Bildung; dann wurde er Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. d. O. Von hier aus erregte er bereits die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt durch bedeutende Veröffentlichungen und wurde nach Berlin gerufen, wo er bis zu seinem Tode (1886) eine unvergleichliche Tätigkeit als Forscher und akademischer Lehrer entfaltet hat. Seine „Schule“ umfaßt die hervorragendsten Namen der neueren Geschichtsforschung, wie z. B. Weiz, Duncker, A. Schmidt, Giesebrecht, Sybel, Roscher, Dümmler u. a., und seine Grundsätze gaben der gesamten deutschen Wissenschaft das Gepräge: Auffindung und kritische Benutzung der echten Quellen ist ihm das Wesentliche. Daraus ergibt sich eine völlig objektive, leidenschaftslose Betrachtung und Wiedergabe der Tatsachen, „wie es eigentlich gewesen ist.“ Diese Ideale waren vor ihm noch von keinem in gleicher Weise erreicht worden. Einige seiner Hauptwerke mögen kurz namhaft gemacht werden: „Die römischen Päpste im 16. und 17. Jahrhundert“, „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“, „Neun Bücher preussischer Geschichte“ und schließlich seine „Weltgeschichte“. Seit 1841 führte Ranke den Titel eines königlichen Historiographen und wurde 1865 geadelt. Seit 1871 lebte er ohne Ämter ganz seiner Wissenschaft, wurde noch durch den

Titel eines Wirklichen Geheimen Rates ausgezeichnet und von der Stadt Berlin zum Ehrenbürger ernannt. 1886 ist er im hohen Alter gestorben.

Einer seiner hervorragendsten Schüler, Heinrich von Sybel, hat in einer Gedächtnisrede¹⁾ den Einfluß geschildert, den Berlin auf die wissenschaftliche Entwicklung Ranke's ausgeübt habe. „Die öffentliche Meinung schlummerte (1825); da fand die Wissenschaft ungestörte Ruhe, und nicht oft hat eine Stadt eine solche Menge bahnbrechender Geister in ihren Mauern vereinigt wie das damalige Berlin. Es waren die Jahre in welchen auf unserem märkischen Boden Hegel die Philosophie, Schleiermacher die Theologie reformierten, Wilhelm von Humboldt seine tiefstinnigsten Untersuchungen erscheinen ließ, Savigny und Eichhorn die Rechtswissenschaft auf neue Grundlagen stellten, Böckh die Philologie zu einem Zweige der Geschichte umgestaltete, Bopp die vergleichende Sprachwissenschaft, Ritter die moderne Geographie in das Leben rief.“ In diesen Kreis trat damals also Leopold Ranke ein. Reihen wir dem Großen einige seiner bedeutendsten Schüler an. Der Düsseldorfer, Heinrich Sybel, studierte 1834—38 unter Ranke in Berlin. Nach ruhmreicher Laufbahn an verschiedenen Universitäten wurde er 1875 Geheimer Oberregierungsrat, Direktor der preussischen Staatsarchive und Mitglied der Akademie. Er gab mit Max Duncker vereint die politische Korrespondenz Friedrich's des Großen heraus, aber sein Hauptwerk war die Geschichte der Revolutionszeit in fünf Bänden (1789—1800). Echte Berliner Söhne waren die folgenden: Wilhelm von Giesebrecht, der auf dem Grauen Kloster sich zur Universität vorbereitete, nach vollendetem Studium zwanzig Jahre lang Lehrer am Joachimssthal'schen Gymnasium war, bis er 1887 als Professor nach Königsberg und später nach München gerufen wurde, nachdem die ersten Bände seines Hauptwerkes „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ erschienen waren. — Ernst Dümmler, 1830 zu Berlin geboren, wurde schon 1858 Professor zu Halle, war dann Mitglied der Zentralkommission für die Monumenta in Berlin und des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Die Geschichte des Ostfränkischen Reichs, Kaisers Otto des Großen, die Poëtae latini aevi Carolini bezeichnen die Hauptstücke seines Lebenswerkes. — Wie Dümmler war ebenso ein Berliner Buchhändlersohn Max Duncker, der 1811 geboren war. Er wird 1842 Professor in Halle, geht dann, weil politischer Oppositionsmann, nach Tübingen, wird aber 1859 in das preussische Staatsministerium gerufen, worauf er zum Direktor der preussischen Staatsarchive ernannt wird. Er schrieb vor allem eine Geschichte des Altertums und Abhandlungen zur preussischen Geschichte. — Noch mehr war die preussische Geschichte das Arbeitsfeld von Joh. Gustav Droysen, der aus Treptow in Pommern stammte. Auch er war Oberlehrer am Grauen Kloster zu Berlin, als er 1835 eine Professur erhielt. Auf seine Geschichte Alexanders des Großen folgte seine Geschichte der Freiheitskriege und das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Aber erst 1859 kam er nach Berlin als Universitätsprofessor, wo er sein Hauptwerk, die Geschichte der preussischen Politik bis auf Friedrich den Großen, vollendete. —

Ungefähr gleichzeitig mit Ranke wirkte Friedrich von Raumer in Berlin, wo er, ein Anhaltiner, seit 1819 an der Hochschule lehrte und das Amt eines Sekretärs der Akademie bekleidete. Am bekanntesten ist seine Geschichte der Hohenstaufen und die

¹⁾ Abhandl. d. Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1886.

Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Auch als Diplomat, Politiker, und Volksvertreter hat er sich einen Namen gemacht. Dagegen ging der Thüringer Heinrich Leo, der 1822 nach Berlin kam, hier Professor und Bibliothekar wurde, bald weiter nach Halle (gest. 1878), während der Sachse Heinrich Gotthard von Treitschke, nachdem er 1866 nach Berlin gekommen war, zum begeisterten und treuen Preußen wurde. Er redigierte zunächst die Preussischen Jahrbücher, war aber seit 1874 auch Lehrer an der Universität. Seine Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert atmet den höchsten Nationalismus. — Noch ein Stern erster Größe strahlt aber lange Zeit in dieser historisch so fruchtbaren zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Theodor Mommsen. Er war in der Provinz Schleswig geboren (1817), begann als Jurist und wurde Professor zu Leipzig, Zürich und Breslau. Seit 1858 war er in Berlin Professor und bald auch Akademiesekretär. Von der Akademie wurde er mit der Sammlung des großen Corpus inscriptionum latinarum betraut, nachdem er sich als unvergleichlichen Kenner der altitalischen Verwaltung und der dortigen Dialekte erwiesen hatte. Viele Teile seiner Forschungen schmolzen schließlich zusammen in seiner berühmten Römischen Geschichte (1854—85). Auch an den Quellenausgaben der „Monumenta“ war er hervorragend beteiligt. Seine Forschungen wie seine Auffassungen im einzelnen schlossen den historischen, philologischen, juristischen Standpunkt in sich, und mit vollem Rechte hat man von seiner vielseitigen Tätigkeit als von einem bewunderungswürdigen Großbetriebe der Wissenschaft gesprochen. — Ernst Curtius, in Lübeck 1814 geboren, studierte u. a. in Berlin, wurde nach längeren Studienreisen dort Lehrer am Französischen und Joachimsthalschen Gymnasium und erhielt 1844 eine außerordentliche Professur. Dieses Lehramt vertauschte er jedoch mit einem in Göttingen, bis er 1863 nach Berlin als ordentlicher Professor zurückkam. Längst schon war er Mitglied der Akademie. Seine Forschungen beziehen sich fast alle auf das alte Griechenland in geographischer und geschichtlicher Hinsicht, und seiner vornehm populären Darstellung verdanken die gebildeten Kreise eine wachsende Kenntnis der alten Hellenen. Er vermittelte auch im Jahre 1874 die Erlaubnis der Regierung zu Athen zu den großartigen Ausgrabungen bei Olympia durch das Deutsche Reich.

Als bekannte Historiker, die ebenfalls in Berlin gewirkt haben, seien noch die nachstehenden erwähnt. Die beiden Prutz, Vater und Sohn (Robert und Hans), waren vorübergehend hier tätig, besonders war der jüngere als Oberlehrer an der Friedrich-Werderschen Gewerbeschule und darauf an der Universität angestellt. Mehrere ausgezeichnete geschichtliche Sonderdarstellungen haben ihn, der später nach Königsberg ging, bekannt gemacht. — Ein geborener Altenburger, kam Bernhard Erdmannsdorffer von München aus nach Berlin, arbeitete hier mit an dem vom späteren Kaiser Friedrich III. veranlaßten Werke über die Geschichte des Großen Kurfürsten, war eine zeitlang Lehrer an der Kriegsakademie und wurde 1869 Professor der Universität, die er aber bald wieder verließ, um andere Lehrstühle einzunehmen.

Literatur- und Kunstgeschichte dürfen wir an dieser Stelle hier füglich unbeachtet lassen, da diese Zweige der Geschichtswissenschaft in innigerem Zusammenhange mit den Gegenständen ihrer geschichtlichen Betrachtung stehen, die an anderen Orten dieses Werkes Berücksichtigung finden.

Wie die gesamte Berliner Geisteswissenschaft von Anfang an einen historischen Boden suchte, der ihr innere Kraft und feste Wurzeln verleihe, so gelangte die historische Denkweise auch in die **Jurisprudenz** die vorher vielfach nur unwissenschaftliche Praxis nach alten Mustern oder eine Beute freier Spekulation auf metaphysischen oder theologisierenden Grundanschauungen gewesen war: An Stelle der Voraussetzungen des früheren Naturrechts trat das historische Recht: das Recht wie der Staat ist ein Produkt der geschichtlichen und nationalen Entwicklung, ein Ergebnis des Rechtsbewußtseins im ganzen Volke. Als Gründer dieser „historischen Schule“ — insofern er sie eigentlich zu Ansehen brachte — ist der große Rechtslehrer Friedrich Karl von Savigny (1779—1861) anzusehen. Er war in Frankfurt a. M. geboren. Nach frühzeitiger akademischer Tätigkeit in Marburg und Landshut kam er sofort bei Gründung der Berliner Hochschule an diese und stieg im preussischen Staatsdienst bis zur Würde eines Ministers (1847), in der Mark eine zweite Heimat findend. Seine geschichtliche Auffassung des Rechts, die in seiner auch gerade jetzt wieder lesenswerten Schrift: „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft“ (1814) zum Worte kam, verhinderte die Ausartung der infolge der vaterländischen Hochflut entstandenen Agitation gegen alles Fremdländische, also auch des römischen Rechtes. Seine Hauptwerke sind seine Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter und sein System des heutigen römischen Rechts. Durch die revolutionären Ereignisse von 1848 veranlaßt, verließ er den öffentlichen Dienst, lebte aber noch lange in wissenschaftlicher Muße. Einer von Savignys hervorragendsten Schülern war Joh. Friedr. Ludwig Göschel, der aus Königsberg stammte und, wie sein Lehrer, schon 1810 nach Berlin kam, wo er mit 25 Jahren eine Professur erhielt, die er bis 1822 inne hatte, als er nach Göttingen gerufen wurde.

Allmählich versöhnten sich die beiden entgegengesetzten Auffassungen der philosophischen und der historischen Rechtsschulen, aber der Lauf der Zeiten brachte es mit sich, daß zur selben Zeit, als von der Geschichte des Rechts und des römischen im besonderen tiefere Aufschlüsse über das Rechtsleben der Völker im allgemeinen erwartet wurden, sich ein ganz neuer Zweig der Rechtswissenschaft emporhob und sich fortan auf ganz der gleichen geschichtlichen Forschungslinie bewegte: das deutsche Recht. Und ebenso lag es in den zeitgeschichtlichen Zusammenhängen, daß gerade Berlin als der natürliche Mittelpunkt für diese nationale Wissenschaft sich darbot, wo eben das nationale Leben selbst eine großartige Auferstehung feierte. Wir hatten erwähnt, wie R. Fr. Eichhorn zuerst dem alten deutschen Rechte eine wissenschaftliche Seite abgewann, wie Jakob Grimm in seinen Rechtsaltertümern und seinen Weistümern neue Einsichten in die Anschauungen unserer Vorfahren eröffnete. Aber diese Pioniere blieben nicht allein. Gustav Homeyer, ein Pommer von Geburt, wurde 1824 in Berlin Professor. Seine große Ausgabe des „Sachsenspiegels“ und seine anschließenden Forschungen gaben einem großen Teile der Kenntnis des alten deutschen Rechtes exakte Grundlagen. Friedrich Gierke, ebenfalls Pommer, habilitierte sich 1867 in Berlin, wo er wenige Jahre darauf Professor wurde; er vertauschte seinen Lehrstuhl jedoch bald mit einem in Breslau. Sein Werk über das deutsche Genossenschaftsrecht streift auch das ältere Bildungswesen mit dem Blick eines weitausschauenden Forschers. Aus der jüngsten Vergangenheit wurde noch Heinrich

Brunner als ein Berliner Hauptvertreter der germanistischen Seite des Rechtes bekannt (gestorben 1915).

Einer der Rechtsgelehrten von umfassendster Vielseitigkeit und Größe stammt aus der märkischen Hauptstadt selbst: Rudolf Gneist. Im Jahre 1816 geboren, begann er seine akademische Laufbahn mit 23 Jahren und wurde 1844 Professor des römischen Rechtes in seiner Vaterstadt. Die Zeiten der preussischen Reaktion ließen England als parlamentarisches Musterland der Freiheit erscheinen, und die liberalen Anschauungen erlangten eine wissenschaftliche Stütze, als Gneist sein „Heutiges englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht“ hatte erscheinen lassen (1857—60). Aber auch persönlich wurde Gneist einer der angesehensten Vertreter des Liberalismus im preussischen wie im Bundes-Parlament, und er hat die bald darauf beginnende Verwaltungsreform in Preußen (zirka 1870—80) wesentlich mit Wort und Schrift unterstützt, worauf er auch zum Vorsitzenden des obersten Verwaltungsgerichtshofes gewählt wurde. Auch auf den Gebieten der Kirchenpolitik, des Schulwesens, der Gerichtsverfassung, der Finanzverwaltung war seine Stimme eine der gewichtigsten im Reiche, bis er im Jahre 1895 starb.

Als Repräsentant der Gesamt-Rechtswissenschaft muß aber tatsächlich der Herausgeber der großen „Enzyklopädie der Rechtswissenschaft“, Franz von Holtzendorff, ein geborener Uckerländer gelten. Seit 1857 war er an der Universität Berlin tätig gewesen, als er 1873 nach München gezogen wurde. Gefängnisreformen und Abschaffung der Todesstrafe sind wesentliche Früchte seiner Bemühungen. — Aber auch den Hauptvertreter eines wichtigen Teiles des Rechtes, des Kirchenrechtes, nennt die Mark den ihren. Paul Hinschius war 1835 in Berlin geboren und hatte dort seine Bildung empfangen, habilitierte sich 1859 und verblieb mit kurzer Unterbrechung im Berliner akademischen Amte seit 1863, wobei er zugleich unter Falk im Kultusministerium arbeitete, da er unbestrittene Autorität hinsichtlich der Patronatsrechte der Kirchenvereinigungen war.

Für die **Nationalökonomie** wurde die preussische Hauptuniversität unter den Einflüssen geschichtlicher Entwicklungen ebenfalls ein Zentralpunkt. Hier, wo ein genialer Staatsmann die gefährvolle Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens durch staatliche Regelungen und Schutzmittel einzudämmen suchte, konnten die Ideen des sogenannten Staatssozialismus im Gegensatz zu den umstürzlerischen Tendenzen der aufkommenden Sozialdemokratie nicht anders als anerkannte Bedeutung erlangen. Der Vater dieser rechtlich-wirtschaftlichen Lehren war Johann Karl Rodbertus, 1805 in Greifswald geboren. Auf ganz kurze Zeit hat er im Revolutionsjahre 1848 das Kultusministerium in Berlin inne gehabt und darauf die Hauptstadt in der Zweiten Kammer vertreten. Seine Gegnerschaft gegen Casselle war bezeichnend für ihn, der in den sozialen Fragen wesentlich wissenschaftliche Probleme sah. — Weiter entwickelte die gesellschaftlichen neueren Theorien der viel gepriesene, aber auch viel angefeindete Adolf Wagner. Als Sohn eines berühmten Mediziners in Erlangen 1835 geboren, wurde er nach mannigfaltiger sonstiger Lehrtätigkeit an Handelslehranstalten und Universitäten im Jahre 1870 nach Berlin berufen. Seine statistischen, finanztechnischen und banktheoretischen Arbeiten erregten fortgesetzt großes Aufsehen. Er neigte einem staatlich und rechtlich begründeten Sozialismus zu und redete besonders auch der Verstaatlichung des Versicherungswesens energisch das Wort. — Auf einem verwandten, doch anders temperierten Standpunkt steht sein Kollege Schmöller,

der, in Heilbronn geboren, 1882 nach Berlin kam. Er wurde der Gründer des einflußreichen „Vereins für Sozialpolitik“. Die Wirtschaftsgeschichte ist durch ihn wesentlich gefördert worden. — Im Kreise der sogenannten Staatssozialisten müssen auch noch Eujó Brentano aus Aschaffenburg und Adolf Stöcker aus Halberstadt erwähnt werden, von denen der erstere in Berlin seine akademische Laufbahn begann, der letztere lange Zeit eine Bedeutung als Gründer der christlich-sozialen Partei und Führer der Antisemiten in Berlin erlangte.

Aus der Mark stammte auch Rudolf Meyer, ein fleißig arbeitender, volkswirtschaftlicher Schriftsteller, der besonders die Entwicklung des vierten oder Arbeiterstandes in seinen Schriften geschichtlich und kritisch verfolgte. — An Berliner Schulen war Richard von Kaufmann tätig, ein geborener Kölner, der Lehrer der Nationalökonomie an der landwirtschaftlichen Hochschule wurde. Ein Amt im Finanzministerium legte er nieder, um eine Professur an der technischen Hochschule zu Aachen zu übernehmen. Eine starke, trotzige Individualität besaß der Berliner Eugen Dühring. Im Jahre 1833 geboren, studierte er in seiner Vaterstadt die Rechte, habilitierte sich 1864 als Nationalökonom, da ihn ein Augenleiden im praktischen Amte hinderlich wurde. Bald aber begannen an der Universität Streitigkeiten mit der Professorenschaft, die er des Nepotismus zieleh, bis sein Ausschluß aus dem Lehrkörper erfolgte. Er strebte eine Verbindung der Nationalökonomie mit der exakten Naturwissenschaft an. Auch in seinen rein philosophischen Arbeiten fußt er durchaus auf den Ergebnissen moderner Naturerkenntnis. Seine Schriften „Kapital und Arbeit“, „Der Wert des Lebens“, „Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre“, „Kritische Geschichte der Philosophie“, „Kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik“ usw. sind Arbeiten von bedeutendem und dauerndem Werte: Er vermittelt uns auch einen natürlichen Übergang zu der **philosophischen Wissenschaft**.

Wie an der Schöpfung der Berliner Akademie der erste große Philosoph der Deutschen, Leibniz, wesentlich beteiligt war, wie später an der Wiege der Berliner Hochschule die Umbildung der Lebensanschauungen in philosophischem Kleide durch die unwertenden Lehren eines Joh. Gottl. Fichte geschah, so hat sich die Wissenschaft der Prinzipien fort und fort im höheren Geistesleben von Berlin und seiner Bevölkerung als ein Faktor von Bedeutung erwiesen, vor allem aber an der Universität stets eine hervorragende Stellung behauptet. Außer den eben schon genannten Männern der ersten Akademieperiode, als die Wissenschaft im allgemeinen noch der Zügel der Theologie nicht entbehren zu können glaubte, eroberten sich den Vorrang im Ansehen die Schüler von Christian Wolff, die sich zur Zeit des großen Friedrich, des „Philosophen auf dem Throne“ in seiner Hauptstadt sammelten. Es braucht nur an Namen wie Friedrich Nicolai, Moses Mendelssohn, Thomas Abbt, erinnert zu werden, um Berlin als Mittelpunkt der deutschen Aufklärung sich in das Gedächtnis zurückzurufen, worauf der Idealismus und die Pflichtenlehre Kants herrschend wurde. Wie weit dabei Größen der schönen Literatur wie Lessing, Herder, Schiller eine Rolle auch in Hinsicht der wissenschaftlichen Gedankenwelt spielten, wird man aus der Literaturgeschichte entnehmen können. Dann kam die Zeit der politischen Erhebung Preußens, die vor allem durch die Philosophie Fichtes und Schleiermachers ihren Stempel erhielt; später sollte die Philosophie eine Stütze positiv-

firchlicher Anschauungen werden im Rahmen streng schematisierender Vernunftsysteme, bis die neuerwachende Skepsis diese Fesseln sprengte und sich dem Materialismus in die Arme warf, der aber seinerseits von neuen Versuchen systematischer Fundamentierung der Weltgestaltung abgelöst wurde. — Wir heben die wesentlichen Persönlichkeiten dieser ganzen Entwicklung im folgenden einzeln heraus.

Unter den Anhängern Christian Wolffs ragt Alexander Gottlieb Baumgarten, ein geborener Berliner, hervor, der Begründer der Ästhetik als systematischer Wissenschaft, einer der letzten bedeutenderen Professoren der alten Viadrina zu Frankfurt a. d. O. (gest. 1762). — Auf einem ähnlichen Wege, ohne abhängig zu werden, ging der Schweizer Joh. Georg Sulzer, der in Berlin Professor der Mathematik am Joachimsthalschen Gymnasium, Mitglied der Akademie und Professor an der Ritterakademie war und u. a. eine „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ schrieb, worin er moralische Absichten mit den Wirkungen der Künste zu verbinden suchte. Mehrere von den ausgesprochenen Aufklärungsphilosophen waren Brandenburger von Geburt. Der Buchhändler Nicolai war in Berlin geboren, und seine kritischen Zeitschriften „Bibliothek der schönen Wissenschaft“ sowie seine „Allgemeine deutsche Bibliothek“ (1765—1805) haben bedeutenden Einfluß auf die Gelehrtenwelt ihrer Zeit gehabt. Seine Beschreibung von Berlin und Potsdam gilt noch jetzt als für jene Zeit musterhaft. Er ist 1811 gestorben. — Nicht geringer war die Bedeutung von Moses Mendelssohn, der seit 1743 in Berlin lebte und gewissermaßen der Mittelpunkt der aufklärerischen Bestrebungen war. Sein „Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele“ erlangte europäische Berühmtheit (gest. 1786). — In den Kreis der Aufklärer gehört auch Joh. Aug. Eberhard. Er kam als Hauslehrer eines jungen Freiherrn von der Horst nach Berlin, wo er sich in Muße der Wissenschaft widmen konnte. Später Prediger am Berliner Arbeitshause, wurde er Akademiemitglied, starb aber 1778 als Professor in Halle. Zu den Philosophen, die Friedrich II. selbst noch nach Berlin gezogen hat, sind ferner zu nennen Joh. Heinrich Lambert, ein Elsässer, der das Amt eines Oberbaurats bekleidete, und Christian Garve aus Breslau, der ausgezeichnete Übersetzer philosophischer Schriften der Griechen und Römer.

Verhältnismäßig wenig hat Fichte Schule gemacht (von dem oben schon gesprochen wurde), wenn man von der Weiterbildung seiner Denkweise durch Spätere absieht. Mitten in der Zeit der aufregenden Kämpfe um politische Existenz erlag der edle Mann dem Hospitalfieber bei der aufopfernden Tätigkeit im Dienste des Landes (1814). Um die Neubefetzung seines Lehrstuhles, auf dem man einen ebenbürtigen Nachfolger sehen wollte, entstanden in Berlin lebhafteste Kämpfe. Der Heidelberger Professor Fries und der damals schon berühmte Nürnberger Gymnasial-Rektor Georg Wilhelm Friedrich Hegel hatten unter vielen Kandidaten die meisten Aussichten, entgingen zunächst aber beide der Spree-Universität, da Unschlüssigkeit und Sparsamkeitsrückichten, welche jetzt den gegen früher engeren Gesichtspunkt der Regierung kennzeichneten, die rechten Augenblicke verpaßten. Die Hegelsche Philosophie schien aber dem Ministerium von Altenstein geeignet, die offizielle preussische Philosophie zu werden, und man versicherte sich dieses nützlichen Gelehrten seitens des Kultusministeriums schließlich doch noch. Hegel war 1770 zu Stuttgart geboren, hatte in Tübingen Theologie und Philosophie studiert, wurde 1801

Privatdozent in Jena. Nach der preussischen Niederlage von 1806 ging er nach Bamberg und wurde bald darauf Rektor des Nürnberger Gymnasiums. Von hier folgte er einem Rufe als Professor nach Heidelberg, und von dort 1818 nach Berlin. In der preussischen Metropole hat er und seine Philosophie bis zu seinem Tode eine seltene, vom Staate, mehr als gut war, unterstützte Alleinherrschaft ausgeübt, die sich mit Hilfe des Ministeriums auch auf viele auswärtige Lehrstühle erstreckte, welche regierungsseitig fast nur mit Hegels Anhängern besetzt wurden. Der großartige Plan einer vollständigen Enzyklopädie der Philosophie in systematischer Einheit erregte nicht nur die Bewunderung der Welt, sondern verschaffte Hegel auch eine ungewöhnlich zahlreiche Anhängerschaft unter den Gelehrten, da diese sich bei so umfassender Anlage in die Weiterausbildung der einzelnen Gebiete des Ganzen teilen konnten, bis freilich durch theologische Streitfragen über den „ewigen Vernunftgehalt des Christentums“ Spaltungen unter den Hegelianern entstanden, deren „Rechte“ die Ketten der Theologie auf sich nahm, deren „Linke“ sich das Odium des Atheismus zuzog. Hegels berühmteste Werke, die sämtlich nach der sogenannten „dialektischen Methode“ angelegt sind, führen die Titel „Phänomenologie des Geistes“, „Logik“, „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“; ferner bearbeitete er auch die Philosophie des Rechtes, der Geschichte, die Ästhetik. In Berlin blieb Hegel bis zu seinem Tode, der 1831 infolge der Cholera eintrat, unbestrittener Gebieter in der Philosophie.

Es war natürlich, daß der Sitz des Meisters auch zum Mittelpunkt der Anhängerschaft sich gestaltete. Berlin und die Provinz Brandenburg beherbergten damals eine ziemliche Anzahl von Hegels Schülern und Nachahmern, mochten sie von auswärts gekommen sein oder ihre Heimat daselbst haben. Zu der sogenannten „Rechten“ der Hegelianer, der theologisierenden Philosophenpartei, ist Bruno Bauer aus dem Altenburgischen zu rechnen, der sich 1834 in Berlin als Theologe habilitierte. Doch auch er wagte sich später mehr in das kritische Fahrwasser und hat nach einer Zeit akademischer Tätigkeit in Bonn sich in Berlin bis zu seinem Tode der Geschichte des Christentums, besonders des Urchristentums gewidmet. Er starb 1882 in Rixdorf bei Berlin. Sein jüngerer Bruder Edgar Bauer, der in Charlottenburg geboren war und Jura studiert hatte, wurde aus Anlaß einer freien Verteidigung seines Bruders hinsichtlich der Auslegung der Evangelien wie dieser selbst gemafregelt. Er blieb freier Publizist und hat durch seine politisch-historischen Zeitschriften Einfluß auf die öffentliche Meinung gewonnen. — Vorübergehend war auch Franz Xaver von Bader in Berlin. Ein geborener Münchener kam er 1822 auf einer Reise nach Rußland hierher und stand längere Zeit in regem Verkehr mit den Berliner Geistesgrößen wie Schleiermacher, Hegel, Varnhagen u. a. — Zu Hegels bekanntesten Schülern gehörte Joh. Ed. Erdmann, ein Eisländer. Erst Theologe, dann in Berlin durch Hegel zur Philosophie bestimmt, habilitierte er sich 1834 daselbst, erhielt dann aber 1836 einen Lehrstuhl in Halle. — Georg Andreas Gabler, zu Altdorf geboren, studierte in seiner Vaterstadt, sowie in Jena, wurde Hauslehrer in der Familie Schillers, sodann in Nürnberg und Gymnasiallehrer zu Ansbach und Bayreuth. Als eifrigen Anhänger Hegels hat man ihn nach des Meisters Tode 1835 als dessen Nachfolger nach Berlin berufen, wo er 1853 gestorben ist. Sein Lehrbuch der philosophischen Propädeutik genöß seinerzeit großes Ansehen. — Unter

den aus Berlin stammenden Hegelianern ist Karl Ludwig Michelet zu nennen. Im Jahre 1801 geboren, war er 1825 Oberlehrer am französischen Gymnasium zu Berlin, habilitierte sich daselbst und wurde 1829 Universitätsprofessor. Obgleich Schüler Hegels, zeigte er doch keine einseitige Bevorzugung von dessen Philosophie, sondern widmete sich mehr der Geschichte dieser Wissenschaft. So schrieb er u. a. über Aristoteles, eine Entwicklungsgeschichte der deutschen Philosophie, sowie eine „Geschichte der Menschheit in ihrem Entwicklungsgange seit 1775“. Doch hat er auch ein „System der philosophischen Moral“ verfaßt und über Rechtsphilosophie gearbeitet. Bei der Herausgabe der Werke Hegels (1832—42) war er wesentlich beteiligt. Sein Verdienst ist ferner die Gründung der Philosophischen Gesellschaft in Berlin. Durch Hegels Vorträge wurde auch Karl Fortlage, ein Theologe aus Osnabrück, zum Studium der Philosophie bewogen. Er ging darauf nach Heidelberg, kehrte aber mit Schelling nach Berlin zurück, wo er bis 1845 Vorlesungen hielt, bis er in Jena eine Professur erhielt. Gestorben ist er dort 1881.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Sterne Hegels war der Friedrich Wilhelm Joseph von Schellings emporgestiegen. Wie jener ein Schwabe von Geburt (1775) und mit diesem als Studiengenosse anfangs eng befreundet, trennte sich später die Bahn seiner Spekulationen von Hegel. Durch Fichte und Goethe, die Schellings Genialität, in der sich künstlerische und wissenschaftliche Begabung einten, erkannten, wurde er Professor in Jena. Nachdem er dann in Würzburg und in München gewirkt hatte, wurde er 1841 nach Berlin gerufen. Da sich der Hegelianismus in seiner späteren Entwicklung allmählich für ein positives Christentum gefährlich erwiesen hatte, sollte Schelling nunmehr unter dem König Friedrich Wilhelm IV. als Retter erscheinen, der seinerseits imstande sein würde, die Hegelsche Philosophie mit ihren Konsequenzen und der alleinigen Herrschaft der Vernunft zu widerlegen. Er hatte seit langer Zeit nichts mehr Philosophisches veröffentlicht, aber er hatte in Vorlesungen verkündet, seine „positive Philosophie“ sei ein System, das Hegels Lehren unbedingt widerlege. Diesem Umstande verdankte er seine Berufung. Er hat diese Hoffnungen arg enttäuscht. Schon 1846 stellte er in Berlin seine Vorlesungen ein und zog sich von der akademischen Bühne zurück. Er ist 1854 in Ragaz gestorben. Seine Werke bezeichnen die Hauptmomente seines Denkens, das als objektiver Idealismus bekannt ist: „Ideen zu einer Philosophie der Natur“, „System des transzendentalen Idealismus“, „Philosophie und Religion“; seine Philosophie, die die Einheitlichkeit des Weltganzen im Absoluten zu erkennen meint, ist schlechthin die Identitätsphilosophie genannt worden. Vielsach seine Richtung wandelnd, hat er gerade darum sehr anregend auf andere gewirkt. Seine Naturphilosophie zählte einige Zeit lang zahlreiche Anhänger, auch unter den brandenburgischen Gelehrten. Der bestrickende Gedanke, der in der sogenannten Naturphilosophie Schellingscher Art liegt, verlockte viele, selbst im übrigen strenge und ergaste Naturforscher. So war der große Mediziner Reil (siehe oben) im Banne dieser Anschauung. Ein leidenschaftlicher Vertreter dieser Richtung war Heinrich Steffens, ein geborener Norweger, der sich aber gänzlich der deutschen Wissenschaft und dem Preussischen Staate angeschlossen hatte. Von Breslau aus, wo er Professor der Philosophie war, zog er mit in den Kampf gegen Napoleon, durch seine Reden allgemeine Begeisterung entzündend. Lange Jahre nach seiner Rückkehr wurde er 1832 noch nach Berlin gerufen, wo er 1845 starb. Auch er hat die vollkommene Herr-

schaft der streng naturwissenschaftlichen Auffassungsweise nicht mehr eindämmen können. — Ein eifriger Anhänger Schellings war der Uckermärker Karl Wilhelm Ferdinand Solger aus Schwedt. Er trat in die Kriegs- und Domänenkammer zu Berlin und wurde sodann Professor in Frankfurt a. d. O., von wo er 1810 mit nach Berlin übernommen wurde. Er hat seine Philosophie gern in der antikisierenden Form von Dialogen dargelegt und beschäftigte sich nebenbei mit griechischer Literatur. Sein Hauptfach war die Ästhetik.

Da die Hegelsche Dialektik als die Spitze eines Prinzips sich nicht wohl mehr steigern und in gerader Linie verfolgen ließ, so sahen sich schon viele seiner unmittelbarsten Anhänger genötigt, sich Einzelzweigen des philosophischen Denkens zu widmen und vom umfassenden systematischen Denken überhaupt abzusehen. Ästhetiker war der aus Merseburg stammende Berliner Staatsanwalt Julius von Kirchmann, der als eifriger Demokrat schließlich 1867 abgesetzt wurde (gest. 1884); ein demokratischer Gesinnungsgenosse war auch der Rügener Arnold Ruge, der durch seine Zeitschrift „Die Reform“ 1848 der Regierung für gefährlich galt. Er schrieb über platonische Ästhetik. Historiker der Philosophie war u. a. Friedrich Harms aus Kiel, der 1867 nach Berlin kam und hier 1880 starb; Karl Rosenkranz, der kurze Zeit im Berliner Ministerium tätig war, war hauptsächlich Ethiker (gest. 1879). Hervorragender Philosophiehistoriker aber war der berühmte Eduard Zeller, wiederum ein Kind des Schwabenlandes. Nach Beendigung seines Studiums habilitierte er sich in Tübingen, war später Professor in Bern, Marburg, Heidelberg, worauf er 1872 nach Berlin berufen wurde. Er war der gründlichste Kenner der altgriechischen Philosophie, und seine darauf bezüglichen Geschichtswerke haben teilweise die Forschung auf diesem Gebiete zum Abschluß gebracht.

Selbständigere Denker, die für sich eigene Systeme ausgebildet haben, waren die zunächst folgenden. Unter den übrigen selbständigen Systemen hat das von Herbart in Berlin anfangs am wenigsten unmittelbares Ansehen genossen. Obgleich Herbart Anhänger, war Friedrich Eduard Beneke doch ein ganz ursprünglicher Kopf, der auf seine Weise Herbart's Lehre weiterbildete. Er war in Berlin geboren, besuchte das Friedrich-Werdersche Gymnasium, beteiligte sich 1813 als freiwilliger Jäger am Befreiungskriege, studierte dann in Halle Theologie, in Berlin Philosophie und habilitierte sich hier. Der Minister von Altenstein wollte jedoch keinen anderen Philosophen neben Hegel in Berlin aufkommen lassen, und Beneke wurde 1822 einfach das Halten von Vorlesungen untersagt. Erst 1827 erhielt er dazu die Erlaubnis. Mehr noch als Herbart selbst gründete er seine Philosophie auf dem Grunde der Psychologie, aber er wollte dabei die Grundsätze der naturwissenschaftlichen Methode anwenden. Die Erfahrung galt ihm als die Grundlage alles Wissens, vor allem auch des Wissens von den inneren Vorgängen. Ein schweres Körperleiden stürzte ihn in Schwermut, in der er sich 1854 zu Berlin ertränkte. — Ganz eigenartig war die Denkweise von Max Stirner, wie sich Kaspar Schmidt aus Bayreuth nannte. Er bekleidete in Berlin Ämter an höheren Lehranstalten, zog sich aber in das wissenschaftliche Privatleben zurück und starb in Berlin 1856. Seine berühmteste Schrift ist „Der Einzige und sein Eigentum“ (1845), die ihn als den Vertreter des vollkommensten und konsequentesten philosophischen Egoismus erkennen läßt. — Wieder eine andere Richtung vertrat Arthur Schopenhauer,

1888 zu Danzig geboren. Er studierte in Göttingen und Berlin. Nach längeren Reisen habilitierte er sich hier und blieb auch hier mit kurzen Unterbrechungen, bis er 1851 nach Frankfurt a. M. übersiedelte, wo er 1860 gestorben ist. Er betrachtet den Willen als den Ausgangspunkt alles Lebens und aller philosophischen Spekulation. Sein Werk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ war von weitreichendem Einfluß.

Noch isolierter steht in der Geschichte der Philosophie ein Sohn Berlins da: Eduard von Hartmann, der Sohn des preussischen Generals von Hartmann. Anfangs Offizier, zwang ihn ein Beinleiden zum Verlassen der militärischen Laufbahn. Mit 27 Jahren veröffentlichte er seine „Philosophie des Unbewußten“, die eine eigenartige Verbindung von Schopenhauers Willenslehre und Hegels absoluter Vernunftlehre darstellt. Trotz des Aufsehens, das er mit diesem Werke erregte, blieb er doch ohne Nachahmung. Später hat er auch Ethik und Religionsphilosophie bearbeitet.

Als die Herrschaft des Hegelianismus ihr Ende erreicht hatte und Schellings Philosophie keinen Halt finden konnte, suchte man zu flüchten aus dem ergebnislosen Streite der Meinungen und Systeme, einesteils dadurch, daß man die Geschichte der Philosophie verfolgte, anderenteils indem man das bleibend Gültige in den philosophischen Doktrinen herauszuheben und mit den Resultaten der positiven Wissenschaften zu verknüpfen suchte. Auf diesem Wege kritisierte der Aristoteliker Adolf Trendelenburg gegen Kant, Herbart, Drobisch, besonders aber gegen Hegel, während seine „Rekonstruktion der Philosophie auf gesichertem Grunde“ gleichfalls keinen Bestand hatte. In Eutin geboren, wurde er 1832 Professor in Berlin, wo er als Hauslehrer gelebt hatte. Hier starb er 1872.

In derselben Unzufriedenheit mit der Ergebnislosigkeit der philosophischen Wissenschaft als Ganzem kam man von anderer Seite wieder zu einer Neubelebung und Umbildung älterer Systeme. Vor allem hat in neuerer Zeit der sogenannte Neukantianismus an Boden gewonnen. Einer der Hauptvertreter dieser Richtung war der bis in die letzten Jahre hinein wirkende Brandenburger Wilhelm Windelband. Er war 1848 in Potsdam geboren, wurde 1876 Professor in Zürich, dann in Freiburg i. B. Auch er befaßte sich eingehend und von höherem Standpunkte aus mit der Geschichte der Philosophie, und zwar „im Zusammenhange mit der allgemeinen Kultur und den besonderen Wissenschaften“, wodurch er sich ein wertvolles Denkmal gesetzt hat. Er ist 1913 gestorben.

Ein Träger der Berliner Philosophierichtung war bis in die jüngsten Jahre hinein auch Wilhelm Dilthey, ein Rheinländer, der aus Breslau 1882 nach Berlin berufen wurde. Ohne auch nur im mindesten ein neues Philosophiesystem aufstellen zu wollen, hat er doch sehr allgemein anregend gewirkt, indem er versuchte, alle Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften als eine zusammenhängende Einheit aufzufassen. Deshalb gehörte für ihn psychologische Literaturgeschichte, Kritik der dichterischen Tätigkeit mit zu den eigentlich philosophischen Aufgaben. Seine Schrift „Einleitung in die Geisteswissenschaft“ bezeichnet sein Streben. Auch für die Pädagogik trat er ein, von ihr einen allgemeingültigen, wissenschaftlichen Charakter verlangend und erwartend. — Sein ganzes Leben fast verbrachte Friedrich Paulsen in Berlin. Ein geborener Schleswiger, studierte er in Berlin, habilitierte sich, neunundzwanzigjährig.

dasselbst, wurde aber erst 1873 ordentlicher Professor. Im Jahre 1908 ist er gestorben. Er nahm den Standpunkt einer Weiterbildung der Anschauungen Kants ein, dem er eindringende Studien widmete. Aberhaupt war die historische Betrachtungsweise seinem vorsichtig abwägenden Wesen allgemein zusagend, wie auch seine Ethik verrät. Besonders kam ihm dieselbe zugute bei seinem pädagogischen Hauptwerke „Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten“, durch das er für die Kreise der akademisch gebildeten Lehrer wie für die Geschichte der Pädagogik eine Autorität wurde. Doch hat er fort und fort auch zu Tagesfragen der Schulorganisation das Wort ergriffen.

Lange schon vor Herbart war mit der Philosophie die **Pädagogik** untrennbar verbunden. Um diese systematisierte Pädagogik machten sich außer dem großen Theologen Schleiermacher innerhalb der brandenburgischen Gelehrtenwelt besonders Fr. Ed. Beneke im Herbart'schen, Karl Rosenkranz im Hegel'schen Sinne (Pädagogik als System 1848) verdient; nicht vergessen aber darf auch der Thüringer Friedrich Fröbel werden, der bekante Schöpfer des Kindergartens und einer der wirklich wissenschaftlich denkenden Pädagogen. Er hatte außer in Göttingen in Berlin studiert. Hier kam er an das Pestalozzianische Plamann'sche Institut als Lehrer, wurde nach dem Freiheitskriege, die er als Küstower mitgemacht hatte, Assistent am Mineralogischen Museum zu Berlin, verließ aber diese Stellung bald wieder, um sich von da ab ganz der Erziehungstätigkeit widmen zu können († 1852). Aber erst viel später hat Berlin sich bei der Einführung von Kindergärten an diesen Mann erinnern müssen. Auch der oben als Naturwissenschaftler erwähnte Hermann Lohse ist hier zu nennen, da er in seinem „Mikrokosmos“ eine Psychologie dargeboten hat, die seine Anhänger bald zur pädagogischen Anwendung gelockt hat. — Da erfreulicherweise jetzt nicht mehr der Leib des Menschen als ein minderwertiger Teil des Lebensorganismus betrachtet wird, so gilt auch dessen Ausbildung gegenwärtig als ein vollgültiger Zweig bildender und erziehender Tätigkeit. Und es war der Mark Brandenburg mit ihrer Hauptstadt beschieden, diesen Zweig menschlicher Erziehung seit den Tagen des alten Griechentums zum ersten Male wieder zu allmählich anerkannter Wichtigkeit emporzuheben. Zu Lanz in der Prignitz stand die Wiege des „Turnvaters“ Friedrich Ludwig Jahn (1778), der zugleich ein hervorragender deutscher Patriot gewesen ist, was ja jetzt auch etwas gilt. Nach Erledigung des Studiums von Theologie und Philologie, nach kürzerer Beteiligung am Feldzug von 1806 und nach längeren Reisen, blieb in Wort und Schriften sein ganzes Streben auf die Vervollkommnung und Wiederherstellung des deutschen Volkstums gerichtet. Im Jahre 1810 wurde er Lehrer am Berliner „Grauen Kloster“ und in der Plamann'schen Anstalt und eröffnete 1811 seine Turnanstalt in der „Hasenheide“ daselbst. Es ist bekannt, mit welchem Andank diesem wackeren Manne die Reaktion gelohnt hat, die den Vaterlandsfreund als Demagogen verfolgte. Seine Schicksale können hier nicht verfolgt werden. Er ist 1852 zu Freiburg gestorben. Von Berlin aus trat die Turnkunst als allgemeines Volkserziehungsmittel ihren Siegeszug durch ganz Deutschland an, nachdem sie zuvor nur in Schnepfenthal unter GutsMuths zu wirklich praktischer Anwendung gelangt war.

Mit der Philosophie stand immer in regster Wechselwirkung die **Theologie**, und die Geschichte jener ist zu einem wesentlichen Teile eine Geschichte ihrer Emanzipierung von dieser. Dies spiegelt sich auch in der Entwicklung der Theologie an den märkischen

Wissenschaftszentren wider. Unter der Herrschaft der Aufklärung nahm die Theologie den Charakter des Deismus, unter der Einwirkung von Kant den des Rationalismus an. Der wesentliche Erfolg dieser Bewegungen aber war, daß mehr und mehr die verschiedensten religiösen Richtungen zu Wort gelangen konnten, wenn auch die reaktionären Regierungstendenzen noch nicht ohne Maßregelungen der liberalen Theologen auszukommen vermeinten. Die kritische Arbeit an dem theologischen Gebäude hatte in Berlin eine große Leuchte an Schleiermacher, der jedoch dabei niemals den Rahmen des Kirchenglaubens zu sprengen versuchte. Wie die Kritik aber unter Umständen wirken konnte, ersah man später durch die Folgen derjenigen seines berühmten Schülers David Fr. Strauß (Leben Jesu 1835), der, wie viele berühmte Theologen, Württemberg seine Heimat nannte, aber nach Berlin kam, um Schleiermacher und Hegel zu hören. Nicht so kampflustig war sein Landsmann Karl Reinhold Köstlin aus Urach, der nach seinem Studium in Berlin verblieb und hier Privatdozent und Professor wurde. Er hat sich als Theolog, aber auch als Ästhetiker betätigt. Zu Schleiermachers Schülern gehörte auch Christian Twisten. Er stammte aus Glückstadt, wurde 1812 Gymnasiallehrer in Berlin und im Jahre 1835, nachdem er einen akademischen Sitz in Kiel gehabt hatte, Schleiermachers Nachfolger in Berlin, wo er 1876 verstarb. — In August Dornier begegnet uns wieder ein Schwabe in Berlin (seit 1862), der hier seine Laufbahn als Professor und Mitglied des Oberkirchenrates beschloß. Neben seinen christologischen Forschungen haben ihm auch kirchengeschichtliche Arbeiten einen Namen gemacht. — Der kritischen Richtung der Theologie gehörte ferner Otto Pfeleiderer an. Ebenfalls Württemberger von Geburt, wurde er 1875 von Jena aus nach Berlin berufen. Auch er befaßte sich am liebsten mit Kirchen- und Religionsgeschichte. —

Die wissenschaftliche Kirchengeschichte hatte schon seit langem eine besondere Pflegestätte in Berlin gefunden. Die Atmosphäre der Toleranz und die Mischung von Konfessionen in der Mark unter vorurteilsfrei denkenden Fürsten war für sie die geeignete Luft. Des Verfassers der großen Kezergeschichte, Gottfr. Arnold, hatten wir oben Erwähnung getan. Ein berühmter Fachgenosse wurde später ihm Wilhelm Neander. Er war zu Göttingen geboren, kam bald nach beendigtem Studium 1812 als Professor nach Berlin, wo er 1850 als Konsistorialrat starb. Sein Hauptwerk ist die „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche“. Er gehörte zu den Vermittlungstheologen und schrieb zur Verteidigung des kirchlichen Standpunktes gegen D. Fr. Strauß auch ein „Leben Jesu“. — Einige Söhne der Mark selbst glänzen mit unter den besten theologischen Gelehrten. Da ist vor allem Albrecht Ritschl, der 1822 zu Berlin geboren war, aber auf süddeutschen Universitäten studierte und akademische Lehrstühle in Rom und Göttingen erhielt. Er wollte die neuere Theologie soviel als möglich wieder an Luther anknüpfen und wünschte eine vollständige Trennung von Glauben und Wissenschaft durchgeführt. Abgesehen von seinen theologischen Fachschriften ist seine „Geschichte des Pietismus“ von großem allgemeinen Werte.

Der Mythologieforscher Wilhelm Schwartz war ein geborener Berliner und hat das höhere Schulamt am Werderschen Gymnasium, zu Neuruppin, zu Posen und sodann wieder am Luisen-Gymnasium zu Berlin im Rektorate versehen. Er behandelte sowohl die antike wie die germanische Göttersage und zeigte sich außerdem auch in Schriften als

ausgezeichneter Pädagog. Mythologisch und zugleich heimatgeschichtlich waren die Forschungen Adalbert K u h n s aus Königsberg in der Neumark. Bekannt sind den Freunden der märkischen Vergangenheit seine „Märkischen Sagen und Märchen“. Adolf H i l g e n f e l d aus Salzwedel studierte in Berlin und Halle, worauf er in Jena eine Professur erhielt. Er gehörte der kritischen Richtung, der sogenannten Tübinger Schule an. — Viele Berührungen mit der preussischen Hauptstadt hat auch der ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmann Christian Freiherr von B u n s e n gehabt, der aus dem Waldeckischen stammte. — Nur kurze Zeit ist in Berlin Fr. Aug. T h o l u c k aus Breslau gewesen, ein Schüler Neanders. Er ist sehr bald nach Halle gegangen (gest. 1877).

Als kirchliche Prediger haben Theologen vielfach Gelegenheit, dem großen Publikum bekannt zu werden und allmählich zu den volkstümlichen Persönlichkeiten einer großen Stadt wie Berlin zu zählen. Solche Persönlichkeiten wurden in der märkischen Hauptstadt z. B. außer manchem der schon Genannten Phil. Konrad M a r h e i n e k e aus Hildesheim, der von Heidelberg 1811 an die Universität Berlin und als Prediger an die Dreifaltigkeitskirche kam, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode 1846 geblieben ist. Er war ein Hauptvertreter der sogenannten Hegelschen Rechtsen, die mit Hilfe der Hegelschen Dialektik die gesamte Kirchenlehre zu beweisen gedachte. Seine kirchengeschichtlichen Werke sind noch jetzt von Bedeutung. — Mitglied des Oberkirchenrats und Propst in St. Nikolai in Berlin war der Sachse Karl Immanuel W i t t s c h. Er wurde 1847 nach Berlin an die Universität gerufen, gab aber um der Kirchenämter willen seine Professur auf. Im Jahre 1868 ist er gestorben. Er hat wesentlich mit die sogenannte „Vermittlungstheologie“ begründet. Seine Werke sind noch hoch geschätzt. —

Unser Umgang durch die Ruhmeshalle der brandenburgischen Wissenschaft und besonders der Berliner Fakultäten ist beendet. An der Hand eines derartigen, allerdings sehr lückenhaften Überblickes wird man erkennen, daß das Brandenburger Land durch seine Universitäten, vornehmlich Berlin, eine hervorragende Provinz in dem wissenschaftlichen Reiche der deutschen Volksstämme ist. Berlin bedeutet nicht, keineswegs, die g a n z e Wissenschaft Deutschlands, auch jetzt noch nicht, denn unser Volk ist zu seinem Heile so reich und vielgestaltig organisiert, daß kein einzelnes Glied, auch das bedeutendste nicht, das Ganze gelten könnte. Aber die deutsche Wissenschaft ist o h n e die Provinz Brandenburg mit ihrem Mittelpunkt Berlin in ihrer ganzen Größe gar nicht mehr denkbar. Das wird selbst diese flüchtige Aberschau deutlich genug dargetan haben. Um Grundzüge einer Völker- oder vielmehr Stammespsychologie der Bewohner Brandenburgs hinsichtlich wissenschaftlicher Neigungen daran zu knüpfen, dazu bedürfte es freilich ganz anderer statistischer Durchforschung, als sie hier geboten werden konnte.

Wir haben nun die gesamte Entwicklung des höheren Geisteslebens unserer Provinz, des privaten wie staatlichen Bildungswesens in ihrem Zusammenhange mit den weiteren Organisationen dieser Art im Gesamtstaate Preußen, sowie die Ausgestaltung der wesentlichen wissenschaftlichen Institutionen der Provinz bis in die neuen Zeiten in großer Umiengung verfolgt. Es erübrigt sich danach nur noch, von dem g e g e n w ä r t i g e n Z u s t a n d e dieses geistigen Lebens einen Begriff zu geben, wobei wiederum natürlich die jetzige Reichshauptstadt Berlin bei weitem das größte Interesse zu beanspruchen hat.

Bildungswesen und wissenschaftliches Leben der Mark in der Gegenwart.

¹⁾ Eine Betrachtung der Bildungsverhältnisse in der Mark Brandenburg in gegenwärtiger Zeit ergibt eine außerordentliche Fülle des Materials, die es schwierig macht, von dem Gesamtzustande einen auch nur ganz oberflächlichen Begriff zu geben. Ferner liegt eine Schwierigkeit darin, daß die Einflüsse der ineinandergreifenden Verwaltungskreise gerade hier *g e m e i n s a m* wirken und kaum voneinander in ihren Ergebnissen getrennt werden können. Noch weniger als während der geschichtlichen Entwicklung sind jetzt die Bildungsverhältnisse der Provinz von denen des Gesamtstaates zu trennen. Ein riesiges Netz von Bildungskreisen haben alle ihren gemeinsamen Mittelpunkt in der Hauptstadt Brandenburgs; denn Berlin ist zugleich die Hauptstadt des ganzen Preussischen Staates, ja seit beinahe einem halben Jahrhundert zugleich auch die Hauptstadt des großen Deutschen Reiches. Dadurch werden natürlich die übrigen Gebiete dieser Provinz von vornherein arg in den Schatten gestellt. Die Eigenschaft unserer Provinzhauptstadt als *V e r w a l t u n g s z e n t r u m* für Stadt, Gemeinde-Verband, Provinz, Staat und Reich veranlaßt das Zusammenströmen von Bildungseinflüssen durch Personen und Institutionen, wie es sonst nirgend in ganz Deutschland der Fall sein kann. Jeder Zweig der Verwaltung im Staate ruht heutzutage, was man oft nur zu wenig beachtet, auf wissenschaftlichem Grunde, nicht nur juristischer und volkswirtschaftlicher Art, sondern auch auf dem Grunde höherer und allgemeinsten fachmännischer Erkenntnis in Technik, Gewerbe, Handel, Wissenschaftsbetrieb, Volksbildungswesen usw. Jede Behörde braucht und besitzt in ihrem Ressort genug Männer und Unterämter, die den wissenschaftlichen Charakter ohne weiteres erkennen lassen. Weder Handel noch Verkehr, weder Armenwesen noch Bauaufsicht, weder Wohlfahrtsförderung noch Ernährungsfragen, weder Standesvertretungen noch finanzielle Regelung, weder Kunst noch Straßenbeleuchtung können ohne den Beirat der Wissenschaft geleitet oder gebessert werden. Der Rahmen des unserer Darstellung zugewiesenen Raumes legt uns die Beschränkung auf das Bildungswesen auf, welches ausdrücklich die *M e h r u n g* und *F o r t p f l a n z u n g* von Wissen zum Ziele hat.

Den Hauptanteil an solchen Behörden und Einrichtungen besitzen das Preussische Kultusministerium und die Stadtverwaltung von Berlin, die wieder ja beide an *e i n e m* Orte zusammentreffen. Das Bildungswesen der Provinz Brandenburg schildern heißt also ganz wesentlich Berlin aus diesem Gesichtspunkte betrachten.

¹⁾ Für diesen Abschnitt sind allgemein die nachstehend verzeichneten Werke benutzt worden, welche nicht an den einzelnen Orten besonders zitiert sind:

Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin für 1911 und 1912 (s. C. auch 1913).

Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches für 1914.

Berliner Adreßbuch 1915.

Eudw. Wiese, Das höhere Schulwesen in Preußen. Bd. IV (bearb. von Irmer). 1902.

Statistisches Jahrbuch der höheren Schulen (Muschacke), verschiedene Jahrgänge.

Universitätskalender, 1914.

Minerva 1913/14.

P. Schwente, Berliner Bibliothekenführer.

Vorlesungsverzeichnis der Berliner Universität. 1915 Sommersemester.

Eine Vergleichung der märkischen Provinz mit anderen Provinzen des Preussischen Staates zeigt, daß jene in bezug auf die geistige Lebenshöhe, soweit diese äußerlich erkennbar ist, keiner der übrigen Provinzen nachsteht, daß aber die Stadt Berlin geradezu an der Spitze der Bildung und des Bildungstrebens marschiert.

Analphabeten, Leute, die nicht schreiben können, sind hier eine Rarität. Beweisend hierfür ist eine Statistik¹⁾ für die preussischen Provinzen nach den Akten der Standesämter über die erfolgten Eheschließungen, der wir die folgenden Angaben entnehmen:

Es kamen auf tausend Eheschließungen Analphabeten:

	1882/98 im Jahres- durchschnitt	1902	1903	1904	1905	1906
A. Männer:						
Ostpreußen	62,1	18,5	17,4	17,2	14,5	15,9
Westpreußen	120,0	23,1	25,8	21,0	21,9	18,9
Stadtkreis Berlin	1,2	0,6	0,2	0,2	0,4	0,5
Provinz Brandenburg (außer Berlin)	3,2	1,0	1,2	0,8	0,8	0,8
Posen	109,6	29,4	25,4	23,1	24,1	20,3
Schlesien	18,3	6,5	5,2	4,4	4,5	3,9
Rheinland	1,8	0,6	1,1	0,7	0,8	0,9
Hessen-Nassau	0,5	0,4	0,4	0,5	0,2	0,2
B. Frauen:						
Ostpreußen	89,5	23,8	22,1	22,5	20,5	21,4
Westpreußen	172,2	40,0	39,5	30,8	33,1	28,1
Stadtkreis Berlin	5,3	1,5	1,1	0,9	0,9	1,2
Provinz Brandenburg (außer Berlin)	8,9	2,7	3,2	3,0	3,1	1,7
Posen	154,7	45,5	40,2	32,7	32,8	29,6
Schlesien	35,1	8,5	9,6	7,6	6,7	6,9
Rheinland	4,2	1,6	1,6	1,6	1,8	1,8
Hessen-Nassau	1,4	0,4	1,4	0,5	0,9	1,0

Diese Ergebnisse sind natürlich in erster Linie dem mehr oder weniger blühenden Volksschulwesen zu danken, obgleich andere Verhältnisse, wie die vorherrschende Art der Beschäftigung, des Zusammenlebens, die Ab- und Zuwanderung in der Bevölkerung ebenfalls Einwirkungen mit sich bringen. Das **Elementarschulwesen** nahm besonders seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine gewaltige Ausdehnung an, woran die einzelnen Gemeinden als Selbstverwaltungsorgane wesentlichen Anteil hatten. Die größte Gemeinde der Provinz, Berlin, zeigt diesen Aufschwung in unzweideutiger Weise.²⁾ „In den Jahren der Reaktion von 1851—1857 ist in Berlin nicht eine neue öffentliche Schule begründet worden, und es gab bei einer Einwohnerschaft von 420 000 Seelen nur 15 öffentliche Elementarschulen, damals Kommunal-Armenschulen genannt, je eine auf 28 000 Einwohner. 1905 dagegen hatte Berlin bei zwei Millionen Einwohnern 280 Gemeindeschulen, eine auf 7000 Einwohner.“

¹⁾ J. Cews, Zur deutschen Bildungsstatistik, Die deutsche Schule 1909, S. 90 ff.

²⁾ Vgl. P. Goldschmidt, a. a. O., S. 329 ff.

Das bis dahin gerade in der großen Stadt stark vertretene Privat-Elementarschulwesen ging unter diesen Umständen sehr bald zurück, zumal seitdem der Besuch der „Gemeinschaftsschulen“ gänzlich unentgeltlich gemacht worden war, was im Jahre 1870 geschah, und das gesamte Volksschulwesen geriet nun unter die städtische Verwaltung. Jetzt, im Jahre 1915, zählen wir 310 Gemeindegemeinschaftsschulen. Für die kurz vorhergegangenen Jahre macht die Statistik des Berliner Gemeindegemeinschaftsschulwesens die folgenden Angaben:

Schuljahr	Schulanstalten	Lehrer	Lehrerinnen (inkl. die fach- lehrerinnen)	Schüler	Schülerinnen
1909/10	300	3251	2063	112 580	114 708
1910/11	302	3270	2090	111 991	114 266
1911/12	306	3280	2085	111 124	113 300
1912/13	305	3293	2091	110 888	113 299

Danach kam je eine Gemeindegemeinschaftsschule auf eine wechselnde Anzahl von Bewohnern, und zwar:

1910 bei 2 071 907 Einwohnern auf 6906 Köpfe derselben
1911 „ 2 089 045 „ „ 6900 „ „
1912 „ 2 095 030 „ „ 6846 „ „
1913 „ 2 079 156 „ „ 6620 „ „

Ein Vergleich der wichtigsten Provinzen bezüglich des Volksschulwesens ergab für das Jahr 1911 folgendes. Es besaßen:

	Volksschulanstalten	Schüler u. Schülerinnen
Ostpreußen	3240	336 898
Westpreußen	2380	303 251
Stadt Berlin	320	224 803
Provinz Brandenburg	3218	537 523
Rheinland	5227	1 214 160
Hessen-Nassau	2272	338 516

Die Kosten, welche der Gemeindeverwaltung Berlins aus diesem unentgeltlichen Unterricht für das Volk erwachsen, sind freilich nicht gering.¹⁾ Sie betragen beispielsweise im Jahre 1905 nicht weniger als 17 Millionen Mark, also zirka 76 Mk. auf jedes Kind. Dagegen betragen die gleichen Kosten:

	Bei einer Bevölkerung von	Schüler- und Schülerinnenanzahl	Städtische Kosten	Auf jedes Kind
1909/10	2 071 907	227 288	23 864 563 Mk.	zirka 105 Mk.
1910/11	2 084 045	226 257	25 026 608 „	„ 110 „

¹⁾ Zu der Organisation des Gemeindegemeinschaftsschulwesens gehören seit einer Reihe von Jahren auch 50 städtische Schulärzte; ferner das Städtische Schulmuseum, bestehend aus einer Bibliothek und einer Lehrmittelsammlung.

Mannigfaltiger sind die Gestaltungen im **höheren Schulwesen** der Gegenwart. Deutlich erkennbar ist die Entwicklung in einer kurzen Spanne Zeit, welche man als Gegenwart bezeichnen kann, nur in einer Stadt wie Berlin mit Schulanstalten aller Kategorien in größerer Anzahl. Im Jahre 1873 hatte die ganze Provinz Brandenburg nur 55 höhere Schulen, nämlich 28 Gymnasien, 2 Progymnasien, 12 Realschulen I. Ordnung, 4 Realschulen II. Ordnung und 9 höhere Bürger Schulen. Davon entfielen 19 (10 Gymnasien, 6 Realschulen I. und 2 Realschulen II. Ordnung und 1 höhere Bürger Schule) auf Berlin, dagegen 2 Gymnasien (Charlottenburg und Spandau) auf die nähere Umgegend. Im Jahre 1902 zählte man in Berlin allein 37 höhere Schulen, wobei die lateinlose Realschule den Löwenanteil der Vermehrung davongetragen hatte. Seit 1889 gehören die neuerrichteten höheren Schulen fast einzig und allein der Gattung der lateinlosen Realschulen an, und sämtliche Neugründungen waren Unternehmungen der Stadtverwaltung. In den Vororten, den Gemeinden des gegenwärtigen „Groß-Berlin“, entstanden in den Jahren 1873—1902¹⁾ noch 9 neue Gymnasien, 2 Progymnasien, 1 Realgymnasium, 1 Oberrealschule und 6 Realschulen. Im Jahre 1915 dagegen stellen sich die Zahlen für die Stadt Berlin selbst wie folgt: 5 königliche, d. h. staatliche und 10 von der Stadt begründete und unterhaltene Gymnasien humanistischer Richtung; ferner 1 königliches Realgymnasium sowie 7 städtische Realgymnasien, 4 städtische Oberrealschulen und 14 lateinlose Realschulen, also im ganzen 41 höhere öffentliche Schulen für Knaben, ungerchnet die technischen Lehranstalten. Ueberdies haben viele von den Gymnasien „Vorschulen“ zur Vorbereitung auf die Sexta der Hauptanstalt. Das öffentliche höhere Mädchen Schulwesen besteht aus 2 königlichen und 9 städtischen Lyzeen, welchen Namen jetzt ausschließlich die mit Berechtigungen versehenen höheren Mädchenschulen führen, und einer städtischen sogenannten Studienanstalt, das ist ein Realgymnasium für Mädchen. Für „Groß-Berlin“ (außer Berlin selbst), welches in seinen Schulverhältnissen, wie in so manchem anderen, durch die Millionenstadt beeinflusst wird, sind die entsprechenden Zahlen betr. Knabenschulen die folgenden: 11 Gymnasien, 37 realistische Anstalten, 13 höhere Privatschulen, während die übrige Provinz Brandenburg (ohne Groß-Berlin) 21 Gymnasien, 31 realistische Anstalten und 15 höhere Privatanstalten aufzuweisen hat.

Somit kommen wir zu nachstehender Zusammenstellung. Es besitzen:

	Gymnasien	Realgymnasien
Berlin	15	26
Groß-Berlin	11	37
Übrige Provinz	21	31
Die Mark Brandenburg	47	94
Insgesamt an höheren öffentlichen Schulen		141

Indem wir die Verhältnisse in ganz Preußen und in einzelnen Provinzen ver-

¹⁾ Bis zu diesem letzteren Jahre reichen die statistischen Angaben in dem angeführten Buche von E. Wiese.

gleichend heranziehen, erhalten wir einen Begriff von den sich ausprägenden besonderen brandenburgischen Neigungen und Bedürfnissen. Es gab in Preußen:¹⁾

Im Jahre	Gymnasien	Realgymnasien	Oberrealschulen	Realschulen	Zusammen
1901	289	78	36	118	521
1909	336	138	85	169	647
1913	339	143	97	167	746

Einen Vergleich mit anderen Provinzen kann man etwa an der nachstehenden Tabelle anstellen. Es besaßen im Jahre 1911 höhere Lehranstalten überhaupt:

Provinz	für Knaben	für Mädchen
Ostpreußen	35	21
" Rheinland	171	105
" Schlesien	76	54
" Hessen-Nassau	63	34
" Brandenburg	117	69
Stadt Berlin	41	27

Zum Vergleich mit der größten und neben Brandenburg und Hessen schulreichsten Provinz, dem Rheinland, ist folgende Gegenüberstellung von Interesse. Es besaß:

	die Provinz Brandenburg	die Provinz Rheinland
1874: Gymnasien	28	26
1900: "	45	42
1874: Progymnasien	2	15
1900: "	5	19
1874: Realgymnasien	12	12
1900: "	14	13
1874	Realschulen (lateinlose)	12
	Höhere Bürgerschulen	—
	Realprogymnasien	—
	Oberrealschulen	—
1881: "	13	25
1900: "	37	33

Die Schülerzahl der höheren Lehranstalten verteilte sich beispielsweise im Jahre 1913 nach Prozenten auf die einzelnen Gruppen wie folgt:

	Gymnasien	Realgymnasien	Oberrealschulen und Realschulen
Ostpreußen	58,86 %	14,57 %	26,57 %
Berlin	35,58 %	19,83 %	44,59 %
Brandenburg (ohne Berlin)	31,41 %	34,58 %	34,01 %
Rheinprovinz	47,72 %	25,88 %	26,40 %
Hessen-Nassau	37,83 %	16,20 %	45,97 %

¹⁾ Vgl. Mag. Schmih-Mancy, Zur Entwicklungsgeschichte des lateinlosen Schulwesens in Deutschland (Die Geisteswissenschaften 1913).

Danach zeigt allein Hessen-Nassau eine ungefähr gleich starke Neigung für den realistischen Unterricht wie die Provinz Brandenburg oder wie die Stadt Berlin. Das Gleiche zeigt sich auch bei einer Vergleichung des prozentualen Vorhandenseins von Realanstalten im Verhältnis zur Gesamtzahl höherer Schulen. Es besitzen:

Berlin	zirka 64,5 %	Realanstalten
Brandenburg (ohne Berlin)	" 66,5 %	"
Hessen-Nassau	" 62 %	"
Ostpreußen	" 41 %	"
Rheinprovinz	" 52 %	"

Welchen jährlichen Zuwachs von jungen Leuten, die doch mindestens einen Teil unserer gegenwärtig maßgebenden höheren Schulbildung genossen haben, diese Zahlen z. B. für die Stadt Berlin bedeuten, zeigt folgende Aufstellung nach einer Statistik über die Schülerzahlen des Jahres 1912.

	Gymnasien	Vorschulen	Realist. Anstalten	Vorschulen	Höhere Privatanstalten
Schüler:	6548	1637	11 677	1560	2332

Demnach in einem Jahre 20 357 Besucher höherer Lehranstalten, und außerdem 2197 der Vorschulen.

Hinsichtlich nachfolgender Provinzen werden die Schülerzahlen im Verhältnis zu den höheren Anstalten für Knaben auf das Jahr 1911 wie folgt angegeben:

	Anstalten	Schüler
Ostpreußen	33	9 157
Westpreußen	39	8 610
Stadt Berlin	41	18 038
Provinz Brandenburg	117	28 743
Rheinland	171	46 907
Hessen-Nassau	63	16 260

Alle solche höheren Schulanstalten verursachen dem Schulpatron, ihrem Gründer, erhebliche finanzielle Lasten, in die sich oft mehrere Behörden teilen, vor allem Staat und Gemeinde. Für eine Stadt wie Berlin erreichen diese Schullasten gewaltige Summen. Die Statistik macht z. B. folgende Angaben: Es hatten zu verzeichnen:

		1909	1910
Die städtischen Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen	Einnahmen	1 645 348 Mf.	1 652 974 Mf.
	Ausgaben	4 745 815 "	4 948 763 "
	Mithin städtischer Zuschuß	3 102 467 Mf.	3 295 789 Mf.
Die städtischen Realschulen	Einnahmen	510 864 Mf.	512 477 Mf.
	Ausgaben	1 815 947 "	1 746 384 "
	Mithin städtischer Zuschuß	1 305 083 Mf.	1 233 907 Mf.
Die höheren Mädchenschulen	Einnahmen	652 124 Mf.	640 885 Mf.
	Ausgaben	1 120 339 "	1 096 398 "
	Mithin städtischer Zuschuß	468 215 Mf.	435 513 Mf.

Das sind städtische Gesamtschüsse für diese Schulgattungen
im Jahre 1909: Mk. 4 875 765
" " 1910: " 4 985 209.

Außer den Schulen öffentlichen Charakters bestehen noch eine Reihe von höheren und niederen Privatschulen, nämlich: 11 Knabenschulen, 28 Lyzeen oder höhere Mädchenschulen, 3 Mittelschulen für Mädchen u. a. Sogar noch private Elementarschulen findet man als Überbleibsel aus alter Zeit, und zwar je drei für Knaben und für Mädchen. Ferner sind zu den Privatschulen zu rechnen diejenigen Anstalten, die unter Aufsicht von Kirchengemeinden stehen. Es sind vertreten: die evangelische Brüdergemeinde mit 1 Schule, die katholische Kirche mit 3 Lyzeen, die jüdische mit 3 Schulen, außer den sogenannten Religionschulen. Eine Anzahl von Seminaren bilden zu Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Missionaren, Rabbinern, Haushaltungslehrerinnen usw. aus.

Um einen Überblick über das höhere Schulwesen der ganzen Provinz zu geben, stellen wir noch die einzelnen jetzt bestehenden, hierhergehörigen öffentlichen Anstalten mit kurzen geschichtlichen Angaben zusammen, und zwar nach den Verwaltungsbezirken geordnet.

Stadt Berlin.

1. Berlinisches Gymnasium zum Grauen Kloster (seit 1574).
2. Cöllnisches Gymnasium (entstanden aus der schon vor 1276 bestehenden St. Petri-Kirchschule).
3. Friedrich-Werdersches Gymnasium (seit 1681).
4. Französisches Gymnasium (seit 1689; jetzt Reform-Gymnasium; zum Teil mit französischer Unterrichtssprache).
5. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium (1797 von der Königlichen Realschule Heckers abgezweigt).
6. Friedrichs-Gymnasium (seit 1850, ursprünglich Gymnasium und Realschule).
7. Wilhelms-Gymnasium (seit 1858, als Progymnasium gegründet).
8. Luisenstädtisches Gymnasium (seit 1864).
9. Sophien-Gymnasium (seit 1865).
10. Uskanisches Gymnasium (seit 1875).
11. Humboldt-Gymnasium (seit 1875).
12. Leibniz-Gymnasium (seit 1876).
13. Königstädtisches Gymnasium (seit 1877).
14. Lessing-Gymnasium (seit 1882).
15. Luisen-Gymnasium (seit 1882).
16. Kaiser-Wilhelms-Realgymnasium (entstanden aus der Heckerschen Realschule seit 1747; seit 1809 staatlich).
17. Königstädtisches Realgymnasium (seit 1832).
18. Luisenstädtisches Realgymnasium (seit 1836).
19. Dorotheenstädtisches Realgymnasium (seit 1836; vorher Privatschule).
20. Andreas-Realgymnasium (seit 1877; vorher Stralauer Stadtschule, d. h. Elementarschule, dann höhere Bürgerschule usw.).

21. Friedrichs-Realgymnasium (seit 1870 selbständig, vgl. Nr. 6).
22. Sophien-Realgymnasium (seit 1868).
23. Falk-Realgymnasium (seit 1880).
24. Friedrich-Werdersche Oberrealschule (gegründet 1824 als Berliner Gewerbeschule, 1883 zur Oberralschule gemacht, seit 1892 der jetzige Name).
25. Luisenstädtische Oberrealschule (gegründet als Gewerbeschule 1890).
26. Königstädtische Oberrealschule (gegr. 1906).
27. Kirschner-Oberrealschule und Realgymnasium (gegr. 1912).
28. I. Realschule (seit 1884).
29. II. " (" 1886).
30. III. " (" 1887).
31. IV. " (" 1887).
32. V. " (" 1888).
33. VI. " (" 1889).
34. VII. " (" 1890).
35. VIII. " (" 1890).
36. IX. " (" 1892).
37. X. " (" 1895).
38. XI. " (" 1895).
39. XII. " (" 1895).
40. XIII. " (" 1902).
41. XIV. " (" 1905).

Regierungsbezirk Potsdam.

- Berlin-Brig: Realschule (gegr. 1913).
- Berlin-Dahlem: Arndt-Gymnasium (seit 1913).
- Berlin-Friedenau: Gemeinde-Gymnasium (gegr. 1897).
Realgymnasium und Realschule (gegr. 1906).
- Berlin-Friedrichsfelde: Städtisches Realgymnasium mit Realschule i. E.
- Berlin-Grunewald: Realgymnasium (gegr. 1903).
- Berlin-Lankwitz: Realgymnasium (gegr. 1905).
- Berlin-Lichtenberg: Städtisches Realgymnasium und Realschule (gegr. 1900).
Jahn-Realgymnasium (gegr. 1903).
- Berlin-Lichterfelde: Schiller-Gymnasium (gegr. 1881).
Realgymnasium (seit 1903 entwickelt).
Oberrealschule (gegr. 1895).
- Berlin-Mariendorf: Reformrealprogymnasium nebst Realschule (gegr. 1907).
- Berlin-Niederschönhausen: Realprogymnasium (gegr. 1911).
- Berlin-Oberschöne weide: Realgymnasium.
- Berlin-Pankow: Realgymnasium (gegr. 1903).
Oberrealschule (gegr. 1897).
- Berlin-Reinickendorf: Realgymnasium und Realschule (gegr. 1905).

- Berlin-Schmargendorf: Realgymnasium (gegr. 1908).
Berlin-Schöneberg: Königl. Prinz-Heinrich-Gymnasium (gegr. 1890).
Hohenzollern-Gymnasium (gegr. 1896).
Hohenzollern-Oberrealschule.
Helmholtz-Realgymnasium (gegr. 1902).
Werner-Siemens-Realgymnasium (gegr. 1903).
Comeniuschule (Realschule) (gegr. 1902).
Fichte-Realschule (gegr. 1907).
Berlin-Steglitz: Gymnasium (vollberechtigt seit 1893).
Paulsen-Realgymnasium (gegr. 1908).
Oberrealschule (gegr. 1893).
Realschule (gegr. 1908).
Berlin-Tegel: Humboldt-Oberrealschule (gegr. 1903).
Berlin-Tempelhof: Realgymnasium und Realschule (gegr. 1907).
Berlin-Treptow: Realgymnasium.
Berlin-Weißensee: Realgymnasium (seit 1908).
Berlin-Wilmersdorf: Bismarck-Gymnasium (gegr. 1896).
Joachim-Friedrich-Gymnasium (hervorgegangen aus dem früheren Berliner Joachimsthalschen Gymnasium, dessen Alumnat 1912 nach Templin verlegt wurde).
Fichte-Gymnasium (gegr. 1906).
Goetheschule (Realgymnasium) (gegr. 1900).
Reformrealgymnasium mit Realschule (gegr. 1910).
Oberrealschule i. E. (seit 1906).
Charlottenburg: Kaiserin-Augusta-Gymnasium (gegr. 1889).
Kaiser-Friedrichs-Schule (Gymnasium und Realschule) (gegr. 1897).
Mommsen-Gymnasium (gegr. 1901).
Schiller-Realgymnasium (seit 1889).
Herderschule (Realgymnasium).
Siemens-Oberrealschule (gegr. 1890).
Leibniz-Oberrealschule (gegr. 1900).
Realschule I. (gegr. 1908).
Realschule II. (gegr. 1911).
Neukölln (Rixdorf): Realschule und Progymnasium (seit 1899).
Zehlendorf: Gymnasium (vollberechtigt seit 1901, vorher höhere Knabenschule).
Oberrealschule mit Realgymnasium (gegr. 1905).
Cöpenick: Realschule (seit 1895, vorher Mittelschule).
Realgymnasium.
Friedrichshagen: Realgymnasium i. E. (seit 1900).
Spandau: Gymnasium (schon vor der Reformation bestehend als „Große Schule“, dann stark gesunken, 1853 neu eröffnet als höhere Schule, 1860 Vollgymnasium).
Oberrealschule (gegr. 1906).

Potsdam: Viktoria-Gymnasium (1739 erweitert aus der lateinischen Schule, auch literarische oder gelehrte Schule, dann Lyzeum genannt, seit 1812 als Gymnasium anerkannt).

Realgymnasium (aus den Realklassen des Gymnasiums hervorgegangen, seit 1874 selbständig).

Oberrealschule (1822 als Königliche Handwerkerschule gegründet, dann Provinzialgewerbeschule, seit 1886 Realschule).

Brandenburg: Ritterakademie (1705 vom Domkapitel gegründet; 1849 aufgehoben, 1856 wieder hergestellt, seit 1873 eine Erziehungsanstalt und Gymnasium).

Gymnasium (ursprünglich „neustädtische Schule“, eine Kirchschule, nach der Reformation städtisch, 1797 mit dem Altstädtischen Lyzeum vereinigt als „Vereinigtes alt- und neustädtisches Gymnasium“).

von Saldernsches Realgymnasium (schon im Mittelalter als Pfarrschule, dann Magistratschule, 1589 wurde die Anstalt in den von Frau Gertrud von Saldern, geb. von Hafe, geschenkten Bischofshof verlegt, seitdem sie den Namen Saldern führt; bis 1797 Lateinschule [auch Salderisches oder Altstädtisches Lyzeum benannt]; nun mit der Neustädtischen Gelehrtenchule vereinigt. Die unteren Klassen aber blieben in der Altstadt. Daraus entstand 1817—35 die Brandenburgische Stadtschule oder höhere Bürgerschule. Seit 1847 erhielt sie das Prüfungsrecht und war seit 1859 Realschule I. Ordnung).

Eberswalde: Gymnasium (1862 gegründet als höhere Bürgerschule, seit 1883 Gymnasium).

Realschule (gegr. 1904).

Freienwalde: Gymnasium (seit 1863, vorher Privatschule).

Prenzlau: Gymnasium (schon im Mittelalter, seit 1543 evangelisch, 1812 Gymnasium, vorher Lyzeum oder „Große Stadtschule“).

Neuruppin: Friedrich-Wilhelms-Gymnasium (schon im Mittelalter, 1541 reorganisiert, 1812 als Gymnasium anerkannt).

Jüterbog: Realgymnasium i. E. (gegr. 1901).

Nowawes b. Potsdam: Realgymnasium (gegr. 1905).

Oranienburg: Realprogymnasium und Realschule (gegr. 1911).

Strausberg: Realprogymnasium und Realschule i. E. (gegr. 1908).

Schwedt a. d. O.: Hohenzollern-Gymnasium (1878 Progymnasium, 1886 als Gymnasium anerkannt).

Wittstock: Gymnasium (1835 gegründet als städtische Knabenschule, seit 1870 Gymnasium).

Perleberg: Realgymnasium (die alte „Große Stadtschule“ seit 1853 Realschule, seit 1890 als Realgymnasium staatlich).

Luckenwalde: Realprogymnasium (seit 1863); jetzt Realgymnasium und Realschule.

Nauen: Realprogymnasium (seit 1869); jetzt Realgymnasium.

Rathenow: Realgymnasium (die alte „Große Stadtschule“, später sehr zurückgegangen, seit 1901 Progymnasium, 1909 Realschule).

Wriezen: Realprogymnasium (1864 gegründet als höhere Bürgerschule).

Havelberg: Realschule (1880 als höhere Bürgerschule gegründet).
Wittenberge: Realschule und Realgymnasium i. E. (seit 1900, vorher Privatschule).

Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O.

- Frankfurt a. d. O.: Friedrichs-Gymnasium (1694 für die reformierte Gemeinde genehmigt und eröffnet, 1813 von neuem eröffnet, seit 1874 staatlich).
Realgymnasium (schon vor der Reformation, dann Stadtschule und städtisches Lyzeum, darauf Bürgerschule, seit 1859 Realschule II. Ordnung, seit 1861 I. Ordnung und Reformrealgymnasium).
- Cottbus: Friedrich-Wilhelms-Gymnasium (alte Schule, seit 1537 lutherische Lateinschule, seit 1820 Gymnasium).
Oberrealschule (aus alter städtischer Mittelschule entstanden, seit 1889; 1896 als berechtigte Realschule anerkannt).
- Cüstrin: Gymnasium (die alte Realschule und die spätere reformierte Friedrichsschule wurden vereinigt, seit 1868 Gymnasium).
- Friedeberg N.-M.: Gymnasium (bestand seit der Reformation als Bürgerschule, seit 1881 als Gymnasium, 1887 vom Staate übernommen).
- Fürstenwalde: Gymnasium (seit dem 17. Jahrhundert als lateinische Schule, später Elementarschule, 1865 höhere Bürgerschule, 1874 Progymnasium, seit 1877 Gymnasium).
Realschule (gegr. 1903).
- Guben: Gymnasium und Realschule (Alte Stadtschule, schon vor der Reformation, 1818 anerkannt, später Realanstalt angegliedert).
- Königsberg N.-M.: Friedrich-Wilhelms-Gymnasium (aus der alten „Großen Schule“, die seit dem 13. Jahrhundert bestand, hervorgegangen).
- Landsberg a. d. W.: Gymnasium und Realschule (entstanden aus der alten Lateinschule, wurde 1832 höhere Bürgerschule, seit 1862 Gymnasium mit Realklassen).
- Luckau: Gymnasium (alte Pfarrschule, 1538 Lateinschule geworden, 1818 als Gymnasium anerkannt).
- Sorau: Gymnasium (alte Kirchschule, 1551 Stadtschule geworden, 1818 zum Gymnasium erhoben).
- Züllichau: Pädagogium und Waisenhaus (gegründet vom Nadlermeister Sigmund Steinhart, nach dem Muster der Franckeschen Stiftungen in Halle a. d. S., 1719 genehmigt. Seit 1766 verbunden mit einer Pensionschule [„Königliches Pädagogium“]. Bis 1820 umfaßte das Pädagogium eine Gelehrtenschule, Realschule und eine Deutsche Schule, seit 1788 auch ein Seminar; dieses wurde 1817 nach Neuzelle verlegt, und später wurde das Pädagogium ein selbständiges Gymnasium).
- Forst i. E.: Progymnasium und Realschule (seit 1880); jetzt Reformrealgymnasium.
- Spremburg: Realgymnasium (seit 1907, entstanden aus der alten Stadtschule, 1866 Realschule, 1882 Realprogymnasium).

Arnswalde: Realschule (entstand aus der städtischen Mittelschule, 1895 als Realschule anerkannt).

Crossen a. d. O.: Realprogymnasium (als lateinische Stadtschule gegründet 1527).

Lübben: Realprogymnasium (ein altes städtisches Lyzeum, Realschule seit 1899).

Königswusterhausen: Realprogymnasium (gegr. 1909).

Schwiebus: Realgymnasium i. E. (gegr. 1910).

Senftenberg N.-L.: Realprogymnasium (gegr. 1900).

Als höhere Privatanstalten sind noch zu nennen:

Die Handelsschule in Berlin, das Viktoria-Institut in Falkenberg bei Freienwalde, das Pädagogium am Evangelischen Johannesstift in Spandau (früher in Plötzensee bei Berlin).

Einen Begriff von den gesamten Unterrichtsauswendungen der Provinz Brandenburg für die Schulanstalten im Verhältnis mit anderen Landesteilen verschafft die folgende Tabelle für das Etatsjahr 1910/11:

Es entstanden Kosten in:

	für die Volksschulen Mf.	für die Mittelschulen Mf.	für die höheren Schulen Mf.
Ostpreußen	21 946 617	1 239 628	4 086 095
Westpreußen	16 634 080	770 447	4 210 659
Stadt Berlin	24 697 978	—	10 226 904
Provinz Brandenburg	41 594 497	2 727 221	16 116 343
Provinz Hessen-Nassau	24 629 796	2 199 127	7 015 563
Provinz Rheinland	75 467 294	2 790 096	21 846 486

Lediglich in der Hauptstadt können natürlich die **Hochschulen** vertreten sein. Man weiß, daß jede historische Provinz des Staates Preußen zurzeit ihre eigene Hochschule besitzt, die mehr oder weniger mit der Provinz geschichtlich verknüpft ist. Die Provinz Brandenburg hat ihre Hochschule erst in späten Jahren in ihrem Bezirke entstehen sehen, aber sie war von vornherein als ein wissenschaftliches Hauptbollwerk, als ein Muster für andere ähnliche Anstalten geplant. Versuchen wir wenigstens bezüglich ihrer äußeren Ausgestaltung einen Begriff von ihrer Bedeutung zu geben. Die Friedrich-Wilhelms-Universität besitzt unter allen deutschen Universitäten die größte Anzahl von Lehrern und Studierenden, die größten und zahlreichsten wissenschaftlichen Institute und die reichsten Etats für ihre Zwecke. Die nachstehende kleine Tabelle gibt eine Übersicht über ihren gegenwärtigen Lehrkörper:

Lehrende	Theologische Fakultät	Juristische Fakultät	Medizinische Fakultät	Philosophische Fakultät
Ordentliche Professoren	9	11	20	57
Ordentliche Honorar-Professoren	2	3	9	15
Außerordentliche Professoren	5	8	35	42
Privatdozenten	9	10	139	123
Lektoren	—	—	4	14
	25	32	207	251

Im ganzen präsentiert sich also die Hochschule mit der gewaltigen Zahl von 515 Lehrpersonen, die eine äußerlich durch Zahl zu kennzeichnende Arbeitsmenge von (nach dem offiziellen Verzeichnis vom Sommersemester 1915) 1104 Vorlesungen, resp. praktischen Übungen bewältigen, also zu einer durch den Riesenkrieg ungewöhnlich störend beeinflussten Zeit, während die Vorlesungszahlen in den Semestern 1910—13 1130, 1112, 1156, 1136, 1182 betragen. Diese Zahlen entsprechen den gewaltigen Hörerzahlen. Es waren in der Zeit vom Wintersemester 1910—11 bis zu dem Wintersemester 1912—13 immatrikuliert: 9202, 7598, 9140, 7744, 9188 Studierende, zu denen noch 1421, 1079, 1537, 1113, 1436 „Hörer“ kamen. Außerdem aber entsprechen den Vorlesungen auch die Seminarien und Institute aller Art im Dienste des wissenschaftlichen Unterrichts. Diese Institute im einzelnen aufzuführen, verbietet der Raum; wir können nur einzelnes herausheben. Die weit größte Anzahl solcher Institute, die für den unmittelbaren, praktischen und anschaulichen Unterricht, für die Übung der Lernenden, bestimmt sind, gehören erklärlicherweise der medizinischen Fakultät an.

Die theologische Fakultät besitzt:

1 Theologisches Seminar, 1 Praktisch-theologisches Seminar, 1 Christlich-archäologisches Seminar;

die juristische:

1 Juristisches Seminar, 1 Seminar für deutsches Recht, 1 Kriminalistisches Seminar;

der philosophischen sind die folgenden zugeteilt:

Philosophisches Seminar, Psychologisches Seminar, Institut für Altertumskunde (geteilt in eine historische und eine philologische Abteilung), Historisches Seminar, Staatswissenschaftlich-statistisches Seminar, Germanistisches Seminar, Seminar für romanische Sprachen, Seminar für englische Philologie, Mathematisches Seminar, Seminar für wissenschaftliches Rechnen, Musikhistorisches Seminar, Seminar für osteuropäische Geschichte und Landeskunde, Indogermanisches Seminar, Sinologisches Seminar, Seminar für orientalische Sprachen, der Archäologische Apparat, das Institut für Meereskunde, das Geographische Institut, der Kunsthistorische Apparat.

Die medizinische Fakultät zählt etwas über 40 verschiedene wissenschaftliche Institute von denen eine große Anzahl mit dem Charitékrankenhaus in Verbindung steht, das mit 13 dirigierenden Ärzten, 6 Prosektoren und 96 Assistenzärzten allein wie eine medizinische Stadt erscheint. Derartige „Institute“ sind auch das Museum für Naturkunde, das Botanische Museum, das Pflanzenphysiologische und das Technologische Institut; ferner die staatliche Sammlung ärztlicher Lehrmittel und, für alle Fakultäten gleichmäßig bestimmt, noch die Universitätsbibliothek, die an anderer Stelle nochmals erscheint.

Eine Vergleichung mit einigen anderen Universitäten in Deutschland ergibt an Zahlen der Studierenden (und Hörer) für das Studienjahr 1913—14:

	Sommer	Winter
Berlin	11 646 (798)	14 211 (1113)
Bonn	4 741 (439)	4 650 (432)
Leipzig	6 003 (216)	6 463 (256)
Alle deutschen Universitäten zusammen	68 091 (4585)	70 024 (5518)

An die Seite der Universität tritt noch die Fachschule der „Kaiser-Wilhelm-Akademie für militärärztliches Bildungswesen“, welche im Jahre 1913/14 im Sommersemester 482, im Wintersemester 494 Studierende hatte. Diese berühmte Anstalt war im Jahre 1795 von dem Militärarzt, dem späteren Generalchirurgus Görcke, unter dem Namen „Chirurgische Pepiniere“ im Interesse der Armee gegründet worden, der nach der Herstellung der Universität auch das Collegium medico-chirurgicum (s. oben) reformierte und es zu der medizinisch-chirurgischen Akademie ausgestaltete. Aber 1895 wurden die beiden genannten militärärztlichen Lehranstalten zu jener Kaiser-Wilhelms-Akademie miteinander verschmolzen.

Hinsichtlich der preussischen „Akademie der Wissenschaften“ in Berlin braucht hier nur die Skizze aus ihrer Geschichte im Vorhergehenden erinnert zu werden. Ihre stillere, geräuschlose, rein wissenschaftliche Arbeit, die anfänglich vom Staate karglich mit finanziellen Mitteln gefördert wurde, erfahren weitere Kreise gemeinhin nur zuweilen durch die Presse.¹⁾

Auch das Deutsche Reich hat eigene wissenschaftliche Institute, natürlich in der Reichshauptstadt. Nicht übergehen können wir die 1910 gestiftete „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften“ (vornehmlich der Naturwissenschaften).

Die Schwesteranstalt der Universität, die Technische Hochschule, hat ihren Sitz in der Schwesterstadt Charlottenburg. Sie umfaßt die Abteilungen:

1. für Architektur (mit 12 Professoren und Honorarprofessoren, 9 Dozenten, 12 Privatdozenten),
2. für Bauingenieurwesen (mit 11 Professoren und Honorarprofessoren, 5 Dozenten, 6 Privatdozenten),
3. für Maschineningenieurwesen (mit 15 Professoren und Honorarprofessoren, 8 Dozenten, 18 Privatdozenten),
4. für Schiffs- und Schiffsmaschinenbau (mit 7 Professoren und Honorarprofessoren, 2 Dozenten, 1 Privatdozent),
5. für Chemie und Hüttenkunde (mit 10 Professoren und Honorarprofessoren, 8 Dozenten, 29 Privatdozenten),
6. für allgemeine Wissenschaften, besonders Mathematik und Naturwissenschaft (mit 8 Professoren und Honorarprofessoren, 9 Dozenten, 21 Privatdozenten).

¹⁾ Sie gliedert sich in eine physikalisch-mathematische und ein philosophisch-historische Klasse, denen gegenwärtig 28 resp. 32 Ordentliche Mitglieder angehören.

Zur Vervollständigung des Lehrkörpers gliedern sich diesem noch an: Konstruktionsingenieure, Assistenten und Lektoren; dem technischen Unterrichte dienen an der Hochschule 27 Sammlungen und 24 sogenannte Institute.

Kurz aufgeführt müssen noch die folgenden wissenschaftlichen Anstalten werden: die Königliche Sternwarte in Potsdam-Neubabelsberg, das Astronomische Recheninstitut in Dahlem, der Königlich Botanische Garten mit Museum in Dahlem, das Geodätische Institut in Potsdam, das Meteorologische Institut und Observatorium in Berlin und Potsdam, das Aeronautische Observatorium in Lindenburg bei Beeskow-Storkow und das Astrophysikalische Observatorium in Potsdam.

Diese großen und höchsten Bildungsinstitute, die sich auf alle Denk- und Tätigkeitszweige erstrecken, unterstehen dem Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts.

Dem Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten sind unterstellt: Die Königliche Landwirtschaftliche Hochschule¹⁾ (auch für Forstwissenschaft und Gartenbau) mit 58 Professoren und Dozenten, sowie die Königliche Tierärztliche Hochschule mit 27 Professoren und Lehrern, sowie 18 Assistenten und 9 wissenschaftlichen Hilfsarbeitern.

Hervorragend als Behörden für Bildungsstätten und Bildungszwecke zeigten sich uns schon im Vorhergehenden die Stadtverwaltungen, im größten Maßstabe dies natürlich die Verwaltung der Stadt Berlin. Die allgemeinen Unterrichtsanstalten hatten wir bereits berücksichtigt. Noch ist aber das Fach- und Fortbildungsschulwesen zu betrachten, welches ebenfalls einen bedeutenden Umfang angenommen hat. Wir finden, da eine städtische Höhere Technische Lehranstalt (die Beuthschule), eine Baugewerkschule, eine Höhere Fachschule für Textil- und Bekleidungsindustrie, zwei Allgemeine Handwerker-schulen und eine Tischlerschule. Außerdem aber noch eine ganze Anzahl von gewerblichen Lehranstalten, die unter dem Titel „Gewerbefaal“ in sieben Abteilungen zusammengefaßt werden. Daran schließt sich, teilweise direkt mit den genannten Schulen verbunden, das Fortbildungsschulwesen. Es gibt jetzt in Berlin zehn städtische Pflichtfortbildungsschulen für Jünglinge und, mit diesen verbunden, ebenso zehn für Mädchen, zu welchen letzteren noch eine „Verkäuferinnenschule“ kommt. Jede solche Schule hat im Durchschnitt etwa 3400 Schüler und 2000 Lehrlinge. Ferner aber sind Wahlfortbildungsschulen vorhanden, die der freien, zwanglosen Fortbildung dienen: je 11 für Jünglinge und für Mädchen (mit im ganzen ungefähr 12000 Schülern), 1 für Taubstumme, 1 für Blinde und 2 Hilfsfortbildungsschulen. Weiter sind zu verzeichnen als private Fortbildungsschulen: 11 Kaufmännische für männliche, ebenso 5 für weibliche Angestellte, und außerdem noch Einzelkurse, deren Kosten von Privaten getragen werden, wie z. B.: Handels- und Sprachenkurse des Deutschen Handels-Vereins, das Fortbildungsinstitut für

¹⁾ Die deutsche wissenschaftliche Landwirtschaftslehre hat ihren Ausgang von der Mark genommen. Aus seinem Geburtslande Hannover wurde 1804 der berühmte Albrecht Thaer hierher gerufen, der bei Wriezen in Möglin seine berühmte Musterwirtschaft nebst Lehranstalt errichtete, bis er 1810 Professor an der Universität Berlin wurde († 1828). Auch sein Enkel Konrad Wilh. Albr. Thaer war ein ausgezeichnete Landwirtschaftslehrer.

Zahnärzte, die Lehrkurse des Letzereins für Mädchen u. ä.; dann die Innungs-, Fach- und Fortbildungsschulen für 22 verschiedene Gewerbe.¹⁾

Als Spiegel der geistigen Regsamkeit einer Bevölkerung dürfen auch Bibliotheken und Lesegelegenheiten gelten. Und was ist hierin der Berliner Einwohnerschaft alles geboten! Wir zählen 92 Bibliotheken und geben nach den statistischen Aufnahmen folgende Tabelle der wichtigsten für zwei der letzten Jahre:

	Zahl der vorhandenen Bände		Zahl der verliehenen Bände	
	1912	1913	1912	1913
Städtische Volksbibliotheken	235 291	236 179	1 560 519	1 648 097
Königliche Bibliothek	1 221 387	1 263 683	581 013	524 854
„ Universitätsbibliothek	558 019	583 156	66 103	76 157
Bibliothek des Abgeordnetenhauses	120 000	124 000	61 403	68 424
„ der Kaiser-Wilhelm-Akademie	70 436	72 170	7 447	8 061
„ des Kunstgewerbemuseums	41 800	42 875	129 527	139 214
„ der Hochschulen für die bildenden Künste	14 584	14 862	249	239
„ des Großen Generalstabs	89 000	90 000	7 922	7 900
„ des Kgl. Preuß. Oberverw.-Gerichts	28 947	29 984	42 200	42 300
„ der Deutsch. Gesellschaft für eth. Kultur	9 150	9 360	46 133	47 160
Jüdische Lesehalle und Bibliothek	8 300	9 000	3 912	4 027
Städtische Öffentliche Bibliothek und Lesehalle	20 586	21 254	83 753	85 851

Hervorragend wichtig sind aber für eine Bildungstatistik die 28 städtischen Volksbibliotheken und Lesehallen in Berlin, deren Gesamtbestände sich parallel ihrer zahlenmäßigen Benutzung folgendermaßen entwickelt haben:

	Bestände	Benutzung
1906	167 787 Bände	1 344 079 Bände
1907	177 616 „	1 419 688 „
1908	186 489 „	1 524 876 „
1909	193 366 „	1 562 621 „
1910	210 724 „	1 564 445 „
1911	216 890 „	1 544 581 „

¹⁾ Gelegentlich der Fach- und Berufsschulen darf noch der militärischen Lehranstalten gedacht werden. Die Kriegsakademie war schon erwähnt worden. Sie war 1810 aus der Vereinigung der Ingenieur-Akademie (gegr. 1788), der Artillerie-Akademie (gegr. 1791) und der Akademie Scharnhorsts (gegr. 1804) entstanden. Ihr wurde 1816 eine neue „Artillerie- und Ingenieurschule“ zugesellt; seit 1903 führt sie den Namen „Militärtechnische Akademie“. Hierher gehören auch die Hauptkadettenanstalt in Berlin-Lichterfelde, die Kadettenhäuser in Köslin und Potsdam, sowie die Unteroffizierschule zu Potsdam. — Ferner ist noch die Bergakademie (seit 1863) zu nennen. Freien hochschulartigen Charakter tragen die von Vereinen ins Leben gerufenen „Volkshochschulen“: das Viktoria-Lyzeum, die Humboldt-Akademie, die Lessing-Hochschule und andere Vortragskurse. Große Verdienste haben auch die Vorträge des vom Direktor Fr. Goerke geleiteten wissenschaftlichen Theaters der Gesellschaft „Urania“ und die an der Sternwarte zu Creptow gehaltenen.

Ähnliche Anzeigen für die geistige Nahrung einer Stadt sind die erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften, sowie die vorhandenen Vereinigungen zu wissenschaftlichem Gedankenaustausch. Berlin liefert nun zwar Zeitungen nicht allein für sich selbst, sondern im Gegenteil für halb Deutschland, indes ist ein großer Teil der Leserschaft schließlich doch in Berlin selbst, und die Herstellung der periodischen Blätter stellt an sich schon eine Summe höherer geistiger Tätigkeit dar. Es erscheint in Berlin die Kleinigkeit von 1518 Zeitungen und Zeitschriften, unter denen als wissenschaftliche herauszuheben sind:

- 17 für Chemie und Pharmazie.
- 8 „ Elektrotechnik.
- 15 „ Geographie und Geschichte.
- 41 „ Mathematik und Naturwissenschaft.
- 100 „ Medizin.
- 28 „ Pädagogik.
- 9 „ Philologie und Altertumswissenschaft.
- 3 „ Philologie.
- 104 „ Rechts- und Staatswissenschaft.
- 12 „ Sozialpolitik.

Dem entspricht auch die Tatsache, daß man in Berlin zurzeit etwa 975 Buchhandlungen aller Art zählt, ungerechnet der ungefähr ebenso großen Zahl von Papierhandlungen, die meist ebenfalls einen Büchervertrieb in kleinem Maßstabe mit pflegen.

Unter ungefähr 1320 hauptstädtischen Vereinen finden sich 99, die sich als wissenschaftliche bezeichnen. Zu den Vereinen mit Bildungszielen müssen auch die Turnvereine gerechnet werden. Es bestehen in Groß-Berlin zwei große Körperschaften des Turnwesens: die Berliner Turnerschaft, die sich in vier Gaue gliedert, welche wieder verschiedene Abteilungen umfassen, und der Deutsche Turnerbund (Berliner Bezirk des Gaues Brandenburg) mit 16 Vereinen. Außerdem gibt es noch sechs freie Turnvereine. Ein allgemeiner Turnplatz befindet sich an der Stelle, da Jahn sein Wirken begann, auf der „Hasenheide“ Nr. 98—107. Im übrigen geben die Turnhallen der Schulen die Turnplätze ab.¹⁾

¹⁾ Verschwindend nur können im Verhältnis zu dem in der Provinz- und Reichshauptstadt Beachtenswerten die Bemühungen der kleineren Provinzstädte sein, auch ihrerseits ein Interesse an Fortbildung und Wissen über das unmittelbare Schulwesen hinaus zu betätigen. Einige Daten mögen jedoch um der Gerechtigkeit willen dieses Interesse bestätigen. Es befitzen die nachfolgenden märkischen Städte nennenswerte wissenschaftliche Institute oder Vereine:

Brandenburg a. d. H.: Historischer Verein (gegr. 1868).

Prenzlau: Uckermärkischer Museums- und Geschichtsverein.

Potsdam: Geodätisches Institut nebst astrophysikalischem Observatorium usw. (vgl. S. 551).

Frankfurt a. d. O.: Ministerialbibliothek der Marienkirche. Historischer Verein für Heimatkunde (1861). Naturwissenschaftlicher Verein (gegr. 1883).

Landsberg a. d. W.: Verein für Geschichte der Neumark.

Friedrichshagen b. Berlin: Königl. Institut für Binnenfischerei (seit 1908), hervorgegangen aus der Biologischen Station des Deutschen Fischereivereins.

Selbst im Verhältnis zu der gewaltigen Bevölkerungsziffer der Reichshauptstadt geben alle diese Zahlen in ihrer Gesamtheit doch einen Begriff von der hier herrschenden außerordentlichen geistigen Regsamkeit und Tätigkeit auf allen Bildungsgebieten, und mit dieser stolzen Übersicht können wir voll Genugthuung die Darstellung von Entwicklung und Stand der Bildung und der Wissenschaft in der Mark in Vergangenheit und Gegenwart schließen.

Eberswalde: Königl. Forstakademie (seit 1850). Damit verbunden: die Hauptstation des forstlichen Versuchswesens für Preußen, mit einer Bibliothek von zirka 19 000 Bänden. Verein für Heimatkunde.

Guben: Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde (Gründer, Leiter und Herausgeber der wertvollen „Mitteilungen“ des Vereins ist zurzeit Prof. Dr. Hugo Jentsch) mit Zweigvereinen in Cottbus, Forst und Lübben.

Müncheberg: Verein für Heimatkunde des Kreises Lebus (gegr. 1865).

Außerdem hat das wachsende Interesse für die Geschichte und Natur der engeren Heimat zur Gründung zahlreicher Ortsmuseen geführt. Solche bestehen außerhalb Groß-Berlins in: Beeskow, Bernau, Brandenburg, Calau, Cottbus, Croßen, Cüstrin, Dahme, Droffen, Eberswalde, Forst, Frankfurt, Freienwalde, Friesack, Fürstenwalde, Havelberg, Heiligengrabe, Landsberg, Lübben, Luckau, Luckenwalde, Müncheberg, Nauen, Neuruppin, Perleberg, Potsdam, Prenzlau, Rathenow, Schwiebus, Senftenberg, Sorau, Spandau, Wittstock. Infolge ihrer streng wissenschaftlichen Aufstellung sind besonders die Museen in Guben und Prenzlau wertvolle Anstalten geworden.